

Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm u. Almut Sülzle (Hgg.): *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: Springer VS, 2017. VIII, 450 S. m. 1 Abb.

Fast dreißig Jahre nach der ersten Sitzung einer Bremer Deutungswerkstatt unter Maya Nadig, zwanzig Jahre nach dem Einrichten einer Supervisionsgruppe am Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen (1998 durch Utz Jeggle) und vier Jahre nach einer vorbereitenden Tagung in Bremen erscheint der vorliegende Band, der nun das Grundlagenwerk zu diesem Verfahren darstellt. Weniger das runde Jubiläum von Tübingen, eher die große Attraktivität, zeitgenössische, komplexe Themen ethnografisch zu erforschen, haben die KulturwissenschaftlerInnen *Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm* und *Almut Sülzle* dazu veranlasst, ein Werk mit 24 Beiträgen von rund dreißig AutorInnen aus verschiedenen Disziplinen vorzulegen.

Mittelpunkt von „Ethnografie und Deutung“ ist die Darstellung und Anwendung eines Verfahrens, das sich, so die AutorInnen, bei der Auswertung empirischer Daten als überaus hilfreich erwiesen hat: die Präsentation der eigenen Forschung und anschließende (Selbst-) Reflexion der eigenen Rolle im Feld in Supervisionsrunden. Das vorliegende Sammelwerk zeigt anhand von Beispielen aus ganz verschiedenen Forschungsbereichen vor allem die Chancen des gemeinsamen Interpretierens von Forschungsdaten, das folgenden Regeln gehorcht: In geschützten, zum Teil fest über Jahre bestehenden Gruppen, die von einer einschlägig ausgebildeten Person geleitet werden, stellen die Teilnehmenden kurze Texte aus ihrem Forschungskontext vor, die zuvor der Runde zugänglich gemacht worden sind. Die anwesenden KollegInnen reagieren auf diese Texte spontan und in großer Offenheit, indem sie frei assoziieren. „Das sich in der Deutungsgruppe Artikulierende besitzt häufig eine triangulierende Funktion: Ein Phänomen, von dem die Forscherperson bereits wusste oder zumindest eine Ahnung hatte, das sich bislang jedoch nicht im Material dingfest machen ließ, tritt plötzlich im Assoziationsprozess der Supervision zutage“ (Jochen Bonz u. Katharina Eisch-Angus, 45). Auf diese Weise würden sich Fragen lösen und Fälle könnten neu betrachtet und interpretiert werden. Ziel der Gruppe sei es, das Datenmaterial so zu entfalten, dass es „der forschenden Person hilft, möglichst umfassend zu verstehen, was im Material an Informationen, an Aussagen über das Untersuchungsfeld enthalten ist“ (Jochen Bonz, 207). Die Supervisionsgruppen spannen ferner, so die HerausgeberInnen, einen „reflexiven Deutungsraum“ (6) auf, der sehr präzise auf die Subjektivität der Forschenden hinweist und zeigt, wie die „Wahrneh-

mungsweisen, Beziehungsformen und kulturelle Prägungen, die die forschende Person im Laufe ihres Lebens erworben hat“ (10), in die Forschung eingeflossen sind. Die HerausgeberInnen und VerfasserInnen plädieren mit Maya Nadig dafür, diese „subjektiven Verzerrungspotenziale“ (10) nicht zu eliminieren, sondern sie als sogenannte „Irritationen“ erkenntnisleitend einzusetzen und zu nutzen.

Die Einleitung umfasst die genaue Darstellung der Methode und deren historische Herleitung: die Wurzeln in der Ethnopschoanalyse bei Georges Devereux, fußend auf dessen Konzept der Übertragung und Gegenübertragung, die Fortführung bei Florence Weis, Maya Nadig und Mario Erdheim und die Verästelungen in die Kulturwissenschaft vor allem zu Utz Jeggle. Dem Prinzip, problematische Fälle in einer Gruppe zu besprechen, liegen ferner die sogenannten Balint-Gruppen zugrunde, die auf den ungarischen Psychiater und Psychoanalytiker Michael Balint zurückgehen und von diesem seit den 1950er Jahren für den kollegialen Austausch entwickelt worden waren.

An die Einleitung schließen sich drei Großkapitel an, deren Inhalte aus Platzgründen hier nur angedeutet werden können. In „Methodologisches: Reflexive Subjektivität in der ethnografischen Feldforschung“ (27–227) geben VertreterInnen der Grazer, Tübinger, Bremer und Berliner Supervisionsgruppen Einblicke in ihre Arbeiten. Die vier Beiträge, die andernorts schon veröffentlicht worden sind, werden ergänzt durch grundsätzliche Aufsätze zu „Ethnopschoanalyse als reflektierter Beziehungsprozess“ (*Maya Nadig*), zur „Bedeutung von Gegenübertragungen“ in Forschungsbeziehungen (*Frank Müller*), zum Problem der Gegenübertragungen (*Bernd Rieken*), zum grundsätzlichen Verständnis von „Interpretation“ (*Brigitte Becker*) und zum Erkenntnisprozess innerhalb der Supervisionsgruppen (Jochen Bonz). Eignen sich die oben genannten Beiträge eher für die SpezialistInnen, so stellt „Die reflexive Couch“ des AutorInnen-Teams der Tübinger Supervisionsgruppe eine vorzügliche Einführung dar. Hier wird am Beispiel einer Textpassage über eine teilnehmende Beobachtung bei einer Jubilarfeier das Verfahren vorgeführt, indem besonders auf die Assoziationen eingegangen wird, die der Text bei den Teilnehmenden ausgelöst hat. Die Leiterin der Gruppe, *Brigitte Becker*, bezieht Stellung zum Text und rekonstruiert die Reaktionen der Teilnehmenden bei der Sitzung; die Autorin, *Ulrike A. Richter*, schildert ihre Position; eine Teilnehmerin, *Ute Karl*, stellt ihre Assoziation vor, die Supervisorin kommentiert zusammenfassend und die Autorin zeigt auf, welche Auswirkung die Sitzung auf ihre weitere Forschung und Auswertung hatte. Die „Couch“ einer Supervisionsgruppe steht demnach „nicht für pathologisierende Bevormundung, sondern symbolisiert einen geschützten Raum, der Freiheit und Spielräume hervorbringt, sodass Abwehrhaltungen, Tabuisierungen und Blockaden gelöst werden können. Dieser geschützte Rahmen ist die Basis, um die Scham vor vermeintlichen Fehlern zu überwinden, neue Verstehenszugänge zu entdecken und somit Einblick in die Grundlagen der ethnografischen Arbeit zu geben.“ (76)

Das zweite Großkapitel, „Zur Methodenpraxis der Feldforschungssupervision: Erfahrungen und Ergebnisse“ (229–345), dem vor allem die Vorträge der Bremer Tagung von 2014 zugrunde liegen, stellt den Mehrwert der Methode in ganz verschiedenen Kontexten vor. Ob bei der Erforschung von Motiven bestimmter Gruppen, ob im Umfeld von Emotionen, in Gemeindestudien oder bei Interviews mit ZeitzeugInnen – die ethnografische Deutungswerkstatt scheint jeweils dann besonders angeraten, wenn es gilt, der Komplexität eines Forschungsfeldes und dem Anspruch – gerade bei Dissertationen – gerecht zu werden. Gruppensupervision hat sich ferner als probates Mittel bewährt, die eigenen Verstrickungen aufzulösen, wenn die Forschenden selbst Teil des Forschungsfeldes sind, wie *Lydia Maria Arantes* überzeugend vorführt. Bei ihrer Promotion über „Räume textilen Schaffens“ half ihr das Verfahren zum Beispiel, Distanz zum Feld aufzubauen, gleichzeitig aber die Subjektivität in der Beschreibung nicht aufzugeben und die Flucht in das quantitative Paradigma zu reflektieren.

Der Beitrag von *Sebastian Kestler-Joosten* sei noch besonders hervorgehoben, denn der Autor führt eindringlich vor, wie ihn die Bemerkungen der Teilnehmenden der Supervisionsgruppe zu dem von ihm geführten Interview irritiert haben. Ihm fiel es sehr schwer, die Deutungsmacht über die von ihm produzierten Texte abgeben zu müssen. Frustration und Verunsicherung machten sich breit. Erst diese lösten jedoch eine Selbstreflexion aus, die zu einer umfassenderen Auswertung des Materials beitrug.

Im letzten Kapitel, das den „Kontexten und Ausblicken supervidierter ethnografischer Interpretationsgruppenarbeit“ (347–438) gewidmet ist, finden sich wieder vermehrt grundsätzliche Beiträge, die ebenfalls alle bereits andernorts abgedruckt worden sind. Diese Aufsätze spannen den Bogen zurück zur Einleitung und zum ersten Teil des Buches. Sie reißen übergeordnete Fragestellungen an: Katharina Eisch-Angus erinnert an Utz Jeggle und seine zehn Thesen zur Feldforschung; *Mario Erdheim* schreibt über „Die Zukunft der Ethnopsychanalyse“; Katharina Eisch-Angus und Marion Hamm loten aktualisiert die „Poesie des Feldes“ aus; *Hans Borse* stellt gruppenanalytische Fallrekonstruktionen vor und *Andrea Ploder* und *Johanna Stadlbauer* betonen mit hoher Reflexivität das Gemeinsame von Autoethnographie und Ethnopsychanalyse.

Ein Verzeichnis der Viten der fast dreißig AutorInnen, allen voran KulturwissenschaftlerInnen, aber auch PsychotherapeutInnen und PsychologInnen, beschließt den Band.

Für wen eignet sich „Ethnografie und Deutung“? Zweifellos handelt es sich um ein Standardwerk zu diesem Verfahren, das zahlreiche Anwendungsbeispiele enthält und auch durch die eher theoretischen Kapitel weiterführende Anregungen liefert. Zudem halten die ausführlichen Literaturangaben am Ende jedes Aufsatzes alles das fest, was im Umfeld des Themas veröffentlicht wurde. So deckt der Band das ab, was Fachleute von ihm erwarten; gleichzeitig bieten Einleitung und einzelne Artikel, wie die oben zitierten, auch eine gute

Grundlage für EinsteigerInnen. Einige Beiträge wie jene sehr anschaulichen von *Lydia Maria Arantes*, *Friederike Faust*, *Kiana Ghaffarizad* und *C. Grasmeyer* laden sogar dazu ein, das Verfahren auch im Bachelor-Studium vorzustellen.

So bleibt festzuhalten, dass hier ein Grundlagenwerk entstanden ist, dessen Lektüre sich für Versierte wie für AnfängerInnen lohnt.

Esther Gajek, Regensburg

Holger Meyer, Christoph Schmitt, Stefanie Janssen u. Alf-Christian Schering (Hgg.): *Corpora ethnographica online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet*. Münster u. a.: Waxmann, 2014. 320 S. m. Abb., z. T. farbig. (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 5).

Dass die digitalen Medien und Verarbeitungsmöglichkeiten in den vergangenen Jahren eine ungeahnte Entwicklung genommen haben, ist wohl ebenso ein Gemeinplatz geworden wie die Klage darüber, dass die Anwendungsstrukturen für die umfangreichen ethnographischen Sammlungen und Archivalien den technischen Möglichkeiten (auch aufgrund fehlender Ressourcen) weit hinterherhinken. Die Bewunderung für die Fülle an Quellen – von Feldnotizen über Briefe bis hin zu ausgearbeiteten Materialsammlungen –, die von Forschern seit dem 18. Jahrhundert noch ohne die Hilfe von Computern und Datenbanken zusammengetragen und erschlossen wurden, zeigt sich wohl bei allen, die mit solchem historischen Material arbeiten. Diese Fülle ist wissenschaftliche Chance und methodische Last zugleich, denn selten dürfte jemand den Schatz an Informationen, der sich in den Sammlungen und Archiven befindet, so gut kennen wie einst die Erhebenden beziehungsweise die „Gatekeeper“, die Archivare und Kustoden. Und so steht das wissenschaftliche Potenzial einer Sammlung häufig in einem eigenartigen Missverhältnis zu Nutzung und Benutzbarkeit. Hier bietet sich der Einsatz digitaler Medien und Arbeitsumgebungen an, die nicht nur geeignet sind, eine große Menge an Material zu erfassen und zu strukturieren, sondern auch neue Formen der Erschließung und Darstellung sowie weiterer Erhebungen bereitzustellen. Diese Problemlagen, die mittlerweile unter dem Label der Digital Humanities firmieren, waren auch Ausgangspunkt der Tagung „Corpora ethnographica online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet“ vom 26. bis 28. 9. 2012 in Rostock, deren Ergebnisse in Form von 23 Beiträgen mit der hier zu besprechenden Publikation vorliegen.

Nach der Einführung von *Christoph Schmitt* sind die Beiträge in fünf Themenblöcken angeordnet. In „I. Akteure ethnographischer Feldforschung online“ werden aktuelle Projekte zu vorhandenen Nachlässen, Sammlungen und Archiven – unter anderem von Alexander von Humboldt, Walter B. Spencer und Francis J. Gil-

len, Richard Wossidlo, Adolf Spamer und Boris Orel – mit ihren jeweiligen Herausforderungen vorgestellt. Der zweite Block „II. Online-Spezialarchive zur Erzähl- und Liedforschung“ behandelt spezielle Plattformen, die sowohl der Bereitstellung von Digitalisaten als auch der Kooperation dienen. „III. Digitale Museen“ widmet sich den Schnittstellen von Depot, Museumskatalog und Internet sowie den damit verbundenen Möglichkeiten der Vernetzung. Gerade die Möglichkeiten der Einbindung in übergeordnete Strukturen der Bereitstellung werden in „IV. Fachportale, Archiv- und Bibliotheksportale“ angesprochen, vom Katalog der wissenschaftlichen Sammlung über das Sondersammelgebiet Volks- und Völkerkunde bis hin zur Deutschen Digitalen Bibliothek. Der letzte Block „V. Nachhaltigkeit (analoge Langzeitsicherung)“ ist mit seiner analogen Ausrichtung hier nur scheinbar paradox angesichts der Tatsache, dass die digitale Langzeitsicherung nach wie vor ein ungelöstes Problem ist.

Da Kurzzusammenfassungen der inhaltlichen Tiefe der durchwegs lesenswerten Beiträge unangemessen wären, sollen im Folgenden zentrale Aspekte des Bandes herausgegriffen werden. Die Digitalisierung selbst, also die Verwandlung analoger Archivalien und Sammlungsbestände in Dateien, werden vor allem in Hinblick auf die nötigen finanziellen Ressourcen und technischen Herausforderungen angesprochen. Speziell wenn keine standardisierten Formate vorliegen und die Digitalisierung per Hand erfolgen muss, werden die Besonderheiten des heterogenen ethnographischen Materials sichtbar. Eng damit verbunden sind die Fragen nach der Erfassung und Erschließung der Digitalisate, für die – gerade bei handschriftlichen Notizen und nicht standardsprachlichen Tonaufzeichnungen – nach wie vor keine technischen Lösungen vorliegen. Die mühsame Arbeit des Transkribierens, teilweise unterstützbar durch kollaborative Möglichkeiten des Crowdsourcings (also der Beteiligung freiwilliger Mitarbeiter über das Internet), ist eine der zentralen und zeitaufwändigsten Schnittstellen zwischen Material und Computerumgebung. Dabei erlauben es die technischen Möglichkeiten auch, Sammlungen zu vereinen, die in physischer Form auf verschiedene Standorte verteilt sind.

Das gastgebende Projekt WossiDiA, das digitale Wossidlo-Archiv in Rostock, zeigt hierbei eine besonders anregend ausgearbeitete Form der Erschließung auf. Durch die Mehrfachvernetzung von Digitalisaten in sogenannten „Hypergraphen“, also je nach Person, Ort, Beruf, Begriff, Medium usw., wird es möglich, das digitalisierte Material nicht nur auf eine einmalige Weise durchsuchbar zu machen, sondern auch Anknüpfungspunkte für weitere Archivbestände zu schaffen. Eine Feldnotiz mit einem Begriff, einem Namen und einem Ort lässt sich mit weiteren Quellen zum Beispiel für eine Begriffsgeschichte, eine Biographie oder eine Ortschronik verwenden. Ebenso lassen sich hier schon vorhandene Texte und Bücher, etwa Auswertungen und Forschungsarbeiten, mit einbinden. Deutlich wird hierbei aber auch das Schnittstellenproblem und das Ringen um gemeinsame Standards, die jenseits der technischen

Aspekte vermutlich mit die größten Schwierigkeiten darstellen.

Eine besondere Herausforderung bleiben die Möglichkeiten des Auffindens von relevanten Digitalisaten in übergreifenden Plattformen wie etwa der Deutschen Digitalen Bibliothek. Hier wird im Grunde die gigantische Menge an Informationen und Material sichtbar, die durch die Digitalisierung erstmals in die Reichweite einer umfassenden Betrachtung rücken – und sich durch ihre schiere Fülle gleichzeitig wieder entziehen. Abgesehen von den nötigen Aufgaben einer sinnvollen Erschließung und Strukturierung stellt sich insgesamt aber auch eine Frage, die Christoph Schmitt zu Recht am Anfang stellt: Soll man wirklich alle Dinge ins Licht rücken – oder gibt es Argumente dagegen? Gerade diese editions-ethischen Aspekte sind nach wie vor noch wenig beleuchtet.

Der Tagungsband macht deutlich, dass die aktuellen Arbeiten der Digitalisierung, Erschließung, Vernetzung und Präsentation wiederum nur ein Zwischenschritt sind. Weder sind sie abschließbar, da neue Fragestellungen unter Umständen auch neue Formen der Auswertung erfordern, noch stellt selbst ein komplett digitalisiertes und erschlossenes Archiv einen Endpunkt dar – es bleibt ein Instrument für Forschende, für die die Arbeit meist hier erst beginnt. Was der Band logischerweise noch nicht leisten kann, das sind die Fragen nach dem „Wie geht es weiter?“, die sich beim Lesen aufdrängen. Wie werden sich Arbeitsweisen angesichts der aktuell entstehenden Datenmengen verändern? Wie verändern sich die Sammlungen, wenn sie digitalisiert und tiefgehend erschlossen werden? Welche neuen Arbeitsroutinen entstehen und wie verändern sich damit die Wahrnehmungen? Wie wirken die Sammlungen in ihrer Zugänglichkeit wiederum auf weitere Akteure zurück? Diese Fragen machen deutlich, dass die Digitalisierung ethnographischer Sammlungen auch weiterhin eine interdisziplinäre Aufgabe bleiben wird, wie es im vorliegenden Band bereits sichtbar wird, speziell auch in der Zusammenarbeit von Fachwissenschaften und Informationstechnologie. Deutlich werden aber auch die Probleme, die den in der Regel doch durchaus aufwändigen Projekten in der Förderlandschaft begegnen. Denn die meisten Digitalisierungsprojekte sind damit konfrontiert, dass für eine langfristige Aufgabe (und jede Datenbank ist nur so gut wie ihre Pflege) in der Regel nur befristete Projektförderungen zur Verfügung stehen.

Ein wenig paradox mutet an, dass der Tagungsband angesichts des Themas beim Verlag nur als Druckwerk und nicht als E-Book erhältlich ist, eine PDF-Fassung findet sich nur versteckt auf der Projektwebsite. Gerade angesichts des enormen Entwicklungstempos technischer und struktureller Möglichkeiten bei der Digitalisierung wäre zudem zu fragen, ob die gewohnten Arbeitsabläufe und die Reihung von Tagung, Vortrag, Publikation nicht erweitert werden könnten, etwa indem die vorliegenden Beiträge bei späterem Projektstand ergänzt oder zumindest mit Links auf neuere Arbeiten versehen werden können. Für eine künftige Tagung zur Digitalisierung und dem daraus entstehenden Tagungsband

mag das als Anregung dienen. Bis dahin sei das vorliegende Buch als fundierte Anregung für digitale Projekte wärmstens empfohlen.

Helmut Groschwitz, Berlin/München

Eckhard Bolenz, Lina Franken u. Dagmar Hänel (Hgg.): Wenn das Erbe in die Wolke kommt. Digitalisierung und kulturelles Erbe. Essen: Klartext, 2015. 177 S. m. Abb., Tab.

„Mixed Media“ heißt es zuweilen auf Objektbeschriftungen, und mit allem Möglichen – überdies dynamisch – hat es bekanntlich auch die Wissenschaft des Alltags bzw. haben es die ihr zugeordneten Gedächtnisinstitutionen zu tun. Deshalb müssen, „wenn das Erbe in die Wolke kommt“, Konzepte sowohl stimmen als auch in nützlichem Maß abgestimmt sein. So wurde das Thema „Digitalisierung und kulturelles Erbe“ auf der gemeinsamen Jahrestagung der Abteilung Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte und des Projekts „Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland – Wandel im ländlichen Raum 1900–2000“ (2013 bis 2017 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft) im November 2014 in Bonn unter konkreten Perspektiven angegangen. Überwiegend anhand von Fallbeispielen illustriert der Sammelband zur Tagung „Chancen und Nutzen aber auch Schwierigkeiten und Risiken der Möglichkeiten digitaler Speicherung, Darstellung und Nutzung kulturellen Erbes“ (Klappentext). Fokussiert werden dabei, mit lockerem Bezug auf die Gestaltung der Tagungspanel, die Schwerpunkte Wissensmanagement und Forschung sowie die Spannungsfelder, die sich aus den Determinanten Analog, Materiell, Immateriell, Digital und Virtuell ergeben.

Der folgenden inhaltlichen Besprechung sei vorausgeschickt, dass sie sich nicht streng an die Abfolge der Beiträge im Band hält. Nach einer Einführung durch *Eckhard Bolenz, Lina Franken* und *Dagmar Hänel* leiten *Gertraud Koch* (Wandel von Tradierungsprozessen und Perspektiven auf digitales Kulturerbe) und *Ruth-E. Mohrmann* in die Thematik ein (Kritik der Digitalisierung unter Differenzierung von Information und Wissen sowie eine Diskussion des Archivs). Dann wird eingetaucht in die Vielfalt der Quellen, die sich in der der Umsetzungsstrategien spiegelt. Die Dienststellen des Landschaftsverbandes Rheinland etwa verwahren gemäß der Projektseite Portal Alltagskulturen im Rheinland „Fotos, Filme, Interviewaufzeichnungen sowie hunderte von Objekten vom Werkzeug bis zur kompletten Kücheneinrichtung“; ausgehend von dieser Diversität diskutieren *Lina Franken* und *Dagmar Hänel* das DFG-Projekt hinsichtlich Datenkategorisierung und -systematisierung. *Christian Baisch* beschäftigt sich ebenfalls mit dem Portal Alltagskulturen und begibt sich mit dem Thema Metadatenstandards konkret auf den „Weg in die Wolke“ – nur über derartige Konventionen kann Vernetzung hergestellt werden. Bei Großprojekten wie der Europeana und der (auch

als Schnittstelle zur Europeana fungierenden) Deutschen Digitalen Bibliothek kommt dieser Faktor besonders anschaulich zum Tragen. *Alexandra Bloch-Pfister* gibt Einblick in das Projekt „Europeana 1914–1918“, ein Online-Archiv der Europeana, das „Alltagsquellen zum Ersten Weltkrieg“ digital repräsentiert. *Lisa Landes* zeigt anhand der Deutschen Digitalen Bibliothek, wie sich der „Zugang zu über 15 Millionen Schätzen aus deutschen Kulturerbe-Einrichtungen“ darstellt. Potentiale einer zentralen Zugriffsplattform für Archive, Museen und Bibliotheken, das Landesportal Kulturerbe Niedersachsen, bespricht *Frank Dührkohp* in seinem Beitrag zu „Publikation, Präsentation, Partizipation“.

Das oben anskizzierte Terrain einer Diskussion des digitalen Objekts hat *Werner Schweibenz* im Blick, mit der „Virtualisierung des Museums und seiner Objekte“ (Subtitel) im Sinne eines konstruktiven Prozesses, bei dem das Digitalisat einen Eigenwert als „Digitalifakt“ gewinnt und Digitalisierung zu einer integralen Komponente des Museums wird. Die Frage, wie – ausgehend vom zugänglich gemachten Digitalisat – Kontexte angemessen dicht transportiert werden können, diskutiert *Anna Menny* anhand des Beispiels digitalisierten jüdischen Erbes in Hamburg und zeigt dabei „Chancen und Herausforderungen“ (Subtitel) einer De-Lokalisierung im digitalen Raum auf. Ebenfalls im Feld Judaistik benennt *Thomas Kollatz* die Möglichkeiten einer fundierten Online-Datenbank: epidat widmet sich jüdischer Grabsteinepigraphik und trägt damit zur „Inventarisierung und Dokumentation historischer jüdischer Friedhöfe“ (Subtitel) bei. Ein Beispiel für Large scale-Digitalisierung gibt *Thomas Järmann* mit einem „Arbeitsbericht zum Forschungsprojekt ‚Broadcasting Swissness‘“, das Radioarchivbestände zur Materialbasis hat, genauer: tausende Magnetbänder der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft, die im Keller der Schweizerischen Nationalbibliothek schlummerten.

Es eignet Sammelbänden nun einmal, dass sich Rezipierende je nach individuellen Schwerpunkten und Interessen ihren Favoriten herauspicken: *Christoph Schmitt* und *Holger Meyer* führen in ihrem Beitrag „Semantische, räumliche und zeitliche Vernetzung regionaethnographischer Archive. WossiDiAs Hypergraphentechnik und ihr quellenkritischer Mehrwert für einen digitalen ‚Atlas der deutschen Volkskunde‘“ informatische Praxis und fachwissenschaftliche Reflexion in einer projektbezogenen Diskussion zusammen. Schmitt ist Leiter des Instituts für Volkskunde an der Universität Rostock sowie des dort angesiedelten DFG-Projekts „WossiDiA – digitales Wossidlo-Archiv“. Meyer wiederum leitet die technische Umsetzung dieses Projekts, der Datenbank-Experte ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Informatik an derselben Universität. Die Autoren zeigen den „Mehrwert [...] einer intelligenten Vernetzung regionaethnographischer Archive“ auf (84) und schlagen vor, das Material des ADV ebenfalls zu digitalisieren, gemäß der am Material der Sammlung Richard Wossidlos entwickelten Best Practice. Die für WossiDiA implementierten Hyperkantentypen

könnten sodann auch darauf angewendet und die beiden Korpora vernetzt werden. Damit eröffneten sich neue, vergleichende Perspektiven auf die Daten des ADV-Materials, jenseits des „kulturmorphologische[n] Paradigma[s], [das] sich weithin überlebt hat“ (85). Dies ist, wie ich meine, im besten Sinn ein Beispiel für digitale Geisteswissenschaft, die – interdisziplinär, kreativ und produktiv – den „Weg in die Wolke“ flankieren kann.

Andrea Schilz, München

Cornelia Eisler: Verwaltete Erinnerung – symbolische Politik. Die Heimatsammlungen der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler. München: De Gruyter Oldenbourg, 2015. 664 S. m. 12 Abb., 2 Tab. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 57).

Die Heimatsammlungen der Geflüchteten, Vertriebenen und Aussiedler (im Folgenden kurz Heimatsammlungen) sind Orte des Erinnerns. Sie hatten zunächst vor allem soziale Funktion als Treffpunkt und Identifikationsort, auch als Ort der geteilten Trauer. Später wandelten sie sich oft zum Zentrum der Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung, sind damit aber auch stets Ausdruck einer Abgrenzung der jeweiligen Gruppen innerhalb der Aufnahmegesellschaft. Gleichzeitig wollen sie für die Belange derer, die ihre Heimat verloren haben, werben und informieren: die nicht unmittelbar Betroffenen, Nachgeborene und die Einwohner der „Neuen Heimat“, die längst das „neu“ verloren hat. Nicht zuletzt waren sie lange Zeit auch ein stark politischer Ort, an dem erlittenes Unrecht und zugleich Ansprüche dokumentiert wurden. Oft übernahmen die „Patentstädte“ oder „-gemeinden“ der jeweiligen Region die Trägerschaft beziehungsweise stellten Räume im örtlichen Stadt- oder Heimatmuseum zur Verfügung. Hier bewegen sich die Heimatsstuben im Spannungsfeld zwischen Objekten lokaler Eingliederungspolitik und Elementen der betonten Desintegration.

Im Rahmen der „Dokumentation der Heimatsammlungen“, 2008 bis 2012 in Zusammenarbeit mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) vom Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel durchgeführt, entstand die vorliegende, 2014 als Dissertation angenommene Arbeit. Das Gesamtprojekt zielte darauf, „die Bedeutung der Heimatsammlungen und der in ihnen enthaltenen Kulturgüter“ zu betrachten und zu dokumentieren.¹ In Bayern übernahm dabei die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen den Auftrag des Sozialministeriums, die Heimatsammlungen zu erfassen. Die Ergebnisse sind in einer Publikation zusammengefasst,² die erhobenen Daten in eine Datenbank des BKGE eingeflossen.³ *Cornelia Eisler* stellt deutschlandweit rund 590 museumsartige Heimatsammlungen fest. Viele davon sind inzwischen bereits wieder geschlossen oder ihnen steht

dieses Schicksal in absehbarer Zeit bevor, bricht doch mit dem Abtreten der Erlebnisgeneration die wesentliche personelle Basis dieser Einrichtungen weg. Nicht zuletzt war diese Entwicklung auch Auslöser für die „Inventur“ durch die genannte Dokumentation. Zunächst erläutert die Autorin den historischen Kontext und die Rahmenbedingungen, geschaffen vor allem durch den „Kulturparagrafen“ 96 des Bundesvertriebenenförderungsgesetzes, und widmet sich dem Forschungsstand. Dabei zeigt sich, dass zwar, um mit Gottfried Korff zu sprechen, die Museen die am besten erforschten Kultur- und Bildungseinrichtungen der westlichen Welt sind, die Heimatsammlungen der Vertriebenen als spezielle Untergruppe des Genres Heimatmuseum dagegen bislang nur unzureichende Beachtung erfahren haben. Daraus entwickeln sich Eislers Fragestellungen nach Entstehungszusammenhängen und Funktionszuschreibungen der Heimatsammlungen, aber auch nach den Mentalitäten, die sie prägen und der Vorstellung von „Heimat“, die sie repräsentieren. Zudem werden die politisch-administrativen Strukturen, die hinter Gründung und Betrieb stehen beziehungsweise sie unterstützten, in den Fokus genommen.

Nach einem Überblick über die Geschichte der deutschen Heimatmuseen und dabei auch ihre versuchte Instrumentalisierung im damaligen Osten Deutschlands in der NS-Zeit („Grenzlandmuseen“) widmet sich Eisler detailliert der Gründungsgeschichte und den Initiatoren und Trägern der Heimatsammlungen ab 1945. Die ermittelten Gründungszeiten ergeben ab den frühen 1950er Jahren eine relativ konstante, in den 1970/80er Jahren vor dem Hintergrund des allgemeinen Museumsbooms ansteigende, danach deutlich abflachende Kurve (Schaubild S. 96). Bei der Untersuchung der Gründungen werden schnell Intention und hauptsächliche Sammlungsziele klar: Zum Rettungsgedanken, „Devotionalien“ aus der alten Heimat zu sichern, gesellt sich die Betonung ihres Zeugniswerts als Beweis für die frühere, gewaltsam beendete deutsche Besiedlung der jeweiligen Region – es entsteht quasi eine Legitimationsammlung. Da es in der Regel nicht möglich war, historisch oder kunstgeschichtlich besonders wertvolle oder auch großdimensionierte Objekte im Zuge von Flucht oder Vertreibung mitzunehmen oder später über die Grenze zu bringen, ergeben sich meist recht gleichförmige Sammlungen von Büchern, Karten, Schriftstücken und Hausrat wie etwa Porzellan, die durch Trachten – oft nachgeschneidert – oder Modelle bedeutender Bauwerke und Wappen ergänzt und in eigenwilliger, mehr laienhaft dekorierender als informierender Ästhetik präsentiert werden. Insgesamt rückt dabei die Pluralität der Erinnerung in den Hintergrund und es wird ein im Rückblick emotional-verklärtes, einheitliches Bild gezeichnet.

Für den Sammlungs Aufbau sind die Untersuchungen Eislers zu Provenienz und Akquise von Interesse. Dabei widerlegt sie die nicht haltbare These vom reinen „Fluchtgepäck“, zeigt die Zufälligkeit der erhaltenen Objekte auf und verweist darauf, dass ganze religiöse, politische oder ethnische Bevölkerungsgruppen nur in den seltensten Fällen repräsentiert sind: So finden sich

in den Heimatsammlungen kaum Gegenstände aus dem jüdischen Bereich, selbst wenn es in Herkunftsgebieten wesentliche jüdische Bevölkerungsteile gegeben hatte – sie waren bereits vor der Zwangsmigration deportiert oder ermordet worden. Entscheidend war neben vielen anderen Faktoren auch die Fluchtdistanz: In grenznahen Bereichen, etwa dem Egerland, war oftmals auch der Transport von Dingen, die nicht unmittelbar lebensnotwendig erschienen, möglich. Als ab den 1960er Jahren Verwandtenbesuche und Reisen in die ČSSR und nach Polen wieder erlaubt waren, nahmen die Heimatsammlungen einen neuen Aufschwung. Nun fanden geschmuggelte Kunstgegenstände, aber auch sentimentale Andenken der „Heimwehreisen“, von „Heimaterde“ mit ihrer speziellen Symbolik bis hin zu Grabsteinen, den Weg in den Westen. Oft gewährten die Patenstädte Ankaufsetats zur Erweiterung der Sammlungen. Zu ergänzen ist hier, dass mit der wachsenden Kontaktpflege mit den neuen Bewohnern der ehemals von Deutschen besiedelten Gebiete viele Geschenke oder im Austausch überlassene kunstgewerbliche Objekte oder Fotos und andere Andenken an grenzüberschreitende Treffen in die Ausstellungen gelangten.

Eisler befasst sich außerdem mit den kulturpolitischen Hintergründen der Heimatsammlungen und ihrer auch bundesländerspezifischen Ausprägung. Sie legt in diesem Zusammenhang dar, wie die vermeintliche grass roots-Bewegung der Sammlungen im Kontext der bundesrepublikanischen politischen Strukturen und Zielsetzungen zu sehen ist. In der DDR waren vergleichbare Sammlungen kein Thema – sie fanden hier erst nach der Wiedervereinigung als Import der westdeutschen Erinnerungspolitik Eingang in die Museumslandschaft. Ziel der genannten westdeutschen Kulturpolitik war auch eine Professionalisierung der aus museumsfachlicher Sicht oft fragwürdigen Einrichtungen. Sie fand statt durch die Förderung von Arbeitskreisen und Beratungsmaßnahmen, nicht zuletzt aber durch die Einrichtung landsmannschaftlicher Zentralmuseen wie des Donauschwäbischen Zentralmuseums in Ulm oder nach der Wende des Pommerschen Landesmuseums in Greifswald und des Schlesischen Museums in Görlitz. Natürlich waren stets auch die jeweiligen Akteure von ausschlaggebender Bedeutung, und so stellt die Autorin im Anhang ausgewählte Kurzbiographien von Personen aus Kulturpolitik, Wissenschaft und den Vertriebenenverbänden zusammen, die für die Entwicklung der Heimatsammlungen von Bedeutung waren.

Auch wenn es zu vermuten wäre: Das Kapitel Heimatsammlungen und Vertriebenenmuseen ist auch sieben Jahrzehnte nach Flucht und Vertreibung noch nicht abgeschlossen. Vor kurzem wurde im Straubinger Herzogsschloss ein „Schlesisches Schaufenster“ eingerichtet, das Sudetendeutsche Museum in München als zentrale Einrichtung für den „Vierten Bayerischen Stamm“ wird in wenigen Monaten eröffnet werden. Es wird der Thematik neue Impulse vermitteln, gleichzeitig Sammelbecken für Heimatsammlungen sein, welche die Zeit nicht überdauern können.

Anmerkungen

¹ Projektbeschreibung auf <http://www.bkge.de/Heimatsammlungen/> [17.12.2017].

² Michael Henker (Hg.): Die Heimatsammlungen der Sudeten- und Ostdeutschen in Bayern. München 2009.

³ <http://www.bkge.de/Heimatsammlungen/Verzeichnis/> [17.12.2017].

Wolfgang Stäbler, München

Reinhard Jakob (Hg.): Flucht. Flüchtlinge und ihre Habseligkeiten. Von 1945 bis heute. Fürstenfeldbruck: Landratsamt, 2016. 182 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Jexhof-Heft Nr. 32).

Der ansprechend gestaltete und bebilderte Band erschien zur gleichnamigen Ausstellung des Bauernhofmuseums Jexhof in Schöngesing bei Fürstenfeldbruck. Museumsleiter *Reinhard Jakob* hat für seine Publikation nicht nur ausgewiesene Migrationsforscher als Autoren gewonnen, sondern auch mit wenigen Mitarbeiterinnen und vielen ZeitzeugInnen ein breites Spektrum an biografischen Erzählungen zusammengetragen.

Angeregt durch die Flüchtlingskrise 2015 sollte die Ausstellung ursprünglich, so Jakob, „in diachroner Blickrichtung das Phänomen Flucht erfassen“ (9). Ein Sammelauftrag des Museums im Kreis Fürstenfeldbruck erbrachte jedoch vor allem Fluchtbiografien des Zweiten Weltkriegs; symptomatisch für den ungeminderten Aufarbeitungsbedarf innerhalb der Kriegskindergeneration, vielleicht aber auch für die Schwierigkeit der später Gekommenen, ebenfalls einen Platz in der öffentlichen Wahrnehmung zu beanspruchen.

Das Buch ist zweigeteilt. Der erste Abschnitt versammelt auf 48 Seiten fünf wissenschaftliche Aufsätze zur Thematik, der zweite 23 Fluchtbiografien; mit 112 Seiten Umfang ist er das Herzstück der Publikation. Beide Teile sind locker miteinander verbunden, die Schwerpunkte der Aufsätze decken sich teilweise mit denen der Fallbeispiele.

Zunächst bietet *Jochen Oltmer* (Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien [IMIS] der Universität Osnabrück) mit „Migration – eine Begriffsklärung“ (16–27) eine Neufassung seines 2012 erschienenen Artikels „Migration“ im Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Ein schneller Überblick mit globaler Perspektive und Fokus auf die Neuzeit: Bewegungsmuster, Motive, Kommunikationswege und Typen von Migration, unter denen Gewaltmigration am ausführlichsten behandelt wird. Zentrale Begriffe finden sich übersichtlich in Tabellen, zwei Kartengrafiken (wohl eine Ergänzung der Redaktion) zeigen die Herkunftsgebiete der deutschen Vertriebenen, die nach 1945 nach Bayern gekommen sind.

Auch der Beitrag „Aussiedler/Spätaussiedler“ (28–37) von *Jannis Panagiotidis* (ebenfalls IMIS, Osnabrück) dient einer Begriffsbestimmung. Diese ist eng verflochten mit der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte; die vergleichsweise kleine Gruppe der „Übersiedler“ in der

DDR wird kurz mitbehandelt. Der Autor beschreibt vier Phasen des (Spät-)Aussiedlerzuzugs mit jeweils wechselnder Rechtslage in den Ausgangsländern und in Deutschland. Die Phasen unterscheiden sich hinsichtlich des Umfangs, der Herkunftsgebiete und der Integrationsfortschritte der Ankommenden, aber auch der öffentlichen Meinung der Aufnahmegesellschaft. Dem aufschlussreichen Beitrag hätte lediglich ein Glossar historischer und wissenschaftlicher Begriffe (wie KSZE-Prozess, segmentierte Integration) gutgetan.

Matthias Schmidt-Sembdner (Kulturanthropologe/Europäischer Ethnologe an der Universität Göttingen) befasst sich in zwei Beiträgen mit aktuellen Fragen. „Die Europäisierung der Migrationspolitik – von der Idee einer europäischen Außengrenze bis zum Sommer der Migration“ (28–45) behandelt die Etappen, in denen Flucht und Migration seit den 1980er-Jahren zum Handlungsfeld der EU geworden sind. Im Wesentlichen lässt sich dieser Prozess an Verträgen und Abkommen verfolgen, teils als rechtliches Nachspiel dramatischer Ereignisse. Tendenziell, so der Autor, versuche die EU Migration innerhalb ihrer Grenzen zu steuern, während sie die von außerhalb kriminalisiere. Im zweiten Aufsatz „Die langen Fühler der Migrationskontrolle: Europas Migrationspolitik in Marokko, Mauretanien und Mali (46–53)“ behandelt Schmidt-Sembdner die negativen Folgen für außereuropäische Staaten, die Teil der EU-Politik geworden sind. Eine Kartengrafik veranschaulicht die Schlüsselrouten von Afrika nach Europa. Der abschließende Aufsatz der Historikerin *Angelika Schuster-Fox* (Bayerisches Nationalmuseum, München) fußt wesentlich auf ihren 1998 veröffentlichten Forschungsergebnissen. „Die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im Landkreis Fürstentum nach dem Zweiten Weltkrieg“ (54–63) widmet sich dem räumlich-zeitlichen Rahmen, dem die meisten nachfolgenden Fluchtbiografien zuzuordnen sind. Der Beitrag beschreibt – teils mit Blick auf ganz Bayern – Anfangsschwierigkeiten und schrittweise Integration der Angekommenen, vor allem in den Wohnungs- und Arbeitsmarkt. Mit 24 Prozent lag ihr Bevölkerungsanteil in der Region 1950 knapp unter dem Landesdurchschnitt, in einzelnen Dörfern jedoch bei 30 Prozent. Wie ganz Bayern profitierte die vormalige Agrarregion vom innovatorischen Potential der Nachkriegsflüchtlinge. Der Aufsatz wechselt zwischen Lokalgeschichtsschreibung (mit gutem Bildmaterial und Grafiken) und bayerischer Landesperspektive; die Beschränkung auf Ersteres hätte ihm möglicherweise gutgetan und eine noch differenziertere Darstellung erlaubt.

Im nun folgenden Hauptteil des Buchs finden sich 23 biografische Erzählungen, chronologisch geordnet nach dem jeweiligen Zeitpunkt der Flucht. Dabei impliziert die Gliederung in zwei Abschnitte die Existenz zweier Flüchtlingsgruppen: Unter dem Titel „Erlebtes“ sind Geschichten von elf Frauen und fünf Männern versammelt, die zwischen 1945 und 1982 nach Deutschland kamen. Der Abschnitt „Flüchtlinge heute“ enthält sieben Fluchtgeschichten aus den Jahren 2014 bis 2016. Diese Trennung entspricht der derzeitigen gesellschaftlichen Wahrnehmung, bestätigt aber vielleicht auch die

von Schmidt-Sembdner für die EU-Politik konstatierte klare Unterscheidung von Migration innerhalb und von außerhalb der EU-Grenzen.

Im Abschnitt „Erlebtes“ erzählen überwiegend die ZeitzeugInnen selbst. Der individuelle Sprachduktus ihrer Texte wurde weitgehend belassen. Häufig gehen die Schilderungen über eigene Erlebnisse hinaus, Erinnerungen und Familiengedächtnis haben sich untrennbar miteinander verwoben. Einzelne AutorInnen unterfüttern ihre Erzählung mit Erläuterungen zum historischen Hintergrund. Sechs der Beiträge sind keine Ego-Dokumente im engen Sinn; so werten beispielsweise Nachkommen Tagebuchaufzeichnungen ihrer Mütter aus. Elf Geschichten handeln von der Flucht der Deutschen 1945/1946 aus Böhmen und Mähren, Oberschlesien, Schlesien und Ostpreußen. Erzählt werden auch eine DDR-Flucht (1951), drei Fluchtgeschichten aus der Tschechoslowakei nach dem Ende des „Prager Frühlings“ (1968–1969) und schließlich eine Flucht vor der Diktatur in Rumänien (1982). Wie der Ausstellung- und Buchtitel erwarten lässt, geht es in etlichen Erzählungen auch um „Habseligkeiten“ – gerettete Dinge, verlorene Dinge. Die Spanne reicht von „was ich auf dem Leib trug“ bis zu wertvollen Erbstücken. Und hier liegt ein großer Reiz des Bandes: Er dokumentiert Flüchtlings(-erfolgs-)geschichten im Zusammenhang mit teils wunderbaren Exponaten: das Rehgeweih, das die Grenze als Schmuggelgut passierte, bevor seine Besitzer selbst gehen mussten; das Kaffeeservice vom Erbhof einer lebenslang trauernden Bauerntochter; die Teddybären, die die Mutter in Paketen heimlich in den Westen vorausschickte, bevor sie mit ihrer Tochter hinterher floh. Aber auch Fluchtgepäck-Klassiker fehlen nicht, wie Schlüsselbund und Gepäckstücke. Zu letzterer Objektkategorie gehört auch die karierte Tasche, die als Umschlagmotiv gewählt wurde, und die geöffnet und leer präsentiert wird – was einerseits den Blick auf das Innenfutter lenkt, in das die Flüchtende ihr Diplom eingenäht hatte, aber andererseits auch auf ein wesentliches Moment von Fluchtgeschichten verweist: Flucht heißt Verlust.

Der Abschnitt „Flüchtlinge heute“ zeichnet knapp und sachlich, wenn auch mit Empathie, sieben Fluchtbiografien in einzelnen Kapiteln nach. Den Texten liegen Interviews (Audio/Video) zu Grunde, die die MuseumsmitarbeiterInnen zuvor geführt hatten, teils mit Unterstützung von Flüchtlingshelfern. Bei den Flüchtlingen handelt es sich um zwei Familien, ein Ehepaar, zwei Frauen und zwei Männer im Alter zwischen 19 und 50 Jahren. Ihr Weg führte sie aus Eritrea, Senegal, Afghanistan, Iran und Syrien innerhalb der letzten zwei Jahre nach Bayern. Man erfährt etwas über ihre Fluchtgründe, ihre Route und ihre aktuelle Lebenssituation, aber auch, welche Dinge sie mitgebracht haben. Bei den meisten lautet die Antwort: nichts – denn wenn sie anfangs noch etwas mit sich trugen, fiel es dem schwierigen Fluchtweg zum Opfer. Ein paar Dokumente, etwas Schmuck – für die Ausstellung sehr wenig und vom Wenigen sicherlich auch nur das gerade Entbehrliche. So sind die sieben Geschichten nicht (wie die vorherigen 16) reich mit Objektfotos oder alten Fa-

milienbildern illustriert, sondern mit aktuellen Porträts, überwiegend in Schwarz-Weiß. Eine Ausnahme bildet der Schnappschuss eines syrischen Ehepaars in Rettungswesten, den die beiden unterwegs mit ihrem Handy aufgenommen haben. Ein virtuelles Exponat, das wir womöglich bald als ebenso typisch für die derzeitige Gewaltmigration ansehen wie den Handwagen von 1945 für die damalige?

Solche Fragen nach Verbindendem und Trennendem, letztlich nach der Vergleichbarkeit von Fluchtbiografien, entstehen beim Lesen des Bandes fast zwangsläufig. Dass die AutorInnen hierzu keine fertigen Interpretationen liefern, dürfte wohl nicht nur an der Schwierigkeit dieser Aufgabe liegen, sondern auch an den Rahmenbedingungen und Zielvorgaben einer Ausstellungskonzeption. Insgesamt handelt es sich jedenfalls um einen gelungenen und sorgfältig redigierten Band, der sein Thema facettenreich präsentiert und weit über Fürstentfeldbruck hinaus interessierte LeserInnen verdient.

Henrike Hampe, Ulm

Marina Schmieder: Ein Stück Daheim. Kulturgeschichte im Umfeld von Spätaussiedlern. Cloppenburg: Museumsdorf, 2017. 204 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens, Bd. 48).

Die vorliegende Publikation erschien als Begleitbuch zur Ausstellung „Ein Stück Daheim. Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland“, die vom 8. September bis 29. Oktober 2017 im Museumsdorf Cloppenburg gezeigt wurde. Das Thema Migration ist in den vergangenen Jahren zunehmend in den Fokus der Museen gerückt, eine Entwicklung, die in Cloppenburg bereits 1999 durch die Ausstellung „Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde“ vorweggenommen worden ist. In diesem Zusammenhang ist auch die Geschichte des regionalen Zuzugs von Spätaussiedlern aus der ehemaligen Sowjetunion von Bedeutung, die bis heute im Oldenburger Münsterland eine durchaus kulturprägende Rolle gespielt hat und dabei auch Fragen berührt, die in übergeordneten Diskursen – etwa um die Bestimmung von „Heimat“ – von Bedeutung sind. Die Verfasserin, selbst Russlanddeutsche, hat durch ein mit der Ausstellung verbundenes Zeitzeugen-Projekt, in dessen Rahmen sie im Jahr 2015 etwa 100 lebensgeschichtliche Interviews führen konnte, einen subjektorientierten Zugang gewählt, der vertiefende Aussagen über Alltag und Lebenswelt der Russlanddeutschen ermöglichen sollte. Der Kontakt zu den Interviewpartnern und -partnerinnen erlaubte zugleich den Zugang zu Museumsobjekten, in erster Linie Erinnerungsstücke, persönliche Dokumente und Fotografien, die in der Ausstellung gezeigt wurden. In der Kombination von musealen Objekten und Zeitzeugenaussagen sollte ein facettenreiches Bild der Kulturgeschichte der Aussiedler gezeichnet werden.

Die einzelnen Kapitel des Bandes lassen sich in zwei größere Blöcke zusammenfassen: In den ersten drei

Kapiteln, die etwa die Hälfte des Gesamtumfangs ausmachen, wird die Herkunft und Vorgeschichte der Aussiedler seit dem Ersten Weltkrieg dargestellt, die anschließenden sechs Kapitel behandeln die Auswanderung und Ansiedlung in Deutschland, die sprachliche und berufliche Eingliederung, die Wohnsituation, das geistliche Leben sowie die Freizeitgestaltung, insbesondere vor dem Hintergrund der Sozialbeziehungen zu den Einheimischen und der Frage der kulturellen Identität. Dabei wird ein außerordentlich inhaltsreiches und differenziertes Panorama entfaltet, anhand dessen die Vielfalt der Auswandernden bezüglich der regionalen Herkunft, der Konfession, des sozialen Status und auch des Verfolgungsschicksals deutlich wird. Das Geschichtsbewusstsein vieler Familien sowie der Versuch, kulturelle Identität(en) zu bewahren bzw. angesichts des Verlustes der „traditionellen russlanddeutschen Kultur“ (63) neu zu definieren, ließen bei vielen Menschen ein stark ausgeprägtes Verständnis für die Zeitgebundenheit des eigenen individuellen Schicksals entstehen. Der Verfasserin gelingt es, in der Kombination von Interviewaussagen und Fotografien dieses Selbstverständnis nachzuzeichnen. Dabei ist der Randseiter-Status, den viele Russlanddeutsche in der Sowjetunion erlebten und der zahlreiche Erfahrungen von Verbannung und Verfolgung einschloss, für die Gruppenidentität prägend gewesen, eine Erfahrung, die sich teilweise nach der Umsiedlung nach Deutschland in abgeschwächter Form wiederholte. Maßgebend für heutige Lebenswelten von Aussiedlern ist vor allem die Ausreisewelle in den frühen 1990er-Jahren, die nach dem Ende der Sowjetunion einsetzte. Zahlreiche Interviewpassagen verdeutlichen die individuellen, kaum auf einen gemeinsamen Nenner zu bringenden Erfahrungen mit der Ausreise, der Wohnungs- und Arbeitssuche und der Kontaktaufnahme mit einem neuen sozialen Umfeld. Zu einem wichtigen kulturellen Anker wurde in Deutschland die Kirche, die für die Neubeheimatung bis heute eine große Rolle spielt. Diese und andere Institutionen stellten die Fundamente von Netzwerken dar, die größtenteils auf Gruppen von Russlanddeutschen beschränkt blieben, einer grundlegenden „Passivität im gesellschaftlichen und politischen Leben“ (169) jedoch nicht entgegenstanden.

Der Verfasserin gelingt es, auf relativ kleinem Raum eine Fülle an Zeitzeugenaussagen, Fotografien und Objektabbildungen zu einem faktenreichen Bild zusammenzufassen und damit ein wichtiges Kapitel der (regionalen) Migrationsgeschichte vorzustellen. Dass sich gelegentlich eine gewisse Unübersichtlichkeit des Materials einstellt und an vielen Stellen eine vertiefende kulturwissenschaftliche Analyse der Quellen wünschbar wäre, wird man daher ohne weiteres verschmerzen können. Das Bild, welches der Band vom Ankommen in Deutschland und von den Begegnungen im neuen sozialen Umfeld zeichnet, ist insgesamt deutlich positiv akzentuiert – die Aussiedler fühlten sich, so das Fazit der Verfasserin, „mehreren Kulturen zugehörig und bewahrt[en] viele Identitäten“ (194). Ob die Übersiedlung der Russlanddeutschen in diesem Sinne einen Erfolg der Migrationsgeschichte darstellt, wird indes wohl

eher in fernerer Zukunft beurteilt werden können. Vor dem Hintergrund jüngerer Debatten um gegenwärtige Migrationsbewegungen wäre außerdem zu wünschen, dass die in der vorliegenden Publikation eingenommene Perspektive vergleichend erweitert würde.

Sönke Friedreich, Dresden

Lutz Vogel: Aufnehmen oder abweisen? Kleinräumige Migration und Einbürgerungspraxis in der sächsischen Oberlausitz 1815–1871. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2014. 403 S. m. 6 Abb., z. T. farbig, 16 Diagrammen, 8 Tab. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 47).

Manch aktuellen Einlassungen zum Trotz verfügt das Sachsen der letzten fünfhundert Jahre über eine lange und facettenreiche Geschichte als Einwanderungsland. Eine besondere Rolle spielte dabei traditionell der böhmisch-schlesische Grenzraum. Dass die unterschiedlichen Migrationsbewegungen immer auch besondere Herausforderungen auf Seiten der Wandernden wie der Behörden und der Aufnahmegesellschaften mit sich brachten, steht außer Zweifel.

Lutz Vogels Buch widmet sich diesem Thema in regionalhistorischer Perspektive, indem es die Migrations- und Einwanderungspraxis der sächsischen Oberlausitz im 19. Jahrhundert einer Detailstudie unterzieht. Zeitlicher Schwerpunkt sind die Jahrzehnte von der Trennung der Oberlausitz in einen sächsischen und einen preußischen Teil im Jahr 1815 bis zur Reichsgründung 1871. Der aus der Frühen Neuzeit überkommene territoriale Sonderstatus der Oberlausitz und die besondere politische Vielgestalt dieser Landschaft an der Grenze zu Böhmen und Schlesien erweist sich dabei insofern als Glücksfall, als sich administrative, wirtschaftliche und soziale Probleme hier auf ganz unterschiedlichen Ebenen – von der Dresdner Zentrale über die vier Städte Bautzen, Zittau, Kamenz und Löbau bis zu den klösterlichen und weltlichen Herrschaften – herausarbeiten lassen. Günstig ist auch die dichte Überlieferung in sächsischen und Oberlausitzer staatlichen und städtischen Archiven, insbesondere im Staatsfilialarchiv Bautzen, auf deren luzider Analyse das Buch basiert. Sein Verfasser wurde mit dieser Studie im Jahr 2012 an der Technischen Universität Dresden promoviert.

Die Untersuchung gliedert sich in zwei Teile, deren erster die staatlich-administrativen Vorgaben des Umgangs mit Migranten und Zuwanderern in Sachsen nachzeichnet, während der zweite, deutlich umfangreichere Abschnitt den Blick auf die Migrations- und Ansiedlungsvorgänge richtet und dabei nicht nur die Behördenkommunikation herausarbeitet, sondern auch die Migranten zum Sprechen bringt.

Die Entwicklung des sächsischen Staatsangehörigkeitsrechts zeigt, dass die administrativen Rahmenbedingungen von Zuwanderung und Ansiedlung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch auf älteren Regelungen wie dem Oberlausitzer Oberamtspatent von 1732 beruhten und ansonsten von Ad-hoc-Entscheidun-

gen unterschiedlicher lokaler Akteure getragen waren. Zwar kündigte bereits die sächsische Verfassung von 1831 ein eigenes Staatsangehörigkeitsgesetz an, dieses folgte aber (nach dem sogenannten Heimatgesetz von 1834, das vor allem den Umgang der Gemeinden mit auswärtigen Bedürftigen regeln sollte) faktisch erst 1852 und damit vergleichsweise spät. Nunmehr wurden Kriterien für Staatsangehörigkeit und deren Erwerb festgelegt, die Ortsgemeinden entschieden in konkreten Fällen allerdings weiter mit. Im Zuge der Reichseinigung setzte sich der Unterschied zwischen Naturalisierung und Aufnahme bei Reichsausländern respektive innerdeutschen Ausländern durch. Dass sich Sachsen einer einheitlichen Staatsangehörigkeitsregelung lange verschloss, führt der Verfasser auf wirtschaftliche Interessen und den Arbeitskräftebedarf unter den Vorzeichen der Industrialisierung zurück (88) – dieses Zwischenergebnis verweist bereits auf den zweiten Teil der Untersuchung, namentlich auf die Motivationen der beteiligten Akteure. Hier zeigt sich aber auch (wie an anderen Stellen der Studie), dass frühneuzeitliche, oft sehr pragmatische Formen des Entscheidens ad hoc und aufgrund konkreter Problemlagen bis weit ins 19. Jahrhundert weiterwirkten.

Basierend auf den Spezifika oberlausitzischer „Staatlichkeit in einem [...] Grenzgebiet“ (24), das lange Zeit weder über klare Demarkationen noch über entsprechende Kontrollmöglichkeiten jenseits der Ortsgemeinden verfügte, wird im zweiten Teil der Untersuchung die Oberlausitz in einem „transregionalen Optionsraum“ (279, pass.) situiert, der zwischen Böhmen und Schlesien unterschiedliche Formen meist kleinräumiger Migration ermöglichte oder diese gar zu einer lebensweltlichen Selbstverständlichkeit werden ließ. Der Verfasser arbeitet verschiedene Mobilitätsformen luzide heraus (Pendel- und Zirkulärmigration, Formen temporärer, beruflich bedingter Mobilität, seltener: Fernwanderungen), aus denen sich häufig der Wunsch nach dauerhafter Einwanderung und Ansiedlung ergeben konnte. Kleinräumige Migrationen waren im 19. Jahrhundert weit mehr als nur Land-Stadt-Wanderungen im Kontext der Industrialisierung; gleichzeitig aber reagierte das Migrationsgeschehen durchaus auf die wirtschaftlichen Konjunkturen und Marktbedürfnisse ebenso wie auf die politischen Verhältnisse. Vom Arbeitskräftebedarf waren die Städte ebenso geprägt wie der ländliche Raum, der zudem in der Oberlausitz durch Webereihandwerk und Textilgewerbe bedeutsame (proto-)industrielle Strukturen ausprägte. Das Durchschnittsalter der Wandernden lag bei rund 30 Jahren; wandernde Männer wurden generell besser dokumentiert als Frauen, obgleich der Verfasser zurecht darauf hinweist, dass auch von einer signifikanten weiblichen Migration auszugehen ist. Für die lokalen Behörden waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der Migranten ebenso wichtig wie deren Qualifikation, oft um einen konkreten Bedarf an Arbeitskräften zu decken und um gleichzeitig unerwünschte Armutsmigranten fernzuhalten. Die Migranten ihrerseits zeigten sich gut informiert und wussten – teils unter Hinzuziehung von Rechtsbeiständen – die Bedürfnisse aufnehmender Gemeinwesen geschickt zu

instrumentalisieren, um sich eine erwünschte Verbesserung ihrer persönlichen Situation zu sichern. Häufig gingen Ansiedlungsprozesse aus temporären Migrationen, den dabei gewonnenen Kenntnissen und Kontakten sowie dem bereits zuvor akkumulierten Sozialkapital hervor. Widerstände gegen den Zuzug von Auswärtigen formulierten am ehesten die städtischen Korporationen aus Sorge um eine zu starke Wirtschafts- und Nahrungskonkurrenz. Insgesamt jedoch scheinen mehr Gesuche um Aufnahme in die Staatsangehörigkeit positiv als negativ beschieden worden zu sein.

Die Untersuchung argumentiert durchweg überzeugend auf eindrucksvoller Quellenbasis und mit großer Sensibilität für das verwendete Material und die dahinterstehenden Schicksale der Menschen. Sie ist eingängig geschrieben, gut redigiert und verfügt über hilfreiche und aussagekräftige Anhänge, Tabellen und Diagramme. Einige Ergebnisse mögen für sich genommen im Detail vielleicht nicht allzu neu oder überraschend sein, aber sie werden empirisch schlüssig und auf breiter Quellengrundlage präsentiert. Daraus ergibt sich ein klares Bild des Migrationsgeschehens für die sächsische Oberlausitz, das zum Vergleich mit anders gelagerten Territorien und Epochen anregt. Kritisch einzuwenden wäre allenfalls, dass der Untersuchung bisweilen eine spürbare Modernisierungsperspektive zugrunde liegt, die allerdings genau genommen durch ihre eigenen Ergebnisse gleich wieder in Zweifel gezogen wird. Mobilität und Migration im 19. Jahrhundert stehen in vielerlei Hinsicht den Wanderungsbewegungen früherer Epochen nicht fern. Frühneuzeitliche administrative Strukturen waren denn auch möglicherweise weniger „verkrustet“ und „überkommen“ (vgl. 58) als vielmehr so leistungsfähig und flexibel, dass man lange an ihnen festhielt. Insofern ist es schade, dass die Befunde der Historischen Migrationsforschung zur Frühen Neuzeit in der vorliegenden Studie nur sehr selektiv berücksichtigt worden sind. Dies ändert gleichwohl nichts am wertvollen Beitrag dieses Buches zur Historischen Migrationsforschung und zur Regionalgeschichte der sächsischen Oberlausitz – und nicht zuletzt zur Hoffnung, dass sich die Oberlausitz und Sachsen noch mehr als bislang ihrer historischen Wurzeln als Einwanderungsgebiete bewusst werden mögen.

Alexander Schunka, Berlin

Peter Melichar, Andreas Rudigier u. Gerhard Wanner (Hgg.): *Wanderungen. Migration in Vorarlberg, Liechtenstein und in der Ostschweiz zwischen 1700 und 2000*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2016. 296 S. m. Abb., Grafiken. (vorarlberg museum Schriften 21; Schriftenreihe des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des Mittleren Alpenraumes, Bd. 3).

Mit diesem Sammelband liegt ein interdisziplinärer und breit angelegter Überblick über das Phänomen der Migration sowie seine sozialen und historischen Implikationen für die Bevölkerung des Mittleren Alpenraumes – aber auch weit darüber hinaus – vor. Insgesamt

16 Beiträge spannen einen Bogen nicht nur über die letzten drei Jahrhunderte, sondern auch über unterschiedlichste Facetten eines Themas, das aktuell nicht nur wissenschaftlich zunehmend, sondern vor allem im Alltagsdiskurs überbordend Beachtung findet. Gerade in diesem Kontext begrüßt der Titel „Wanderungen“ die Leserschaft geradezu freundlich, weil er reduzierter, weicher und vor allem weniger bedrohlich dem aktuell überbelasteten Begriff der Migration („illegale Migration“, „Migrationsströme“ etc.) gegenübergestellt wird. Aufnahmen von *Nikolaus Walter*, die auf der Titelseite, aber auch in verschiedenen Beiträgen Platz finden, unterstreichen das Ziel eines tieferen Blicks auf das Phänomen Migration auch auf fotografischer Ebene.

Die Herausgeber *Peter Melichar, Andreas Rudigier* und *Gerhard Wanner* leiten mit dem Beitrag „Wanderungen im Mittleren Alpenraum“ in das Buch ein, in dem sie zunächst einen Überblick über die Geschichte der Migrationsforschung und schließlich über die Entwicklung des national-staatlichen Interesses von einer Unterbindung von Migration hin zum Ziel einer kontrollierten Migration geben – und damit eine zentrale Dichotomie der Fragestellungen rund um Migration ansprechen. Schade ist einzig, dass gleich auf der ersten Seite aus der medial-inszenierenden Sprache Begriffe wie „anschwellende Flüchtlingsströme“ (7) unkommentiert und ungekennzeichnet übernommen werden (während gerade diese Bilder von August Gächter im letzten Beitrag des Bandes dekonstruiert werden).

Andreas Weigl schafft mit dem Beitrag „Migration, Industrialisierung, Weltkrieg“ einen ausgezeichneten Überblick über die demografische Entwicklung Vorarlbergs und illustriert die demografische Transition an konkreten Beispielen.

Darauf aufbauend gibt *Dieter Petras*’ Beitrag „Die Auswanderung im Walgau von 1700 bis 1814“ einen detaillierten Überblick über die Migrationsbewegungen in einzelnen Gemeinden. Petras’ Analysen verdeutlichen nicht nur Hintergründe und Zusammenhänge, wie etwa, dass schlechte landwirtschaftliche Rahmenbedingungen oder überwiegende Nordexpositionen von Gemeindeflächen Emigration begünstigen, sondern illustriert die Auswanderung aus dem Walgau beispielhaft durch einzelne Biografien.

Einen fesselnden und anschaulichen Beitrag legt *Klaus Biedermann* zum Thema liechtensteinische Unterschicht-Familien im 19. Jahrhundert vor. Die detailreiche Nachzeichnung der Geschichten einzelner verarmter Familien über zwei bis drei Generationen hinweg stellt eine wichtige Ergänzung zu bisherigen Forschungen rund um „nicht-sesshafte Unterschicht-Familien“ dar. Es stellt sich allerdings die Frage, warum der Autor im gesamten Beitrag auf die Bezeichnung „jenisch“ verzichtet, wo es sich bei den Jenischen in der Schweiz sogar um eine anerkannte nationale Minderheit handelt und die meisten Forschungen zum Thema auch mit dieser Bezeichnung arbeiten.

Nikolaus Hagen befasst sich im nachfolgenden Beitrag „Das Ehepaar Gottfried und Anna Riccabona in Feldkirch“ am Beispiel zweier Familien mit der Frage der Mobilität des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Trotz der

Schwierigkeiten bei der Definition und Abgrenzung der Untersuchungsgruppe zeigt Hagen auf, dass die Mobilität gerade im Beamtenbürgertum vor allem innerhalb der Kronländer enorm war.

Anhand beeindruckender historischer Quellen zeichnet *Hans Jakob Reich* in seinem Beitrag die Rolle italienischer Saisoniers im Bahn- und Kanalbau beziehungsweise die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse nach. Auf Basis von Dokumenten aus kommunalen Archiven rekonstruiert Reich die große Mobilität der Arbeiter von Baustelle zu Baustelle sowie das Einsetzen von Kettenmigration und die Entstehung erster ethno-nationaler Infrastrukturen.

Gerhard Wanner gibt im Beitrag „Migration in Vorarlberg um 1900“ einen umfangreichen und interessanten Überblick über die wichtigsten Aspekte der Zu- und Abwanderung und verdeutlicht die Gleichzeitigkeit beider Phänomene aufgrund unterschiedlicher Verdienstmöglichkeiten: So wurden einerseits Trentiner und Kroaten für die Arbeit auf Baustellen angeworben, während Menschen aus der Vorarlberger Peripherie saisonal emigrierten. Wanner erarbeitet die Darstellungen des Phänomens Migration in Vorarlberg umfassend, signalisiert allerdings teils keine oder zu wenig Distanz zu seinen Quellen (konkret dem Vorarlberger Volksblatt und dem Vorarlberger Volksfreund aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, 135–139) und vor allem zu historischen Bezeichnungen wie „Karnern“ (139) oder „Zigeunern“ (142). Letztere bezeichnet er ohne Angabe von Gründen sogar als „außereuropäische Volksgruppen“ (142).

Zur jüdischen Geschichte St. Gallens gibt *Hanna Zweigs* Beitrag einen bewegenden Einblick, insbesondere in Hinblick auf die Vielfalt der jüdischen Gemeinde und die sich daraus ergebenden Konflikte.

Nicole Schwalbach greift in ihrem Beitrag das Thema der „Finanzeinbürgerungen in Liechtenstein 1920 bis 1955“ auf. Dieser Aspekt der Migration ergänzt den Sammelband um eine völlig neue Dimension, nämlich einer „Pseudo-Migration“ durch die Annahme einer Staatsbürgerschaft bei ausbleibender Verlagerung des Wohnsitzes – beziehungsweise bei gleichzeitiger Unmöglichkeit eines Wohnsitzes in Liechtenstein.

Einen allgemeineren Überblick über Migration in Liechtenstein „früher und heute“ gibt im Anschluss *Martina Sochin D’Elia*, die die wesentlichsten Ereignisse statistisch fundiert zusammenfasst.

„Turksprechende Krim-Tataren“ in Vorarlberg thematisiert *Werner Bundschuh* in einem nächsten Beitrag. Beginnend mit einem Überblick über die Geschichte dieser ehemals 500 000 Menschen umfassenden Gruppe auf der Krim, wird schließlich der Bogen ihrer Geschichte in die Gemeinde Alberschwende geschlagen. Dort hinterließ eine kleine Gruppe Vertriebener Spuren, die zu Anfang dieses Jahrhunderts auch medial Wellen schlugen und verbindend wirkten.

Elmar Hasović zeichnet in seinem Beitrag „Bosnische‘ Vereine in Vorarlberg und deren Entstehung“ die Migrationsgeschichte von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien nach. Ein besonders interessanter Aspekt dieser Arbeit ist Hasovićs Auseinandersetzung mit

dem allmählichen Wandel der Bedeutung von Ethnie, Religion und Nation für die Identität der Menschen. Angesichts der zunehmenden ethnoreligiösen Homogenität der Vereinslandschaft stellt Hasović abschließend die nachvollziehbare und wichtige Frage nach den ausschließenden Mechanismen von konstruierter Homogenität.

Den Themenkomplex der Integration greift *Petar Dragišić* in seinem Beitrag „Ausländer, Österreicher, Vorarlberger“ am Beispiel von Zuwanderern aus dem ehemaligen Jugoslawien in Vorarlberg auf. Dragišić beginnt mit einem Rückblick auf die Ursachen der jugoslawischen Arbeitsmigration und spannt den Bogen hin zu den zentralen Markern der Integration (orientiert an der TIES-Studie), die Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien eine starke Identifizierung mit Österreich und der deutschen Sprache attestieren, aber zugleich eine schlechte soziale Mobilität dieser Bevölkerungsgruppe aufzeigen.

Hüseyin I. Çiçek analysiert die Geschichte „Türkischer Migration nach Vorarlberg im Kontext individueller Gesellschaftserfahrungen“ und thematisiert das Phänomen von Distanzierungsprozessen im Rahmen von Migration und Integration. Abschließend verdeutlicht Çiçek seine Ausführungen am Beispiel der Biografien zweier Männer, die selbst aus der Türkei nach Österreich gezogen sind.

Hier schließt *Oliver Heinzle* mit einer „kleinen Alltagsgeschichte der frühen Zuwanderung aus der Türkei nach Vorarlberg“ an und gibt am Beispiel mehrerer in der Türkei geborener Personen in Form von Interviewausschnitten Einblicke in die Lebens- und Erfahrungswelten von Migranten.

Einen stimmigen Abschluss des Bandes stellt der Beitrag *August Gächters* dar, der unter dem Titel „Nach den ‚Gastarbeitern‘ – Einwanderung in Vorarlberg seit 1985“ nicht nur statistisch subsumierend, sondern auch mit klaren Worten in Bezug auf die Migrations- und Integrationspolitik Österreichs während der letzten drei Jahrzehnte, den Bogen ins Heute schlägt. Gächter zeigt reformerische Versäumnisse (etwa im Bereich Arbeitsmarkt oder in Bezug auf das Bildungssystem) auf und veranschaulicht diese mittels konkreter Zahlen.

Dass der Sammelband zu einem politisch und sozial brisanten Thema mit einem eindringlichen Appell schließt, unterstreicht, dass das vorliegende Buch sich um eine umfassende Betrachtung seines Themas bemüht und damit am Puls der Zeit ist. Lediglich eine höhere sprachliche Sensibilität zum Thema wäre gerade bei den behandelten Fragestellungen wünschenswert. Wo der Sammelband in Bezug auf Sichtbarmachung, Anerkennung und Teilhabe vorbildlich konzipiert ist, sollten auch Begriffe wie „Zigeuner“, „Karnern“ oder „Flüchtlingsströme“ ausschließlich kommentiert verwendet werden.

Mittels der 16 sehr unterschiedlichen und reichhaltigen Beiträge ist es gelungen, einen Überblick über die wichtigsten und interessantesten Aspekte regionaler und überregionaler Migration in den vergangenen drei Jahrhunderten zu schaffen. Die Autorenschaft der Beiträge ist ebenso vielfältig (in Bezug auf persönli-

che Migrationserfahrungen) wie interdisziplinär und als Draufgabe wird das Buch angenehmerweise mit einem Namens- und Ortsregister am Ende abgerundet. Mit „Wanderungen“ liegt jedenfalls ein Sammelband vor, an dem keine Forschungsarbeit zu verwandten Fragestellungen in Westösterreich, Liechtenstein und der Ostschweiz vorbeikommen dürfte.

Edith Hessenberger, Telfs

Wolfgang Meighörner (Hg.): Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum, 2.6.–3.12.2017. Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft, 2017. 256 S. m. Abb., meist farbig. Nicht erst seit den medial omnipräsenten Ereignissen der Flüchtlingskrise 2015, die die Gesellschaft hierzulande erstmals hautnah mit den Konsequenzen einer aus dem Ruder gelaufenen globalisierten Weltwirtschaft und mit ihr einer überforderten Weltpolitik konfrontierte und zu einer intensiven Auseinandersetzung mit ihr zwang, ist das dringlicher werdende Phänomen der Migration essentieller Teil der interdisziplinären Geistes- und Sozialwissenschaft. Dieser tiefgreifende Erfahrungsschatz spiegelt sich im sehr empfehlenswerten Katalog zur gleichnamigen Ausstellung „Hier zuhause. Migrationsgeschichten aus Tirol“, die vom 2. Juni bis zum 3. Dezember im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck stattfand.

Hörte man sonst 2017 aus Österreich zum Thema Migration eher Verstörendes und konnte zumindest von Deutschland aus durch die Berichterstattung zum Wahlkampf und zur anschließenden Wahl zum Bundestag den Eindruck gewinnen, dass eine objektive Auseinandersetzung abseits politischer Polemik beim südlichen Nachbarn nicht mehr möglich ist, zeigt die vorliegende Publikation umso eindrücklicher, dass es auch ein anderes Österreich, ein differenzierteres, offeneres gibt, das sich ohne Polemik und Populismus den Tatsachen stellt und Lösungen finden will. Tirol ist, wie der Direktor der Tiroler Landesmuseen in seinem Vorwort so schön hervorhebt, obwohl „es auf den ersten Blick nicht so scheint“, seit jeher Transitland und von Migration geprägt worden. So seien ja auch weite Bereiche der heute dort ansässigen deutsch- und italienischsprachigen Gruppen der Europaregion Tirol erst durch Migration im Mittelalter heimisch in der Region geworden. Dabei ist eine Aufzählung all derer, die im Laufe der Geschichte durch das Land gezogen sind und ihre Spuren in Kunst und Kultur hinterließen, im Grunde gar nicht möglich, denn im „Zentrum der großen europäischen Trennlinie der Alpen gelegen, waren hier Durch- und Zuzüge die Regel – nicht die Ausnahme“.

Wie *Wolfgang Meighörner* zurecht feststellt, haben die „Möglichkeiten des Reisens [...] jedoch die Dimensionen der Mobilität in der Gegenwart verändert. Waren früher Zuwanderungen aus dem angrenzenden Umland gegeben, so weiteten diese Wanderungen sich über die europäischen Länder bis hin zu globalen Ursprungslän-

dern aus. Auch die Ursachen für die Zuwanderung änderten sich: War die Völkerwanderung durch weit im Osten liegende Veränderungen der Gebietsansprüche und/oder Veränderungen der Wetterbedingungen und einem sich daraus ergebenden ‚Domino-Effekt‘ begründet, so führten in der jüngeren Vergangenheit politische (Fehl-)Entscheidungen zu gewollten Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung.“

Die regionalen Formen der Aushandlung und Folgen dieser globalen wirtschaftlichen und politischen Prozesse zu thematisieren, auszuleuchten und zu deuten, hat sich eine breitgefächerte Arbeitsgruppe aus Mitgliedern des ZeMiT (Zentrum für MigrantInnen in Tirol), dem Land Tirol, der Stadt Innsbruck zusammen mit den Mitarbeitern des Tiroler Volkskunstmuseums zur Aufgabe gemacht.

Die Ausstellung ist Teil eines dreistufigen Projektes, das 2016 mit der Ausstellung „Alles fremd – alles Tirol“ begann und zur Aufbereitung der Komplexität des Themas zunächst Objekte aus der Sammlung des Museums im Hinblick auf „Kulturkontakt, Kulturkonflikt und Stereotype“ beleuchtete und so das Publikum langsam heranführte. Vervollständigt wird die Reihe dann durch eine mehrtägige, partizipative Veranstaltungsreihe im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 2018.

Das vorliegende Projekt startete 2016 mit einem Sammelaufruf der Projektgruppe unter dem mehrsprachigen Motto „WIR SAMMELN! Migration ist Teil der Geschichte Tirols“, „TOPLUYORUZ! TOPLUYORUZ! Tirol'daki göçmenlerin hikayesini topluyoruz“ und „MI SAKUPLJAMO! Priče o migraciji u Tirolu“. Neben einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der Erhebung von Ausstellungsmaterialien „wollte die Sammelaktion auch nachspüren, wie Migration von unterschiedlichen sozialen Gruppen erinnert wird und welche Deutungsmuster kursieren“. In diesem Ansatz verbirgt sich auch die Konzeption der Ausstellung. Es „sollten Objekte präsentiert, Zeitzeug_innen in Interviews zu Wort kommen und diese Informationen miteinander in Beziehung gestellt werden: Durch die vielen Meinungen und unterschiedlichen Erfahrungsberichte müsste deutlich gemacht werden, dass es keine eindeutige Migrationsgeschichte gibt.“ Dabei sollten Statements sowie Fragestellungen und Kommentare des Konzeptteams die individuellen Erinnerungen und Erzählungen begleiten. Das Konzept sah außerdem vor, sich in Form einer Konferenz zu präsentieren. So sollten verschiedene Erfahrungen gehört werden und Migrantinnen und Migranten mehrerer Generationen ebenso wie die Kuratorinnen und Kuratoren dann über historische Beziehungen, über Stereotype und Vorurteile oder über soziale Zusammenhänge nachdenken und diskutieren können.

Der Katalog spiegelt dieses sehr laborierte Konzept auf allen Ebenen wider, wenngleich er natürlich nicht die Konferenzsituation aufnehmen kann. Aufgeteilt in drei große Bereiche „Perspektiven auf Geschichte und Politik“, „Perspektiven auf Stadt und Land“ und „Perspektiven auf Kunst, Kultur und Musik“, schafft er es – ohne den Anspruch darauf zu erheben – dennoch zu einem Standardwerk für Migration in Tirol zu werden. Mit

einem sehr starken Fokus auf historische, soziale und gesellschaftliche Kontexte – ohne dabei das Potential ethnografischer, qualitativer Forschung aus dem Auge zu verlieren – schafft er es außerdem, auch den skeptischen oder arglosen Leser in seinen Bann zu ziehen und als „Wissenden“ wieder in die Welt zu entlassen, soweit er sich auf die doch so wichtige Thematik einlässt.

Auch im Nachgang zur äußerst sehenswerten Ausstellung bleibt dem Katalog nur zu wünschen, dass er Eingang in viele Bibliotheken bekommt und noch mehr Leser: im Bereich der Politik, in der Wirtschaft und vor allem in der breiten Bevölkerung. Macht die Augen auf, lest und versteht!

Sebastian Gietl, Regensburg

Edith Hessenberger: Alte Neue TelferInnen. Migrationsgeschichten und biografische Erinnerungen. Mit Fotografien von Michael Haupt, Gedichten von Ulrike Sarcletti und einem historischen Beitrag von Stefan Dietrich. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 2016. 184 S. m. Abb., überwiegend farbig. (Studien zu Geschichte und Politik, Bd. 18).

Das Buch mit dem Titel „Alte Neue TelferInnen“ beschäftigt sich mit der Migrationsgeschichte der Stadt Telfs, einer Marktgemeinde im Bezirk Innsbruck-Land im Bundesland Tirol. Grund für die Auseinandersetzung mit dem Thema ist die Tatsache, dass Zu- und Abwanderungen seit jeher kennzeichnend für die Geschichte der Region waren, diese aber kaum Eingang in die Geschichtsschreibung fanden und somit nicht Teil der regionalen Identität sind. Zwar kann in den letzten Jahren ein Anstieg an Forschungsarbeiten und -projekten, mit dem Ziel Migrationsgeschichte(n) im kollektiven Gedächtnis und der nationalen Geschichtsschreibung zu verankern, festgestellt werden, dennoch besteht nach wie vor Nachholbedarf.¹ Aus diesem Grund ist das vorliegende Buch als ein wichtiger Beitrag zur Sichtbarmachung von Migrationsbewegungen in Tirol mit dem Fokus auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts einzuordnen.

Anhand von 20 Biografien von Menschen, die nach 1945 nach Telfs migrierten, wird auf die Heterogenität der Telfer Bevölkerung verwiesen. Aktuell leben Personen aus insgesamt 84 Nationen in der Marktgemeinde und der Anteil an AusländerInnen liegt mit knapp 17 Prozent über jenem des Tiroler Gesamtdurchschnitts (10). Telfs war aufgrund seiner Funktion als Gerichtssitz, Verkehrsknotenpunkt sowie Handels- und Transitort stets mit Wanderungsbewegungen konfrontiert. Spannend dabei ist, dass frühere Migrationen gut dokumentiert, jene, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts betreffen, hingegen nur marginal erfasst sind. Vielfach wurden Akten und Dokumente zu diesem Abschnitt der Migrationsgeschichte vernichtet, weswegen lebensgeschichtliche Interviews und Egoquellen oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, diesen Teil der Telfer Geschichte zu rekonstruieren. Aus diesem Grund wählt *Edith Hessenberger* einen biografischen Zugang zur Er-

schließung der Migrationsgeschichte(n) der „neuen und alten TelferInnen“.

Im Rahmen eines Projektes zur Dokumentation der Heterogenität von MigrantInnen und ihrer Erfahrungen wurden 2013 insgesamt 30 biografische narrative Interviews geführt. 20 dieser audio- und videodokumentierten Interviews wurden ausgewählt und bilden den Hauptteil der vorliegenden Publikation. Dabei werden die Biografien unabhängig von sozialen, politischen oder gesellschaftlichen Positionen der Interviewten einander gegenübergestellt und in einem abschließenden Resümee nach thematischen Gesichtspunkten zusammengefasst. Ziel der Autorin ist es, einen Querschnitt der vielfältigen Migrationsbiografien abzubilden, um „die Chancen und auch die Grenzen, die diese Menschen erfahren haben, ein wenig kennenzulernen“ (38). Die InterviewpartnerInnen stammen aus zwölf verschiedenen Ländern – sechs aus der Türkei, zwei aus Deutschland, zwei aus Bosnien und Herzegowina, zwei aus Südtirol/Italien und jeweils eine Person aus Irland, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Slowenien, Bulgarien und Kroatien.² Zur Orientierung werden die Lebenserinnerungen mit einem kurzen Überblick über die Migrationsgeschichte, dem Geburtsjahr und -ort eingeleitet und durch Fotografien der Personen in ihren aktuellen Lebenskontexten eingerahmt. Die Biografien sind nach Geburtsjahren der „neuen alten TelferInnen“ gegliedert, was meines Erachtens ein Manko der Studie darstellt. Eine Reihung nach geografischer Herkunft oder dem Jahr des Zuzugs nach Telfs würde den Vergleich der Erfahrungen erleichtern. Auch nach welchen konkreten Kriterien die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte, erschließt sich den LeserInnen nicht ausreichend.³

Anknüpfend an aktuelle Forschungstendenzen, werden die ausgewählten Personen als handelnde Subjekte im Migrationskontext dargestellt, indem ihre Lebensgeschichten aus ihrer Perspektive und mit ihren Worten wiedergegeben werden. Dabei schildern die interviewten Personen in ihren Erzählungen nicht nur positive Erfahrungen, wie zum Beispiel bessere Verdienstmöglichkeiten in Telfs, sondern erzählen auch von Ablehnungs- und Diskriminierungserfahrungen oder von den Erfahrungen, die Ehepaare unterschiedlicher Herkunftskontexte in ihrem Alltag machen. Diese Innensicht eröffnet den LeserInnen Einblicke in die heterogenen Lebenswelten von MigrantInnen, welche zu einem tieferen Verständnis von Migrationsprozessen beitragen und die Vielfalt der Telfer Bevölkerung aufzeigen.

Die Bandbreite der Migrationskontexte reicht von Südtiroler OptantInnen über ArbeitsmigrantInnen sowie Personen, die aus Liebe nach Telfs kamen und hier ihren neuen Lebensmittelpunkt fanden. Auch hinsichtlich ihres Berufs unterscheiden sich die Personen. Hingegen teilen alle Personen die Erfahrung, dass Telfs im Laufe der Zeit zu ihrem neuen Lebensmittelpunkt wurde. In den Lebensberichten kommen die unterschiedlichen Migrationserfahrungen deutlich zum Ausdruck, weswegen die abschließende thematische Analyse von *Hessenberger* eine gute Zusammenschau der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Migrationsbiogra-

fien bietet – auch wenn diese etwas mehr in die Tiefe gehen und aktuelle Erkenntnisse der Migrationsforschung aufgreifen könnte. Die Analyse orientiert sich stark am „push-pull“-Modell und verzichtet beispielsweise auf eine transnationale Betrachtungsweise der Migrationsbiografien beziehungsweise nimmt auf neuere Forschungsansätze wie zum Beispiel die Bedeutung von Netzwerken für MigrantInnen kaum Bezug. Die mikrogeschichtliche Erfassung der Lebenswelten von MigrantInnen wird dabei nicht in einen globalen Migrationskontext eingebunden.

Durch die historische Einführung von *Stefan Dietrich* erhalten die LeserInnen einen guten Überblick über den geschichtlichen Verlauf von Zu- und Abwanderungsbewegungen in der Region. Dabei versucht der Autor, auch aktuelle Diskurse und das in den Medien vermittelte Bild von MigrantInnen als „Bedrohung“ kritisch zu hinterfragen. Allerdings reproduziert er diese Bilder an manchen Stellen selbst. „In den letzten Monaten des Krieges ergoss sich schließlich eine wahre Flut von Menschen in die Gemeinde“ (33), womit Dietrich den LeserInnen Migration als Naturkatastrophe vermittelt. Außerdem wäre es wünschenswert gewesen, auch in diesem Beitrag des Buches eine gendergerechte Sprache zu verwenden, die ansonsten durchwegs vorhanden ist. Nicht nur weil es sich dabei um einen wissenschaftlichen Standard handelt, sondern auch um aufzuzeigen, dass Frauen – wie lange Zeit in der Migrationsforschung ausgeblendet – immer aktiv an Migrationsbewegungen beteiligt waren und es auch heute noch sind. Eine Tatsache, die auch die ausgewählten Biografien deutlich abbilden. Davon abgesehen, liefert die historische Einführung viele neue und interessante Fakten und fokussiert sich nicht ausschließlich auf die Zuwanderung in die Region, sondern verweist auch auf die zahlreichen Auswanderungsbewegungen.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die formulierten Ziele der Publikation gut eingelöst werden. Nicht nur die Geschichten jener Menschen, die bislang marginalisiert wurden, werden in den Mittelpunkt gerückt, sondern auch ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Wahrnehmungen werden mit ihren Worten dargestellt. Es geht dabei darum, wie jene Menschen ihre Lebensgeschichte erzählen, welche Schwerpunkte sie setzen und was sie als relevant erachten. Damit leistet die Publikation einen wichtigen Beitrag dazu, Migrationsgeschichte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen und nachhaltig im kollektiven Bewusstsein zu verankern. Indem der Fokus auf den Migrationserfahrungen der „Alten Neuen TelferInnen“ liegt, wird nicht nur die Heterogenität der BewohnerInnen der Marktgemeinde, sondern auch die Individualität der Migrationserfahrungen sichtbar.

Anmerkungen

¹ Sparkling Science Projekt „Spurensuche. Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung (1960er Jahre bis heute)“, 2012–2015; *Ali Özbaş, Joachim Hainzl u. Handan Özbaş* (Hgg.): 50 Jahre türkische Gast (?) Arbeit in Österreich.

Wissenschaftliche Analysen und Lebensgeschichten. Graz 2014; *Volkshilfe Oberösterreich u. migrare* (Hgg.): Gekommen und Geblieben. 50 Jahre Arbeitsmigration. Eine Wanderausstellung 2014–2016. Linz 2014; *Elisabeth Arlt u. Verena Lorber* (Hgg.): Lebenswege. Slowenische „Gastarbeiterinnen“ in der Steiermark. Laafeld 2015; FWF Forschungsprojekt „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960 – heute)“ (Projektleitung: Dirk Rupnow); Ausstellung „Angekommen! Hiergeblieben! 50 Jahre ‚Gastarbeit‘ in der Region St. Pölten“ des Zentrums für Migrationsforschung St. Pölten in Kooperation mit dem Stadtmuseum St. Pölten 2014; *Sylvia Hahn u. Sabine Veits-Falk*: Migrationsstadt Salzburg (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, Beiheft 1). Salzburg 2014; *Sylvia Hahn, Verena Lorber u. Andreas Praher* (Hgg.): Migrationsstadt Salzburg. Arbeit, Alltag und Migration 1960–2010 (Salzburger Beiträge zur Migrationsgeschichte 1). Salzburg 2018.

² Die transkribierten mehrstündigen Interviews wurden in Rücksprache mit den Interviewten auf rund fünf Seiten zusammengefasst und in Bezug auf grammatikalische Fehler und Satzstellungen sprachlich bereinigt – eine im wissenschaftlichen Kontext übliche Vorgehensweise.

³ Es werden folgende Kriterien angeführt: klarer Bezug zu Österreich, Tirol und Telfs sowie Vielfalt der Erfahrungen.

Verena Lorber, Salzburg

Sabine Hess, Bernd Kasperek, Stefanie Kron, Mathias Rodatz, Maria Schwertl u. Simon Sontowski (Hgg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Berlin/Hamburg: Assoziation A, 2017. 267 S. m. 3 Grafiken.

„Der lange Sommer der Migration“ ist der dritte Band in der Reihe „Grenzregime“, der aus dem Umfeld des Netzwerks für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung (kritnet) entstanden ist. Der Zusammenschluss von Forschenden, AktivistInnen und KünstlerInnen soll im Sinne kollaborativer erkenntnistheoretischer Ansätze eine engere Verknüpfung von Wissenschaft und Praxis ermöglichen. Auch Grenzregime III ist daher keine reine Ansammlung analytischer Texte, sondern beinhaltet zudem deskriptiv-journalistische Beiträge, und solche, die vorrangig als politische Statements gelesen werden können.

Die HerausgeberInnen legen einige theoretische Konzepte und Positionierungen zugrunde, denen die Beiträge überwiegend folgen: Im Zentrum steht das – durchaus umstrittene – Konzept der „Autonomie der Migration“. „Die Menschen kamen [...] weder als ‚Opfer‘ auf der Suche nach humanitärer Hilfe noch als billige Arbeitskräfte. Sie kamen als politische Subjekte, die ihr Schicksal gegen alle Widerstände und Widrigkeiten in die Hand genommen haben.“ (18) Als empirische Feststellung wäre diese Aussage sicher zu generalisierend und damit falsch. Als analytischer Ansatz verspricht sie hingegen eine Forschung mit und aus den Perspektiven von Geflüchteten zu leisten statt nur über sie. *Sabine Hess* und *Serhat Karakayalı* bekräftigen in ihrem Beitrag die „Autonomie der Migration“, indem

sie die „migrantischen Widerstandspraktiken“ (26), die „Handlungsmacht der Migration“ (28) sowie „migrantische Agency“ (29) diskutieren und als Katalysatoren der „Transformation des sozialen Raumes und eine[r] Welt-schaffende[n] Praxis“ (32) begreifen. Als weitere erkenntnistheoretische Forderung ist der Beitrag von *Johanna Neuhauser*, Sabine Hess und *Helen Schwenken* zu verstehen, indem sie eine Verknüpfung von *refugee studies* und *border studies* mit *gender studies* proklamieren, auch um der „Unter- und Überbelichtung der Kategorie Geschlecht im fluchtbezogenen Diskurs“ (176) eine differenzierte Perspektive entgegenzusetzen.

Besonders erhellend für den wissenschaftlichen und den öffentlichen Diskurs sind die Beiträge, die den Alltag von MigrantInnen an den Rändern Europas aufzeigen. Beispielsweise erörtern *Sarah Nimführ*, *Laura Otto* und *Gabriel Samateh* eindrucksvoll die Situation von Geflüchteten in Malta, wo Geflüchtete aufgrund ihrer Seenotrettung angekommen sind, sich gleichwohl mit einer äußerst repressiven Exklusionspolitik konfrontiert sehen. Dass der Beitrag von Gabriel Samateh, der als Geflüchteter auf Malta lebt, mitverfasst wurde, zeigt, wie kollaborative Wissensproduktion gelingen kann.

Ebenso erkenntnisreich ist der Beitrag von *Nina Violetta Schwarz*, die die Migrationsbewegungen im Transitland Marokko untersucht und die zwischen Abschiebungen, Repression und räumlicher Segregation changierenden Politiken der marokkanischen Regierung darstellt. Sie analysiert die Einflussnahme der EU-Migrationspolitik auf Marokko in Form von „Aktionsplänen“ (65), die klandestinen und widerständigen Strategien von MigrantInnen sowie die schwierigen Bedingungen der öffentlichen Unterstützung und Solidarisierung von und für die MigrantInnen.

Auch andere Beiträge fokussieren die Praktiken und Kämpfe an den Rändern des europäischen Grenzregimes: *Cavidan Soykan* problematisiert den EU-Türkei-Deal und die Situation von Geflüchteten in der Türkei. *Bernd Kasperek* interviewt den Sozialanthropologen und Aktivistin *Giorgos Maniatis* aus Athen zur Positionierung der griechischen Politik gegenüber den Migrationsbewegungen nach, in und von Griechenland aus.

Einige AutorInnen nehmen die Routen und Wege der Migration in den Blick: *Anna Mrozek*, *Simon Sontowski*, *Paolo Cuttitta*, *Lina Ewert* und *Bernd Kasperek* beschreiben und analysieren in ihren Beiträgen die Situationen auf dem Mittelmeer wie die Zusammenarbeit der europäischen Küstenwachen mit Frontex, die Praktiken und politischen Positionierungen von Seenotrettungsorganisationen und die Umbrüche der Ordnungspolitik während der Phase der Migration über die Balkanroute.

Mit Blick auf das Migrationsregime in Deutschland analysieren *Helge Schwiertz* und *Philipp Ratfisch* schlüssig die anti-migrantischen Diskurse und resümieren, dass in der Öffentlichkeit drei Positionen darum ringen, sich als hegemoniales Projekt durchzusetzen: das „national-neoliberale Projekt [...], das einem Standortnationalismus folgt“, das „national-konservative bis

völkische Projekt [...], das einen völkischen Nationalismus propagiert“, sowie das „(post-)migrantisch-humanitäre Projekt“ (159). Alle drei Diskurse sind in der öffentlichen Auseinandersetzung präsent. Daran anknüpfend zeigt *Maximilian Pichl*, der die Asylrechtsverschärfungen der Jahre 2015 und 2016 rekapituliert, dass mit ihnen „national-konservative und völkische Ansätze in den hegemonialen Kompromiss integriert wurden“ (173).

Vor diesem Hintergrund fragen die eher aktivistisch orientierten Beiträge von *Chandra-Milena Danielzik* und *Daniel Bendix* sowie von *Niki Kubaczek* nach den Verhältnissen zwischen den Bewegungen um die „Willkommenskultur“, Geflüchteten-Bewegungen und linken Bewegungen sowie nach dem Mobilisierungspotential gegen das Migrationsregime. Schließlich zeichnen zwei Beiträge von *Charles Heller* und *Lorenzo Pezzani* sowie vom Projekt *Moving Europe* detailreich den „Sommer der Migration“ und die Transformationen des EU-Grenzregimes nach, die durch die als krisenhaft wahrgenommenen Migrationsbewegungen ausgelöst wurden. Krisenhaft, so konstatieren sämtliche AutorInnen des Bandes, ist jedoch in erster Linie das in seiner Widersprüchlichkeit zwischen Humanitarismus und (mitunter tödlicher) Flüchtlingsabwehr verworrene europäische Migrations- und Grenzregime selbst.

Innerhalb der 18 relativ kurzen Beiträge in Grenzregime III kommt es leider zu einigen inhaltlichen Überschneidungen, was sicher der engen zeitlichen Fokussierung des Bandes geschuldet ist. Gleichwohl werden wichtige Phasen und Räume des „langen Sommers der Migration“ thematisiert. Dem Band muss vor allem zugutegehalten werden, dass er diverse Kämpfe der Migration sichtbar macht, für die die Medien oft blind sind. Gängige Wahrnehmungen werden fundiert widerlegt und Kritik unterzogen. Beispielsweise sei die „regierungsamtliche[] Ausrufung der ‚Willkommenskultur‘“ (13) lediglich die „Bemühung nach nationalstaatlicher Rasterung und Glättung der mannigfaltigen Ereignisse, die 2015 stattfanden“ (208). Insofern ist der Band auch ein geeigneter Beitrag für den öffentlichen Diskurs.

Simon Goebel, Augsburg

Simon Goebel: Politische Talkshows über Flucht. Wirklichkeitskonstruktionen und Diskurse. Eine kritische Analyse. Bielefeld: transcript, 2017. 433 S. m. 7 Abb. (Cultural Studies, Bd. 49).

Das Forschungsfeld der Refugee Studies ist spätestens seit der Überwindung der EU-Außengrenzen durch über eine Million Flüchtender im Sommer 2015 am Expandieren. Erste Arbeiten volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlicher Prägung beschäftigen sich neben dem Verhältnis von europäischem Grenzregime und Flüchtenden vor allem mit deren Ankommen an konkreten Orten, insbesondere auch im Austausch mit Nachbarschaften und kommunalen Behörden. *Simon Goebel* erweitert diesen Fokus mit der vorliegenden Arbeit. Er untersucht, wie in Politalk-Sendungen

das Thema der Flucht beziehungsweise das Ankommen von Flüchtenden in Deutschland verhandelt wird. Das umfangreiche Buch gliedert sich gemäß der klassischen Aufteilung in eine das Thema und die Fragestellung klärende Einleitung, Theorie und Methode, die Auswertung und ein Resümee. Goebel konzentriert sich in seiner Analyse auf 15 Sendungen der öffentlich-rechtlichen Programme ARD und ZDF aus den Jahren 2011–2014. Innerhalb dieser Zeitspanne wurde die Palette der diskursiven Ereignisse ausgehend von den „arabischen Revolutionen“ um die auch noch gegenwärtig in der Diskussion befindlichen Themen wie Asylgesetzänderungen, Ressentiments gegenüber beziehungsweise Solidarität mit Geflüchteten, das Erstarken der politischen Rechten et cetera erweitert. Durch den gewählten Analysezeitraum wird es laut dem Autor möglich, „die Frage zu beantworten, ob sich Fluchtdiskurse in divergenten diskursiven Zusammenhängen unterscheiden“ (27). Die mit dem „Sommer der Migration“ rasant steigende Anzahl von Sendungen zum Thema findet keinen Eingang in die Analyse, da „sich der diskursive Kontext im Jahr 2015 nicht weiterentwickelte“ (27). Diese Setzung unterschlägt meines Erachtens, dass sich die Positionen der Parteien, die einen Großteil der Gäste der Talk-Sendungen stellen, zu diesen Themen im Lauf der Zeit teilweise jedoch erheblich verändert hat.

Grundlegend arbeitet Goebel eingangs heraus, dass erstens die Repräsentation (flucht-)migrantischer Erfahrungen in den seltensten Fällen durch die Betroffenen selbst, sondern zumeist von mehr oder weniger zur Differenzierung gewilltem politischen Personal übernommen wird und zweitens Migration dabei häufig mit negativ konnotierten Kontexten verhandelt wird. An Stelle eines Redens mit MigrantInnen dominiert ein Reden über diese. Angesichts dieses Sachverhalts favorisiert Goebel eine machtkritische Perspektive, die er im zweiten Teil des Buches in der Auseinandersetzung mit Konzepten aus der Europäischen Ethnologie sowie den Cultural Studies ausarbeitet. Erstere dienen insbesondere dazu, das die Forschung informierende konstruktivistische und antiessentialistische Kulturverständnis zu begründen. Zweitere werden zur Einkreisung des Verhältnisses von Populärkultur und Macht, Medien und RezipientInnen sowie einer Verständnislegung der in Polit-Talkshows präsentierten Diskussionsstandpunkte als Ideologie herangezogen. Die Talkshows selbst rechnet Goebel der Populärkultur zu. Sie sind weniger auf Konsens denn auf die Markierung von konfliktiven Positionen und die „Vermischung und Überschneidung von Informationen und Unterhaltung“ (98) ausgerichtet. Der Cultural-Studies-Ansatz dient dem Autor ebenfalls zur Entwicklung seines Analyseinstrumentariums, das auf eine qualitativ-interpretative Verfahrensweise hinausläuft. Die methodologischen Ansätze der Cultural Studies verknüpft Goebel dabei mit der Kritischen Diskursanalyse sowie der als „Medienanalyse“ bezeichneten hermeneutischen Fernseh- und Dokumentarfilmanalyse (112).

Einen weiteren Baustein der Theoriereflexion stellt die Migrations- und Flüchtlingsforschung dar. Zu Recht stellt er fest, dass die Migrationsforschung die längste

Zeit die Problematisierungen und Kategorisierungen nationalstaatlicher Prägung übernommen hat und sich erst in jüngerer Vergangenheit von diesen zu lösen begonnen hat. Die Darstellung ist in erster Linie ein Abriss sowohl theoretischer Bezugspunkte der Migrationsforschung als auch der erfolgten Einwanderung nach Deutschland. Die aktuellen methodologischen und theoretischen Debatten in diesem Forschungsfeld werden zwar genannt, allerdings kaum ausgeführt und fallen eher hinter die Darstellung der auf die jüngere Vergangenheit ausgerichteten „Infragestellung ihrer Kategorienbildung“ zurück. Zwar ist dem Autor durchaus zuzustimmen, wenn er in diesem Unterfangen für die kulturwissenschaftliche Flüchtlingsforschung konstatiert, dass „diese im deutschsprachigen Raum kaum vorhanden ist“ (73). Schade ist dennoch, dass diesem Urteil keine Auseinandersetzung mit früheren Arbeiten zum Thema aus dem Fach, wie etwa dem langjährigen und umfangreichen Tübinger Forschungsprojekt „Neue Siedlungen“ (1959), folgt. Gerade für LeserInnen der Europäischen Ethnologie wäre die Auseinandersetzung mit den bis dato zum Einsatz gekommenen volkskundlichen Denkwerkzeugen im Sinne einer fachlichen Selbstverständigung sicherlich interessant gewesen.

Im Zentrum des anschließenden Teils des Buches stehen die „Politik-Analysen“ und damit die Auswertung des empirischen Materials. Die Aussagen aus den 15 Talkshows werden hierzu in sechs Unterkapiteln präsentiert. In diesen wird jeweils ein übergeordneter Diskursstrang verfolgt. So gelingt es Goebel herauszuarbeiten, wie in den Talk-Sendungen – trotz heterogener Auswahl der Gäste – die Interpretation von Migration als Abweichung von der Norm beziehungsweise der Flüchtenden als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung reproduziert wird. Durchaus spannend sind allerdings auch die in den anderen Kapiteln erfolgenden Auswertungen der Diskursstränge, die einen vertieften Einblick in die „Konsolidierung der Differenzlinie zwischen ‚den Deutschen‘ und ‚den Geflüchteten‘“ (293), die Stimmung gegenüber den Geflüchteten, die Dominanz rechtspolitischer Semantik und Skandalisierung oder in ökonomistische „Nützlichkeitserwägungen“ (381), denen zufolge Geflüchtete ein Korrektiv der Fehlentwicklungen des Arbeitsmarktes sein können, gewähren.

Der Vorteil der Textanordnung liegt dabei in der Stringenz, mit der die verschiedenen Aussagesysteme analysiert werden können. Gleichzeitig reihen sich in den Kapiteln stets Aussagen verschiedener Sendungen aneinander, die alle den jeweiligen Diskurs stabilisieren. Hierdurch entstehen ungebrochene Darstellungen, die einem als Lesenden die Frage aufdrängen, ob der Einbezug von Kontroversen und Einsprüchen aus den Sendungen nicht ein Gewinn gewesen wäre, um dem Eindruck der „glatten Inhalte“ vorzubeugen. Zugleich hätte so differenzierter untersucht werden können, inwieweit etwa in Talkshows Gegendiskurse entwickelt werden können und beispielsweise Zurückweisungen rechter Aussagen nicht auch eine Perspektive auf Geflüchtete als Regulierungsobjekt einnehmen müssen,

um in diesem Setting legitim zu sein. So ist Goebels Fazit, dass politische Talkshows „Wiederkäufer“ hegemonialer Diskurse seien, denen es nicht gelänge, „Themen zu setzen oder innovativ zu bearbeiten“ (401), nach der Lektüre der empirischen Kapitel zwar stimmig, aber es bestätigt überraschend gradlinig das, was man zu Beginn des Buches beim Lesen des Kapitels zur Ideologiekritik durch die Cultural Studies schon erwartet hat. Insgesamt vermag es diese kritische Anmerkung allerdings nicht, die Leistung der detailreichen Forschungsarbeit in den Schatten zu stellen. Der Autor hat ein Aushandlungsfeld gesellschaftlicher Deutungen und Wertungen von Flucht und Flüchtenden auf innovative Weise untersucht. Über das Thema hinaus verdeutlicht die Arbeit den methodologischen (Mehr-)Wert des engen Zusammendenkens von Cultural Studies und Europäischer Ethnologie.

Jan Lange, Tübingen

Cornelia Eisler u. Silke Götsch-Elten (Hgg.): *Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. Wissenschaftliche Konzeptionen, mediale Vermittlung, politische Funktion.* Münster/New York: Waxmann, 2017. 235 S. m. Abb. (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 12).

Basis des von *Cornelia Eisler* und *Silke Götsch-Elten* herausgegebenen Bandes waren die Ergebnisse der Abschlussstagung eines von *Cornelia Eisler* bearbeiteten Forschungsprojektes zum Thema „Grenz- und Auslandsdeutschtum‘ als Forschungsfeld“. Ausgesprochenes Ziel der Tagung wiederum war es, „unterschiedliche wissenschaftliche und politische Konzepte nationaler Minderheiten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt wurden, in den Blick zu nehmen sowie ihre Medialisierung und Politisierung im europäischen Kontext kritisch zu hinterfragen“. Obwohl als Veranstalter der Tagung das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) fungierte, beschränkte sich der Fokus nicht allein auf deutsche oder deutschsprachige Minderheiten. Stattdessen sollten vor allem „fremdstaatliche Minderheitenkonzepte in unterschiedlichen europäischen Staaten im Mittelpunkt stehen und der Versuch unternommen werden, die variierenden national fokussierten Volkskunden in Europa untereinander, aber auch zu anderen Konzepten in Bezug zu setzen“.

Sowohl die zeitliche Beschränkung auf die Anfänge der modernen Minderheitenpolitik mit einem Fokus auf die Zwischenkriegszeit als auch die erweiterte Perspektive – der sprichwörtliche Blick über den Tellerrand – tun der Publikation unheimlich gut und heben sie damit auf ein anderes Level. Und wie die Herausgeberinnen im Vorwort zu Recht feststellen, haben zwar die Volkskunde und die „Konturierung von Begriff und Sache ‚Minderheit‘“ sehr viel miteinander zu tun, aber es ist tatsächlich ein interdisziplinäres Thema, das nur durch eine breite und vielfältige und vor allem internationale Betrachtung greifbar wird, denn, wie die beiden Herausgeberinnen

zudem konstatieren: „[N]ur die gemeinsame Perspektive auf dieses Phänomen wird dazu beitragen, den Minderheitenbegriff kritisch zu beleuchten und seine vielfältigen Semantisierungen in den unterschiedlichen nationalen Kontexten, aber auch politischen Ideologien zu erfassen.“ Zur unheimlichen Dichte der Publikation trägt zudem die Qualität und unbestrittene Expertise der einzelnen Beiträge bei, die sich dem Thema auf ganz unterschiedliche Weise nähern, jedoch in weiten Bereichen volkskundlich-kulturhistorischen Ansätzen folgen, sind die meisten Autoren doch entweder fest im Fach verankert oder haben Volkskunde oder eines der verwandten Fächer im Laufe ihrer Ausbildung studiert. Als sehr hilfreich für Einsteiger in das Thema dürfte sich daher der einführende Beitrag von *Konrad Köstlin* erweisen, der die Minderheiten als „Phänomen der Moderne“ vorstellt, das als Ergebnis nationaler und sprachpolitischer Homogenisierungsprozesse zu sehen ist und vor allem im Kontext von politischen Formen der Demokratie zu finden ist. Denn das „demokratische Prinzip der Mehrheit bedingt als Gegenpol die Minderheit, sie ist ohne deklarierte Andersheit der Minderheit nicht zu denken“. Die These zugrunde legend, dass „Minderheiten produziert werden und einen Akt der Performanz darstellen“, wird deutlich, wie sehr sich dieses Phänomen bis in die Gegenwart analog zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen ausdifferenziert hat – ausgehend von Kategorien wie Religion, Kultur, Nation oder Ethnie hin zur Identifikation über Lebensstile. Der Beitrag von der Mitherausgeberin *Cornelia Eisler* thematisiert Entwicklung und Wandel des „Grenz- und Auslandsdeutschtums“ in Verbindung mit seiner Rolle als potentieller Forschungsgegenstand in der Weimarer Republik. Im Zentrum der Forschung der Autorin steht dabei die von *Max Hildebert Boehm* und *Georg Schreiber* formulierte Konzeption des „Grenz- und Auslandsdeutschtums“ beziehungsweise der deutschen Minderheiten. Dabei zeigt die Gegenüberstellung der Konzepte, dass im volkskundlichen Vergleich „neben der völkisch-nationalistischen und expansionistischen *Boehms*“ zumindest zeitweise auch „alternative Herangehensweisen“ existierten.

Sowohl historisch als auch geografisch einen anderen Winkel der Geschichte suchte sich *Christian Marchetti*. Er thematisiert die sogenannten „kleinen Volkskunden“ in der Zeit der Habsburger Monarchie am Beispiel der „Selbsterfindung einer Volkskunde der Banater Schwaben“. Dabei steht bei ihm vor allem die Form der Selbstdarstellung, welche durch siebenbürgisch-sächsische Volkskundler entwickelt wurde, und die damit verbundene „Selbstentdeckung der deutschungarischen Volkskunde“ im Zentrum seines Erkenntnisinteresses. *Tobias Weger* thematisiert dagegen in seinem Beitrag „Das Konzept der ‚Volksbildung‘ – völkische Bildung für die deutschen Minderheiten“ die Verflechtungen von Akteuren und Institutionen in Bezug auf das Konzept „Volksbildung“. Neben einer Vorstellung der unterschiedlichen Deutungsmöglichkeiten des Begriffs „Volksbildung“ legt er vor allem seinen Fokus auf den völkischen Volksbildungsbegriff der „studentendeutschen Bewegung“. Dabei zeigt er auf der einen Seite die

Entwicklungslinien des Konzepts ausgehend vom Böhmerwald, das danach in der Zwischenkriegszeit großflächige Verbreitung im östlichen Europa fand. Auf der anderen Seite wird deutlich, wie hoch der Einfluss nur weniger Protagonisten war, „die überregional und nachhaltig Einfluss nahmen und somit Homogenisierungstendenzen herbeiführten“.

Rudolf Jaworski thematisiert in seinem Beitrag ebenfalls den Bildungsbereich und konzentriert sich dabei auf die starke Rezeption sowohl der nationalen als auch der ethnischen Auslegung des Minderheitenkonzepts in der Schulbildung zur Zeit der Weimarer Republik. Dabei ergeben seine Forschungen, dass das „Grenz- und Auslandsdeutschtum“ als Konzept in ganz unterschiedlicher Dichte in den Lehrinhalten vieler Fächer auftauchte. Ein eigenes Fach wurde jedoch nicht etabliert. Ein weiterer Schwerpunkt seines Aufsatzes liegt in der Darstellung der Emotionalität in der Argumentation der Initiatoren, was für ihn vor allem kompensationsfunktionalen Charakter hatte.

In einem weiteren Beitrag fokussiert *Jennie Boie*, wie regionale Spezifika am Beispiel „niederdeutsch“ im „Grenz- und Volkstumskampf“ nationalisiert wurden. Dabei zeigt sich, dass im deutsch-dänischen Grenzgebiet die Volkskunde als „angewandte Wissenschaft“ in Kooperation mit der „Volkstumsarbeit“ des Schleswig-Holsteiner Bundes zur Identitätsbildung diente, wobei es nach Boie den Akteuren der Volkstumsarbeit „nicht um die politische und soziale Integration der deutschen Minderheit in Dänemark“ ging und auch nicht „um das Bemühen eines friedlichen Zusammenlebens an der Grenze“. Vielmehr zeigte sich diese vorwiegend national und ethnisch differenzierend ausgerichtet. Ähnliche Ergebnisse liefert die Mikrostudie von *Jana Nosková*. Sie thematisiert die Situation der schlesischen und mährischen Deutschen in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit. Als Quellenmaterial diente ihr dabei die Zeitschrift „Deutsch-Mährische Heimat“ und deren Sicht auf die politischen und staatlichen Neuerungen nach 1918. Dabei zeigt sich, dass aus politischen Gründen Konzept und Begriff der „Deutschen Minderheit“ vermieden und somit im Grunde als nicht existent vermittelt wurden. Dagegen konzentrierte man sich darauf, tschechische Minderheiten zu konstruieren und zu kommunizieren.

Hans-Christian Petersen thematisiert akteurszentriert die Geschichtsschreibung der deutschen Minderheiten in Russland. Dabei interessiert ihn vor allem das Einwirken Karl Stumppps, seine Netzwerkarbeit und der Einfluss einzelner Protagonisten auf gesellschaftliche wie wissenschaftliche Prozesse. Einen weiteren Schwerpunkt seiner Abhandlung bildet die variable Selbstdarstellung „der sogenannten Minderheitenführung“, die nach Petersen den Eindruck zu erwecken versuchte, „dem ideologischen Einigungskonzept der Deutschen in Russland alles zu opfern“.

Mit dem Schriftsteller und Politiker Rudolf Brandsch, seinen Ansichten über Deutsche in Rumänien und Ungarn sowie den Minderheiten und ihren Loyalitätsbeziehungen beschäftigt sich *Sabine Bamberger-Stemmann*. Dabei zeigt ihr Beitrag, „wie sehr aktuelle, zeitgenös-

sische Themen aus der Wirtschaft und Politik die völkische Argumentation bestimmten, die zugleich historisch-ideologisch unterlegt war“.

Der letzte Beitrag stammt von *Sarah Scholl-Schneider*, die die gesamte Thematik wieder mit der Gegenwart verbindet. Dazu dient ihr das Beispiel tschechischer Remigranten, die im Laufe ihrer Biografie zwischen Mehrheits- und Minderheitsgruppierungen wechselten. Dabei zeigt sie diesen Umstand der „Fremdheitserfahrung“ als Chance auf, „die potentiell neue Perspektiven auf die Welt bietet“. Ihr Aufsatz offenbart zuallererst die Vielfältigkeit an Zuschreibungen und Deutungen, darüber hinaus aber vor allem die Dynamik und Brüchigkeit, die der so homogen erscheinende Minderheitenbegriff aufweist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Band durch seine interdisziplinäre Perspektivierung und seinen begrenzten historischen Rahmen einen unheimlich dichten Blick auf Genese, Wahrnehmung und Funktion des Minderheiten-Begriffs zu werfen vermag. Die Autoren schaffen es durch die Bank, vielschichtige Zusammenhänge zu kennzeichnen und zu dechiffrieren, sie aber auch neu zu verorten und zu kontextualisieren. Der für viele so überaus schwammige Minderheiten-Begriff wird damit zum ersten Mal richtig greifbar und gewinnt an Kontur. Man kann den Herausgeberinnen zum Erreichen ihres Zieles nur gratulieren und dem Buch eine große Leserschaft wünschen. Eines muss aber immer klar sein: Dieser Band kann nur ein Anfang sein. Er hat es aber in sich und macht Lust auf weitere Forschungen.

Sebastian Gietl, Regensburg

Klaus Roth u. Asker Kartari: (Hgg.): Cultures of Crisis in Southeast Europe. Part 1: Crises Related to Migration, Transformation, Politics, Religion, and Labour. Berlin: LIT, 2016. 409 S. m. Abb., Tafeln, Grafiken. (Ethnologia Balkanica, Bd. 18/2015).

Die im LIT-Verlag erscheinende Zeitschrift *Ethnologia Balkanica* wird im 18. Jahrgang von *Klaus Roth* (München) und *Asker Kartari* (Istanbul) herausgegeben und führt Beiträge aus der 7. Konferenz der International Association for Southeast European Anthropology auf, welche vom 18. bis 21. September 2014 an der Kadir Has Universität in Istanbul stattfand. Hier liegen zwei Ausgaben vor und die vorliegende Rezension bezieht sich einzig auf den ersten Teil: „Crises Related to Migration, Transformation, Politics, Religion, and Labour“. Die Publikation ist in vier thematische Abschnitte unterteilt und umfasst 22 Beiträge. Der erste Abschnitt bespricht konzeptionelle Themen. Der zweite Abschnitt ist unter den Titel „Migration und Diaspora“ gestellt. Der dritte Abschnitt umfasst Artikel zu den Themen Gesellschaft, Religion und Politik. Im vierten Abschnitt werden Studien zu Arbeit und Arbeitsbeziehungen zusammengefasst. Neben dem Vorwort wird aus jedem der Abschnitte im Folgenden ein Beitrag näher besprochen.

Das knapp gehaltene Vorwort der Herausgeber ist in Englisch und Deutsch verfasst, alle weiteren Artikel wurden auf Englisch publiziert. Im Vorwort heißt es, dass sich die Diskussion nicht um Krisen und ihre Ursprünge dreht, sondern wie Menschen auf diese reagieren. Eine solche Perspektive erscheint angebracht und innovativ und insbesondere die Anthropologie kann einen grundlegenden Beitrag leisten, wie Menschen mit Krisen umgehen.

Christian Giordano (Fribourg) diskutiert in seinem theoretisch-konzeptionellen Beitrag kritisch die Verwendung des Begriffspaares transition/transformation sowie crisis. Zu Transformation stellt er klar, dass er erstens eine Veränderung ost- und südosteuropäischer Gesellschaften dahin gehend meint, dass sie westeuropäischen Gesellschaften ähnlicher werden sollten. Aus dieser Perspektive, die mit klaren Argumenten in Bezug auf politische Praxis als auch gesellschaftliche Diskurse ein-

geleitet wird, ist der Begriff als eurozentristisch zu bewerten. Das zweite Argument kritisiert die Verwendung des Wortes Krise und wirkt sogar noch schwerwiegender, da Giordano im Grunde sagt, dass es sich um einen entleerten Begriff handelt, der beliebig benutzt wird. „In fact, the term transformation offers a very convenient formulation because it reveals nothing about the specificities of significant changes occurs after the fall of the Berlin Wall. In the end, any event in Eastern Europe between 1989 and 2014 can be lumped together under the label of transformation.“ (31) Auch der Krisenbegriff leidet unter der schwammigen Verwendung und auch hier findet sich eine eurozentristische Sichtweise. Der Einwand von Giordano ist, dass der Abstieg Europas im internationalen Wettbewerb als schmerzlich und krisenhaft empfunden wird. Damit wird der Krisenbegriff auch anschlussfähig als Prozessbegriff und ist nicht einzig als Reaktion auf ein Ereignis zu verstehen. In seiner weiteren Analyse stellt er klar, dass Symptome, die mit Transformation und Krise verbunden werden, wie ein verbreitetes Misstrauen gegenüber öffentlichen Institutionen, länger in den Gesellschaften Südosteuropas verwurzelt sind als es die Argumentationen, die auf den Wandel von sozialistischen hin zu demokratischen und kapitalistischen Staaten abzielen, glauben machen wollen. Giordanos Argumentation ist an dieser Stelle des Buches gut platziert, denn sie eröffnet eine prozesshafte Perspektive auf Krise und warnt vor dem Pathos der Transformationsrhetorik, die es in Arbeiten zu Südosteuropa häufig gibt, und folgt zugleich der grundlegenden Argumentation, wie sie von den Herausgebern formuliert wurde: die Reaktion auf Krise zu untersuchen. *Ivaylo Markov* (Sofia) schreibt über „Migration. Trans-Locality and Social In(Ex)clusion“ am Beispiel albanischer Migranten. Im Kern befasst sich seine Arbeit mit Identitätskonflikten von Transmigranten und folgt auch der üblichen Argumentation solcher Arbeiten. Den theoretischen Unterbau liefern sowohl die Netzwerktheorie als auch die der Transnationalisierung, die der Autor aber leider nicht miteinander verknüpft. Dem Beitrag hätte auch die Auseinandersetzung mit transnationalen Sozialräumen als Rahmenkonzept geholfen, da dadurch die Verbindungen zwischen Menschen und Orten über Grenzen hinweg in den Blickpunkt genommen worden wären. Anschließend beschreibt Markov seine Daten, die aus 35 Interviews und mehreren kurzzeitigen Feldforschungsepisoden bestehen. Es folgt ein kurzer Abriss über die Migrationsgeschichte makedonischer Albaner, die zeigt, dass (Arbeits-)Migration dort ein klassisches Verhaltensmuster ist. So informativ der Abschnitt ist, er trägt doch relativ wenig zum Erkenntnisgewinn der Arbeit bei. Hieran schließt sich die solide und insgesamt gelungene empirische Untersuchung an. Im ersten Abschnitt beschreibt Markov unterschiedliche Rituale und Symbole während des Prozesses der Migration. Im zweiten Abschnitt wird herausgearbeitet, dass viele Migranten zwar alleine ins Ausland gehen, um zu arbeiten, dort aber häufig auf Freunde oder Verwandte treffen. Hier wird auch klar, wieso sich der Autor in der theoretischen Rahmung seiner Arbeit für die Netzwerktheorie

entschieden hat, wenn auch die Analyse, vor allem aufgrund des vorhandenen empirischen Materials, oberflächlich bleibt. Der dritte Unterabschnitt dreht sich um die transnationale Lebensweise von Migranten aus Makedonien. Ein Beispiel sind die renovierten Häuser der Familien von Transmigranten – ermöglicht durch Geldüberweisungen Letzterer. Solche Symbole sind wichtig, um den Erfolg von Transmigranten zu zeigen. Erfolgreich ist, wer am Herkunftsort ein gutes Leben hat oder seiner Familie ermöglicht, nicht wie es ihr oder ihm am Ort geht, an dem sie oder er arbeitet, was ein bemerkenswertes Ergebnis ist. Der letzte Unterschnitt thematisiert Identitätskrisen von Transmigranten, wobei die Angst besteht, dass die eigenen Kinder die kulturellen Wurzeln verlieren würden und kein Albanisch lernen. Der Beitrag schließt mit einem sehr kurzen und leider zu knappen Fazit. Hier wäre es notwendig gewesen, die Ergebnisse zu einem klaren Gesamtbild zusammenzusetzen und nun auch mit dem so unverbunden dastehenden historischen Abschnitt zu verknüpfen. Die Leistung von Markov besteht so besonders in den detaillierten Beschreibungen transnationaler Praxen.

Marija Mandić (Belgrad) untersucht mit einem diskursanalytischen Zugang die Rahmenbedingungen während der Ausschreitungen gegenüber der Bajrakli Moschee in Belgrad im Jahr 2004. Der Beitrag beginnt mit einer ausführlichen Darstellung der Geschichte des muslimischen Lebens in Belgrad, mit einem Schwerpunkt auf die Zu- und Abnahme der Anzahl an Moscheen in der Stadt. Anschließend werden die Ereignisse des Pogroms nachskizziert und Schlagzeilen von fünf serbischen Tageszeitungen ausgewertet. Mandićs Arbeit ist fokussiert, was sie gut lesbar macht, und verliert sich nicht in der Darstellung von Details. Vielmehr liegt der Schwerpunkt auf der wechselseitigen Dynamik zwischen Ereignissen und Medienberichterstattung, vor allem der Printmedien. Hier ist zu erkennen, welche Machtinteressen hinter dem Diskurs stehen. So heißt es im Fazit: „Obviously, there was a lack of political will on the part of Serbian authorities to investigate and prosecute the responsible for the arson attacks against the mosques.“ (300) Alles in allem liefert der Beitrag gute Einblicke in die wechselseitige Verflechtung zwischen gewaltsamem Handeln und öffentlichem Diskurs, mitsamt einer historischen Einordnung. Ein wenig irritiert, dass der Beitrag die Ursachen von Krisen thematisiert, welche laut des Vorworts der Herausgeber im vorliegenden Band eigentlich nicht im Fokus stehen sollten.

Dražen Cepić (Birmingham) untersucht in seinem Beitrag den Wandel der Arbeiterklasse in Kroatien, wobei er sich vor allem auf die Herausforderungen der Selbstorganisation des Privatlebens beschränkt. Dabei werden Handlungsmuster von Menschen deutlich, wie sie mit der Krise auf dem Arbeitsmarkt umgehen, welche sich während des Wandels von der sozialistischen zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung zeigen. Die empirische Grundlage sind 17 Interviews, die zwischen 2009 und 2011 geführt wurden. Cepić bezieht sich im Wesentlichen auf drei Felder. Erstens auf Freundschaften, die sich nicht mehr an der Klassenzugehörigkeit entlang

organisieren, sondern nach Interessenschwerpunkten und durch Eigeninitiative entstehen. Zweitens sind die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung nun auch an wirtschaftliche Ressourcen gebunden. Das führt dazu, dass es zunehmend zu einer selbst organisierten Freizeitgestaltung kommt, die ein höheres Maß an Auswahl und Organisationsleistungen bedarf. Außerdem werden nun weite Teile der Freizeit alleine verbracht, da keine Angebote bestehen, die man auch nachfragen kann oder will. Drittens gewinnen durch die veränderte Rolle der Gewerkschaften neue Solidargemeinschaften an Bedeutung. Cević führt hier ein Interview mit einem Mann an, der in einem Vorort von Zagreb ein Haus gekauft hat und von seinen Nachbarn bei der Renovierung der Immobilie unterstützt wurde. Diese soziale Gruppe ist für den Interviewpartner zu einer emotional wichtigen Bezugsgruppe geworden. Der Autor vermittelt ein eindrucksvolles und nachvollziehbares Bild der Herausforderungen, vor denen Menschen in empfindenen Krisenzeiten in Südosteuropa stehen, welche wiederum durch den Wandel der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verursacht wurden.

Den Herausgebern ist es gelungen, eine Vielzahl von Beiträgen zusammenzustellen, welche auf unterschiedliche Facetten des Umgangs von Menschen mit Krisen in Südosteuropa eingehen. Die Lektüre des Bandes ist somit empfehlenswert für alle diejenigen, die sich für gesellschaftliche Prozesse in Südosteuropa interessieren, was auch für eine Leserschaft über die Anthropologie hinaus gilt.

Sebastian Kurtenbach, Bielefeld

Christoph Augustynowicz u. Agnieszka Pufelska (Hgg.): *Konstruierte (Fremd-?)Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts.* Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017. VI, 232 S. m. 5 Abb.

Die Aufklärung als gesamteuropäisches Projekt, die aber immer noch meist als westeuropäisch wahrgenommen wird, sowie die Erkenntnis, dass Osteuropa vielfach immer noch implizit ökonomisch und kulturell als rückständig angesehen wird, waren die Ausgangspunkte der Diskussion auf einer internationalen historischen Fachtagung im Mai 2013 in Wien. Dass die schriftliche Fassung erst vier Jahre später erscheint, ist für solch einen Tagungsband nicht untypisch. Glücklicherweise wirkt es sich in diesem Fall nicht negativ aus, da die Ergebnisse nicht überholt sind. Den Osteuropadiskurs des 18. Jahrhunderts in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, lag dabei nahe, hatte der Historiker Larry Wolff doch 1994 in einer vielbeachteten Studie¹ erklärt, Osteuropa sei im 18. Jahrhundert „erfunden“ worden in Abgrenzung und als Gegenbild zu einem, sich von der Antike herleitenden und durch Renaissance und Aufklärung geprägten Westen. Mit dieser These setzt sich *Wolfgang Schmale* (Wien) daher in seinem dem Band als Keynote vorangestellten Beitrag (11–28) auseinander. „Wolff nutzt im Wesentlichen knapp zwei Dutzend

hochkultureller gedruckter Quellen [...]: Reiseberichte und philosophisch-historiographische Werke. Dazu kommen einige Karten und Atlanten. Das Gros der hochkulturellen Quellen stammt aus Frankreich und England, dazu kommen für den deutschsprachigen Bereich Lessing, Fichte und ein wenig Herder. [...] Quellen aus der Habsburgermonarchie fehlen. [...] Zeitungen und Zeitschriften [...] werden nicht genutzt, sieht man von gelegentlich zitierten einzelnen Nummern ab. Archivalische Quellen spielen keine Rolle“ (15), stellt er fest. Sowohl methodisch als auch in Bezug auf die Quellen ist man, wie er exemplarisch an den Werken Maria N. Todorovas und Ivan Parvevs² zeigt, inzwischen weiter. „Grundsätzlich macht es einen Unterschied, ob Quellen aus dem Bereich des atlantischen Europa herangezogen werden oder aus dem Alten Reich und der Habsburgermonarchie. Auch ist die deutschsprachige Aufklärung sehr viel enger mit großen Teilen des nördlichen und mittleren Osteuropa [...] verbunden als die französisch- oder englischsprachige. Für die deutschsprachige Aufklärung handelt es sich dabei um einen Entfaltungsraum, der zugleich von deutschsprachigen Eliten getragen wird, für die anderen sehr viel mehr um einen Raum, der vielleicht tatsächlich entfernter wirkt als das englische und französische Nordamerika“ (21), vermutet er in seinen theoretischen Überlegungen zum Thema des vorliegenden Bandes und kommt zu dem Schluss: „Dafür, das östliche Europa oder Teile davon als ausgesprochenes Fremdbild zu entwerfen, fehlten im 18. Jahrhundert die Motive und wohl auch die Kategorien.“ (27)

Die weiteren Autorinnen und Autoren des in drei Teile gegliederten Bandes (Polyforme Langfristigkeiten, Funktionale Inszenierungen, Multidimensionale Transfers) setzen sich daher auch fast alle explizit mit Wolffs Behauptungen an Beispielen aus verschiedenen Regionen des östlichen Europa auseinander. Die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung reichen von einer vorsichtigen, teilweisen Revidierung bis zu einer dezidierten Widerlegung seiner Thesen. Dabei macht man sich von den vielen Turns der neueren kulturwissenschaftlich orientierten, deutschsprachigen Geschichtswissenschaft, neben dem spatial Turn, der für die neuere Osteuropaforschung so selbstverständlich ist, dass er nicht einmal explizit erwähnt werden muss, vor allem den postkolonialen zu Nutze. Der postkoloniale Ansatz stellt nämlich die Dichotomie zwischen fortschrittlichem Zentrum und rückständiger Peripherie, die lange bei der Wahrnehmung des West-Ost-Gegensatzes prägend war, in Frage. Hinzu kommt noch der piktorale oder iconic Turn. Die Meisten verwenden den Bildbegriff dabei im mehrdeutigen Sinne des lateinischen *imago*, wobei in einigen Fällen das imaginierte, teils stereotype Bild des Ostens in Beziehung gesetzt wird zu Gemälden oder Gebäuden. Schade ist allerdings, dass nur zwei Autoren die konkreten Bilder, über die sie sprechen, auch (schwarz-weiß) abdrucken ließen.

Marija Wakounig (Wien) befasst sich mit der Perzeption von Sigismund Herbersteins Beschreibung einer Reise in das Mitte des 16. Jahrhunderts noch weitgehend unbekanntes Fürstentum Moskau (30–41). Mit

dem erneut aufkommenden Interesse an Russland im 18. Jahrhundert wurde auch der Reisebericht des österreichischen Diplomaten mehrfach neu aufgelegt. Er wurde von Russlandreisenden oft umfangreich plagiiert, da er sich vielfach wahrnehmungsprägend auswirkte. Das Russland der Vergangenheit entsprach in vielem viel eher den Vorstellungen der Reisenden als das sich in ihrem Jahrhundert rasant verändernde und nach Westen hin orientierende russische Reich, dessen Gelehrte sehr wohl Teil des gesamteuropäischen Diskurses der Aufklärung waren.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch *Magdalena Andrae*, die zwei deutschsprachige Reiseberichte vom Anfang des Jahrhunderts analysiert (42–56). Auch die Sicht der beiden Diplomaten auf das Reich Peters des Großen war durch stereotypes Vorwissen geprägt, so dass sie vor allem die fremden Sitten und Bräuche faszinierten, die sie als typisch russisch ansahen, während ihnen die Modernisierung durch die petrinischen Reformen und die Öffnung des Landes nur als höfisch hauptstädtisches Projekt erschien.

Für den Gesandten des Wiener Hofes, der sich während des Thronstreits und des Regierungsantritts der Zarin Anna 1730 in St. Petersburg aufhielt, spielten die russische Bevölkerung keine und die Sitten des russischen Adels nur eine geringe Rolle. Für ihn war das mit dem habsburgischen Kaiser verbündete Russland seit Peter dem Großen selbstverständlich Teil des aufgeklärten Europas, wie *Steven Müller* zeigt (71–92). Es galt für einen gesicherten Herrschaftsübergang zu sorgen und unliebsame Einflussnahmen von innen und außen zu verhindern, die den Status Quo hätten gefährden können.

Der Verdeutlichung, dass es sich bei Russland um einen aufgeklärten europäischen Staat handelt, diente auch die Inszenierung und spätere künstlerische Visualisierung der sogenannten „Thaurischen Reise“ Katharinas der Großen 1787 durch das neuerworbene Südrussland bis auf die Krim, mit der sich *Kerstin S. Jobst* (Wien) befasst (94–107). Die anschließende bildlich-mediale Darstellung der aufwendigen Herrscherreise knüpfte an die angebliche Zugehörigkeit der Halbinsel zur antiken griechischen Welt an und damit auch an die Hellenismusbegeisterung im damaligen Europa – man denke beispielsweise nur an Johann Wolfgang von Goethes Stück „Iphigenie in Thauris“, dessen erste Fassung kurz zuvor erschienen war. Leider sind die Gemälde, auf die sich die Autorin bezieht, nicht mit abgebildet. Russland mit seiner Herrscherin an der Spitze sah sich in einer zivilisatorischen Mission gegenüber den andersgläubigen Krimtataren oder den Osmanen – eine Sicht, die das westliche Europa durchaus teilte. Nach der Lektüre von Jobsts Beitrag hat man daher, anders als die Autorin es selbst suggeriert und Wolff es verstanden wissen wollte, nicht den Eindruck, die Inszenierung wende sich gegen die damals – zumindest aus westlicher Sicht – bereits kulturell festgeschriebene Rückständigkeit Russlands, sondern zeigte im Gegenteil für die Zeitgenossen überzeugend, dass Russland durch seine Zugehörigkeit zu Europa sehr wohl in der Lage war, Fremden gegenüber aufklärerisch zu wirken und diese zu inkorporieren.

Die Sicht auf das ursprünglich Nordeuropa zugerechnete St. Petersburg untersucht *Tilman Plath* (Greifswald) anhand der Schriften mehrerer in der russischen Hauptstadt Ende des 18. Jahrhunderts lebender und arbeitender, ursprünglich aus deutschen Landen stammender Wirtschaftswissenschaftler (164–178). Deren Werke, die eher landeskundlichen Studien als wirtschaftswissenschaftlichen Untersuchungen heutiger Tage gleichen, weil ihre Autoren noch keine hochspezialisierten Ökonomen waren, zeigen deutlich, dass die Stadt „Symbol für die Nivellierung“ des postulierten West-Ost-Gefälles war, wobei „auch der Westen keineswegs monolithisch verstanden wurde“. Als herausragender internationaler Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort befand sich St. Petersburg zudem keineswegs an der Peripherie, sondern eher im Zentrum der Diskurse der Aufklärung. Dass sich die Wahrnehmung von Nord, West und Ost auch im Laufe des 18. Jahrhunderts wandelte – ein Aspekt, der bei Wolff keine nennenswerte Rolle spielt –, wird in *Agnieszka Pufelskas* theoriegesättigtem Beitrag (121–142) besonders deutlich, in dem sie die sich im Laufe der Zeit mehrfach verändernde preußische Sicht auf seine Nachbarn Russland und Polen betrachtet: Das bis dahin durchaus nur peripher wahrgenommene und als fremd empfundene Russland wird im Zuge der petrinischen Reformen Teil der europäisch-aufgeklärten Welt. Die Russen selbst hielt aber selbst ein aufgeklärter Monarch wie Friedrich der Große weiterhin für faul, eigennützig und geistlos, eine Sicht, die immer stärker auf ganz Russland übertragen wurde, je größer die machtpolitische Konkurrenz zwischen den beiden Staaten wurde, die schließlich im Krieg gipfelte. Solange dieser andauerte, sah man in Preußen in den Russen wieder Barbaren. Mit der Herrschaftsübernahme Katharinas II. kehrte Russland in das zivilisierte Europa zurück. Dieses Bild sollte sich durch die Verbreitung liberaler Ideen im ausgehenden 18. Jahrhundert erneut wandeln. Die liberalen Aufklärer warfen der Zarin, aber beispielsweise auch Friedrich II., nun Despotismus vor – eine Sicht, die das Bild Osteuropas weiterhin prägen sollte.

Polen dagegen war zu Beginn des Jahrhunderts von Gelehrten wie Gottfried Wilhelm Leibniz noch immer als Teil der europäisch-christlichen Welt und als Bewahrer und Verteidiger des Christentums gegen die fremden Barbaren gesehen worden, konstatiert Pufelska. Diese Sicht deckt sich mit der Selbstsicht der polnischen Gelehrtenwelt der damaligen Zeit, denn *Dariusz Dolański* (Zielona Góra) stellt in seinem Beitrag (57–70) fest, dass um 1730 zwar wie im übrigen Europa ein großes Interesse an den Wissenschaften im Allgemeinen und der Geographie und Völkerkunde im Besonderen bestand, aber nicht mehr an Russland, zumindest nicht direkt. Während es noch einige Reise- oder eher Kriegsberichte von Polen über Russland aus dem vorangegangenen Jahrhundert gab, stammte nun alles, was dazu geschrieben wurde, aus zweiter Hand. Weit mehr als auf die eigenen Berichte des 17. Jahrhunderts stützten sich die polnischen aufgeklärten Gelehrten dabei auf westliche Quellen. Den Grund für diese „Rezeption auf westlichen Umwegen“ (57) nennt Dolański selbst allerdings nicht explizit, da er es weitestgehend bei einer Be-

schreibung der Situation belässt. Gerade bei einem so theorieorientierten Band wie dem vorliegenden ist das auffällig. Erklärbar ist es aber aus dem polnischen Geschichts- und Historiographieverständnis heraus, das sehr stark von positivistischen Ansätzen geprägt ist, wie sie im 19. und frühen 20. Jahrhundert auch in Deutschland noch gängig waren. Daher bleibt es in diesem Fall dem Leser überlassen, die Schlüsse aus dem überraschenden Befund zu ziehen. Zwar trifft die Bemerkung des Autors, dass mit dem Rückgang der kriegerischen Konflikte auch die Zahl der Begegnungen und Berichte darüber abgenommen hatte, sicherlich zu. Auffällig ist jedoch, dass die polnischen Aufklärer selbst nie nach Russland reisten, um sich selbst ein Bild zu machen. Das Land selbst war für sie nicht relevant, denn sie sahen sich als Teil der katholisch-christlichen Welt. Sie waren zudem Teil der Gelehrten-Netzwerke der Aufklärung, wie ihre Reisen nach Westen und ihre dortige Tätigkeit zeigen. Diese Bewegungen und die Verbindungen der Gelehrten zwischen Polen und deutschen Landen und ihre teils hybride Stellung thematisiert auch *Marc Bandytt* (Potsdam) in seinem Beitrag über Danziger Naturwissenschaftler (143–162). *Christoph Augustynowicz* (Wien) (211–228) zeigt nicht nur, dass die Gelehrten- und Kommunikationsbewegungen nicht in einer Richtung, beispielsweise von West nach Ost, verliefen, sondern auch, dass von einer West-Ost-Dichotomie auch im Falle Polens keine Rede sein kann. Polen konnte bereits Anfang des 18. Jahrhunderts gleichzeitig als fortschrittlich und rückständig angesehen werden, und auch Aufklärer selbst konnten diesen Widerspruch in sich vereinigen. Letzteres zeigt auch *Agnieszka Dudek* (Wien) am Beispiel des schlesischen Gelehrten Leopold Johann Scherschnik (1747–1814), der Jesuit und Aufklärer zugleich war (200–210). Diesen Widerspruch vereinigte auch der in Sandomierz lebende und lehrende Gabriel Rzączyński (1664–1737) in sich, mit dem sich Augustynowicz befasst. 1721 liefert Rzączyński in seiner Naturgeschichte Polen-Litauens einen der ersten Belege für den weit verbreiteten Volksglauben an Vampire. Zehn Jahre später sollte dieses aus den östlicheren Grenzgebieten der polnisch-litauischen Adelsrepublik bzw. der Habsburgermonarchie kommende Phänomen jahrelang die Gelehrten- und Aufklärer bestimmen. Bereits 1710 war es in Sandomierz zu einem spektakulären Ritualmordprozess gekommen. Nicht zuletzt auch wegen bildlicher Darstellungen, wie der von Augustynowicz analysierten, die bis heute in einer Kirche in der kleinpolnischen Stadt zu finden sind, sind antisemitische Vorstellungen, Juden würden für rituelle Zwecke das Blut christlicher Kinder verwenden, so langlebig. Heutzutage sind sie ebenfalls mit dem Osten konnotiert und gelten historisch – wie der Vampirglaube – als Beleg für die östliche Rückständigkeit. Doch wie Augustynowicz an den beiden Fallbeispielen vom Anfang des 18. Jahrhunderts aus ein und derselben Stadt zeigt, ist diese analoge Wahrnehmung alles andere als richtig. Abgesehen davon, dass die Ritualmordvorstellung sich von England aus über Europa verbreitete und keineswegs aus dem Osten kam, verliefen auch die Diskussionen über beide scheinbar so ähnlichen Vorstel-

lungen gegensätzlich: Während die Aufklärer nach langer Debatte 1832 überwiegend zu dem Schluss kamen, Vampire gäbe es nicht, lehnte zwar der Vatikan damals bereits seit langem Ritualmordvorstellungen ab, viele Aufklärer dagegen waren fest davon überzeugt, Menschenopfer gehörten zum jüdischen Glauben.

Die Existenz solcher Vorstellungen unter der polnischen Bevölkerung und der bereits im 17. Jahrhundert beginnende Machtverlust des polnisch-litauischen Großreiches sollten allerdings dazu beitragen, dass es weiter westlich immer negativer gesehen wurde, je positiver die Wahrnehmung Russlands wurde, wie Pufelska zeigt. Zwar sahen liberale Kreise den polnischen Freiheitskampf, die Reformen und die Verabschiedung der ersten europäischen Verfassung am 3. Mai 1791 durchaus positiv. Letztlich setzte sich aber nicht nur in Preußen die Auffassung durch, dass Polen keine Zukunft habe, was zu seinem Verschwinden von der europäischen Landkarte führte. Dass bei der Wahrnehmung bekanntermaßen nicht einmal die realen Gegebenheiten eine Rolle spielen müssen, zeigt anschaulich *Róisín Healy* (Galway), die das politisch bedingte Polenbild in Irland betrachtet (108–120). Während man in Irland, analog zur englischen Sicht, in Polen ursprünglich einen rückständigen, schwachen Staat sah, änderte sich dies mit den Teilungen Polens Ende des 18. Jahrhunderts. Nun sah man in dem polnischen Existenzkampf Parallelen zum eigenen Freiheitskampf und fühlte sich dem Vorbild Polen verbunden. Die Grenze verlief nun nicht mehr zwischen Ost und West, sondern zwischen Unterdrückten und Unterdrückern.

Die in diesem Band versammelten Beiträge zeigen eindrucksvoll, dass die Vorstellung vom rückständigen Osten und fortschrittlichen Westen, die bis heute fortwirkt, sich, wenn überhaupt, erst im 19. Jahrhundert abzuzeichnen beginnt. Für das 18. Jahrhundert ergibt sich ein differenzierteres, sich mehrfach veränderndes Bild, wie die vielfältigen Beiträge zu teils gegenläufigen Wahrnehmungen Polens und Russlands zeigen. Einzige thematisch-geographische Ausnahme ist der Beitrag von *Klemens Kaps* (Wien), der die regional unterschiedliche Wahrnehmung der einzelnen Regionen innerhalb der Habsburgermonarchie in den Blick nimmt, wie sie sich in Schriften zur Wirtschaft und Verwaltung widerspiegelt (179–199). Eine Ost-West-Linie macht auch er aber im Diskurs erst für die Zeit des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert aus.

Nun ließe sich einwenden, dass dort, wo sich in den Quellen nicht nur der hochkulturelle Gelehrten- und Aufklärer-Diskurs widerspiegelt, sondern man auch einen Blick auf die Volkskultur und Alltagswelt werfen kann, wie sie zum Beispiel für Kulturanthropologen oder Ethnologen von besonderem Interesse sind, doch stereotype Bilder des kulturell rückständigen, unaufgeklärten Fremden reproduziert werden: Die beispielsweise von Andrae oder Augustynowicz angeführten Passagen über religiöse Riten, Totenkult, Körperlichkeit und Sexualität scheinen diesen Einwand zwar zu bestätigen, man sollte aber bedenken – was in dem Band selber leider an keiner Stelle getan wird –, dass gerade diese Bereiche in jeder Kultur zu den intimsten gehören. Daher wissen diejenigen, die

nicht mit der Kultur vertraut sind, naturgemäß wenig darüber und das, was sie sehen, erscheint ihnen meist fremd. Dies ist oder war bei fast allen interkulturellen Kontakten, zumindest bis in die jüngste Vergangenheit, der Fall. Deshalb sind auch diese Textstellen kein Beleg für eine spezifische Rückständigkeit Osteuropas gegenüber Westeuropa.

Anmerkungen

¹ *Larry Wolff: Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment.* Stanford, CA 1994.

² *Maria N. Todorova: Imagining the Balkans.* Oxford/New York 1997; *Ivan Parvev: Land in Sicht. Südosteuropa in den deutschen politischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts.* Göttingen 2008.

Frank M. Schuster, Gießen

Stephanie Sommer: Postsozialistische Biografien und globalisierte Lebensentwürfe. Mobile Bildungseliten aus Sibirien. Bielefeld: transcript, 2016. 344 S.

Stephanie Sommer hat unter dem Titel „Postsozialistische Biografien und globalisierte Lebensentwürfe. Mobile Bildungseliten aus Sibirien“ ihre Doktorarbeit publiziert. Auf circa 300 Seiten entwickelt sie ihr Thema, basierend auf empirischem Material und angereichert um eine Vielzahl von theoretischen Konzepten und Begriffsdiskussionen, wobei sie den Text in drei klare Teile gliedert. Nach der Zielsetzung und ersten Grundlegungen beschäftigt sich die Autorin mit dem (post-)sozialistischen Erbe einer neuen Generation, anschließend geht sie in Teil III genauer auf postsozialistische Lebensformen im Kontext der Globalisierung ein.

Ihr untersuchtes Sample besteht aus einer „multi-lokalen Personengruppe ehemaliger Jurastudierender aus Krasnojarsk in Sibirien“ (25); konkret handelt es sich um zwölf Personen, die über ein DAAD-Stipendium die Möglichkeit erhalten hatten, einen Auslandsaufenthalt an der Universität Passau zu absolvieren, und die nach Abschluss des Studiums verschiedene Lebens- und Berufswege in Russland und Deutschland eingeschlagen haben. Die Samplewahl ist mitunter diffizil, da es sich um Personen handelt, die der Autorin bereits zuvor über das Studium in Passau beziehungsweise privat bekannt waren und zu denen Stephanie Sommer durchaus intensive außerforscherische Kontakte pflegt. Allerdings ist sich die Autorin dessen bewusst und reflektiert die Umstände ausführlich. Darüber hinaus erhält der Leser/die Leserin auch einen gelungenen Einblick in den Feldalltag in Krasnojarsk, Moskau und St. Petersburg, denn über die Forschungsaufenthalte berichtet Sommer (64–68) offen und spricht von den Herausforderungen sowie der „Angst der Forscherin im Feld“ (64).

Ebenso ausführlich wie die Darlegung des Forschungskonzeptes und der Sampleauswahl fallen die methodischen Erläuterungen aus. So arbeitete Sommer für die

Erhebung mit der teilnehmenden Beobachtung, einer Kombination aus narrativen und leitfadengestützten Interviews sowie ergänzend Mental Maps und Online-Beobachtungen. Als Auswertungsmethodik wird eine Kombination aus Grounded Theory, Hermeneutik und qualitativer Inhaltsanalyse angeführt.

In Teil II befasst sich Stephanie Sommer mit dem (post-)sozialistischen Erbe einer neuen Generation, zu der auch ihr Sample zu zählen ist. Folgerichtig problematisiert sie die Kategorien sozialistisch und postsozialistisch, vor allem da sich die untersuchten Personen selbst durchaus noch mit dem Sozialismus verbunden fühlen und sich als Zwischengeneration verstehen. Die Autorin beleuchtet damit nicht nur den Blick und die Einordnung von außen als „postsozialistisch“, sondern zeigt auf, wie die betroffenen Personen dies selbst – und vor allem anders – wahrnehmen. Außerdem erläutert sie den offiziellen Umgang mit der sowjetischen/russischen Geschichte verschiedener Zeitschnitte sowie dessen Wendungen und legt demgegenüber die subjektiven Vorstellungen und Erinnerungen des Samples dar. Immer wieder hat Sommer mit Begriffsproblematiken zu kämpfen, welche sie jedoch thematisiert, so zum Beispiel in Bezug auf den Begriff „Trauma“ (143–148), der „nur in Ermangelung anderer geeigneter Begrifflichkeiten herangezogen wird“ (147).

Im dritten Teil werden Aspekte der Globalisierung, der Mobilität, des Kulturtransfers sowie von Wandlungsprozessen in den Fokus genommen. Auch hier werden zentrale Begriffe, wie Globalisierung, kurz verortet und auf bestehende Probleme hingewiesen. Diskrepanzen, die Stephanie Sommer versucht durch Begriffseinführungen und -reflexionen zu beheben, lassen sich trotz allem im Text nicht immer erfolgreich von der theoretischen Diskussion in die eigene Anwendung am empirischen Material transferieren. So bleiben Fragen um nationale Verortungen und Zuschreibungen in der vorliegenden Arbeit nach wie vor bestehen; zwar argumentiert Sommer, mit „innerer Globalisierung“ die Problematik der „Glokalisierung“ zu überwinden und gerade nicht auf bestimmte Orte zu fokussieren, in denen das Globale auf das Lokale trifft, sondern „die Veränderung der Lebensentwürfe der Mitglieder meiner Untersuchungsgruppe durch die Erweiterung ihres Erfahrungshorizonts“ zu beleuchten (171), allerdings werden geografische Bezüge und vereinzelt recht statische nationale Bilder von Russland beziehungsweise Deutschland präsentiert, ohne diese tiefergehend in den Blick zu nehmen.

Die Textpassagen zu Mobilitäten und vor allem zu „Transportlandschaften“ – die Sommer von Arjun Appadurais „technoscapes“ ableitet (230) – sind sehr konkret gehalten und vermitteln anschaulich, wie diese Themenfelder sich im untersuchten Sample exemplarisch darstellen. Beim Thema Vernetzung wird auch die Russlandspezifität sozialer Netzwerke deutlich erklärt und so für den Leser nachvollziehbar (247) und das Ansprechen national-kultureller Aspekte aus dem Interviewmaterial und dessen Reflexion (259) im Kapitel „Ein Netz aus Gleichgesinnten als ‚kleine Heimat‘ in der Fremde“ gibt einen wichtigen Einblick in Vorstel-

lungen beziehungsweise Einstellungen der untersuchten Personen, zu denen man gerne noch mehr lesen möchte. Gegen Ende der Arbeit werden weitere Felder der Alltagswelt, wie das Wohnumfeld und Kleidung, angeschnitten, über die ebenfalls ein genauere Zugang in die Lebenswelten des Samples eröffnet wird. Das abschließende Fazit fasst die vorherigen Kapitel ganz knapp zusammen, wie die Autorin am Ende selbst resümiert, offenbaren sich spannende Ansätze im Forschungsfeld, die in unterschiedlicher Weise weiter zu vertiefen sind. Allgemein sind für den Leser/die Leserin die Querverweise auf vorherige oder folgende Kapitel mit Themenbezügen angenehm, wodurch ein Vor- und Zurückgreifen in der Arbeit erleichtert wird und sich die Komplexität der Materie ein weiteres Mal verdeutlicht. Zwischendurch gibt die Autorin der Leserschaft immer wieder prägnante Zusammenfassungen des Erarbeiteten an die Hand. Die an einzelnen Stellen verwendeten Verweise auf Wikipedia irritieren, sollte es doch beispielsweise zum „Eisernen Vorhang“ (20) fundierte wissenschaftliche Nachschlagewerke geben, die stattdessen hätten herangezogen werden können. Ansonsten arbeitet Stephanie Sommer mit einer Fülle an Literatur mit ausladender thematischer Bandbreite. Die Autorin hat sich merklich intensiv mit ihrer Forschungsthematik beschäftigt und sich ein breites Wissen darüber angeeignet. Die Publikation vermittelt weniger einen vertiefenden, ganz spezifischen Einblick als vielmehr einen breiten Überblick über Facetten postsozialistischer Biografien und globalisierter Lebensentwürfe eines konkreten Samples junger, akademisch gebildeter, mit internationaler Auslandserfahrung ausgestatteter Erwachsener.

Karin Lahoda, Regensburg

Johanna Gehmacher u. Klara Löffler (Hgg.): *Storylines and Blackboxes. Autobiografie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg*. Wien: new academic press, 2017. 260 S. m. Abb. (Beiträge des VWI zur Holocaustforschung, Bd. 4).

Der vorliegende Band ist das Ergebnis des Internationalen Workshops zum Thema „Storylines and Blackboxes. Konstellationen auto/biografischer Erzählungen über Gewalterfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkrieges“ des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien, des Instituts für Europäische Ethnologie und des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Wien, der im Mai 2014 stattfand. In drei Unterkapiteln kommen mehrere Autoren zu den Themen „Erfragte Erinnerungen“, „Erzählen, Berichten, Darstellen“ und „Vermittlungen, Vernutzungen“ zu Wort.

Die Historikerin *Johanna Gehmacher* und die Volkskundlerin *Klara Löffler* gehen einleitend näher auf die Besonderheiten des von ihnen herausgegebenen Bandes zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus ein. Ganz im Fokus stehen dabei Gewalterfahrungen aus unterschiedlichen Perspektiven, die jedoch nicht, wie so oft,

im Kontext gesellschaftlicher und national ausgerichteter Identitätskonstruktionen analysiert werden sollen, sondern vielmehr unter dem Aspekt des auto/biografischen Charakters vieler dieser Erinnerungen. Gerade in jüngerer Zeit erfuhr die Person des Zeitzeugen und das Verhältnis zwischen Zeitzeugen und Zeithistorikern mehr Aufmerksamkeit im Angesicht des Umbruchs von kommunikativem zu kulturellem Gedächtnis und regt – auch durch den allmählichen Verlust der Zeitzeugengeneration des Holocaust – die Herausgeberinnen zu einer „methodisch-theoretischen Reflexion des Umgangs mit biografischen Narrativen zu erfahrener Gewalt am Kreuzungspunkt von Nach- und Gedächtnisgeschichte des Nationalsozialismus und Biografieforschung“ (7) an. Nicht mehr ausschließlich die Inhalte der verwendeten Interviewmaterialien, die teilweise schon aus archivierten Beständen stammen, sondern auch die Entstehungskontexte, die formalen Umstände dieser Dokumente und die spezifischen Konstellationen, in denen sich Muster des Autobiografischen abbilden können, sollen durch Reflexionen einen prominenten Stellenwert in der Verwendung und Analyse erhalten.

Das sehr umfangreiche Forschungsfeld der Nachgeschichte des Nationalsozialismus und der Gedächtnisgeschichte der Shoah regt Gehmacher und Löffler in ihrem Vorhaben hauptsächlich zu zwei Erweiterungen an: einerseits zur Fokussierung auf die globale Dimension von Nachgeschichten, die durch den Vergleich von Erzählungen unterschiedlicher Provenienzen erreicht werden soll, und andererseits zum weiter gefassten Verständnis der Formulierung „Erfahrungen von Gewalt“, das speziell auch das aktive Erfahren, also aus Tätersicht, adressieren soll. Tatsächlich wurde der ersten angestrebten Erweiterung des Forschungsfeldes zumindest durch die verschiedenen Beiträge, die sich teilweise in der Örtlichkeit, vor allem aber in der Art des Quellenmaterials unterscheiden, Rechnung getragen. Die zweite intendierte Erweiterung jedoch konnte im Rahmen dieses Workshops nicht umgesetzt werden: Obwohl die in den Beiträgen ausführlich thematisierte Opferperspektive eine durchaus berechnete ist, mündet die Zentrierung darauf in eine Einseitigkeit, welche keiner ganzheitlichen Erforschung des Themengebietes entspricht.

Das erste Unterkapitel, „Erfragte Erinnerungen“, basiert auf Befragungen von Zeitzeugen und macht diese zum Ausgangspunkt weiterer Analysen, während auch die Beteiligung der Forscher an der Erzählsituation in die Untersuchungen miteinbezogen werden soll. Die Historikerin *Sonja Knopp* analysiert dies anhand einer sekundären Zeugenschaft des Fragenden im Rahmen eines Interviews. An einer symptomatischen Sequenz wird der erzählerische Widerstand gegenüber erlebter Gewalterfahrungen und dessen zeitlich verzögerte Wirkung veranschaulicht. *Grete Rebstock* interpretiert in ihrem Beitrag die Wirksamkeit traumatisierender und gewaltsamer Erfahrungen ehemaliger sowjetischer NS-Zwangsarbeiter in ihrer Erinnerung heute: Wie sich herausstellt, waren die Erinnerungen – sowohl auf der kollektiven als auch auf der individuellen Ebene – nach

dem Ende des Krieges durch Schweigen geprägt. Die Ethnologin *Judith Kestler* untersucht in einer narrationsanalytisch angelegten Studie individuelle Deutungen und Einstellungen gegenüber der Internierung ehemaliger Seemänner der deutschen Handelsmarine, während sie gleichzeitig Erzählbedingung und Interviewsituation, ebenso wie Zeitgeschichte und Biografie der Befragten, in ihrer Analyse berücksichtigt.

Das zweite Unterkapitel, „Erzählen, Berichten, Darstellen“, bemüht sich um die Abbildung verschiedener Erinnerungspraktiken und Strategien, die als „sovereäner Akt gegenüber einer entmächtigenden Erfahrung“ (12) verstanden werden sollen. Ganz in diesem Sinne befasst sich die Historikerin *Vida Bakondy* mit der besonderen Erinnerungspraktik der ehemaligen jüdischen Meisterschwimmerin *Fritzi Löwy*, die ein Fotoalbum als privaten Gedächtnisspeicher nutzte. Eine ganz ähnliche Funktion übernehmen die Tagebücher *Victor Klemperers*, welche der Literaturwissenschaftler *Arvi Sepp* einer tieferen Analyse unterzieht. Ausführlich geht er auf die Frage ein, wie der Zusammenbruch eines wohlbekannten Wertesystems die Psyche eines Menschen beeinflusst und darin erkennbar wird. Um die Verarbeitung von selbst erfahrener Gewalt geht es in den autobiografischen und literarischen Darstellungen des Massenmordes an rumänischen Juden, denen sich die Germanistin *Francisca Solomon* widmet. Sie stößt dabei auf zwei in diesen Texten eine besondere Rolle spielenden Konzepte: die Nostalgie der „guten alten Zeit“ und das zugrundeliegende Trauma. Ein weiteres Resultat ihrer vergleichenden Studie ist die unterschiedliche Bearbeitungsweise der Erinnerungen von Kindern und Erwachsenen. *Brigitte Entner* erarbeitet Darstellungsformen der Verfolgung und des Widerstandes einer Randgruppe, die besonders mit Konflikten um Sprechen oder Schweigen, Sprache und einer allgemeinen Marginalisierung zu kämpfen hatte: die Kärntner Slowenen. Die letzten beiden Beiträge befassen sich im Besonderen mit historischen Zusammenhängen und heben somit die Verbindung von Biografie und Zeugenschaft mit geschichtspolitischen Themen hervor. Um eine spezifische literarische Darstellungsweise – die Distanzierung von Gewalterfahrungen, Ausgeliefertheit und Entmächtigung – geht es im Beitrag der Literaturwissenschaftlerin *Bianca Patricia Pick*. Sie eruiert eine spezifische Position des Subjekts, das aus der Opferrolle und der ihm zugeschriebenen Passivität heraustritt.

Der dritte und letzte Teil, „Vermittlungen, Vernutzungen“, wird eingeleitet von *Anna Stemmann*, die anhand von Comics zum Thema Nationalsozialismus und deren Text-Bild-Kombination die Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Erzählebenen und Darstellungsformen des Genres veranschaulicht. Reihen und Abfolgen können damit ebenso produziert werden wie Fragmente der Erinnerung und freie Assoziationen. Die Historikerin *Gerda Klungenböck* befasst sich in ihrem Beitrag mit der Frage, wie pädagogische und geschichtsschreibende Konzepte in ein anderes Medium transferiert werden können, welche Möglichkeiten dieses bietet, aber auch welche Grenzen gesetzt sind. *Jörg Skriebeleit* widmet sich ganz den überlebenden Opfern und Zeit-

zeugen im Kontext politischer, medialer und wissenschaftskultureller Prozesse aus kulturwissenschaftlicher Perspektive.

Kommt biografisches Material geschichtspolitisch zum Einsatz, wirken auch Reduktionen und Vernutzungen mit, die im Prozess einer Reflexion unterzogen und kritisch in die Analysen miteinbezogen werden müssen. Gerade aus diesem Grund, und weil es eine maßgebende Intention des Bandes ist, Autobiografie und Zeugenschaft aus unterschiedlichen Perspektiven (und Wissenschaften) zu beleuchten, um ein möglichst ganzheitliches Bild zu entwerfen, ist auf das Fehlen der tiefenpsychologischen und psychoanalytischen Perspektiven, die bei Thematiken wie Individualität, subjektive Autonomie, das Einzelne im Kontext des Sozialen, Autobiografie, die traumatische Erfahrung von Gewalt und Reflexion allgemein essentiell sind, hinzuweisen. Eine stärkere Berücksichtigung jener Blickwinkel hätte dem Band gut getan, zumal es sich um psychologisch relevante Fragestellungen handelt und an der Schnittstelle Europäische Ethnologie/Psychoanalyse, besonders zu Methode und Reflexion, bereits neuere, interdisziplinäre Ansätze und Literatur existieren (vgl. Bernd Rieken, Jochen Bonz und andere).

Anna Jank, Wien

Georg Wagner: Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht und Stalins Roter Armee. Erinnerungen. 2. erw. Aufl. Paderborn: Erzbischöfliches Generalvikariat, 2015. 108 S. m. zahlr. Abb.

Georg Wagner (1915–1991) war „Wirklicher Officialatsrat“, auch Domvikar und Honorarprofessor für religiöse Volkskunde an der Theologischen Fakultät Paderborn aufgrund seiner beiden Münsteraner Promotionen über westfälische Themen der regionalen Frömmigkeitskultur zum Dr. phil. 1958 (Volksfromme Kreuzverehrung in Westfalen von den Anfängen bis zum Bruch der mittelalterlichen Glaubenseinheit) und zum Dr. theol. 1967 (Barockzeitlicher Passionskult in Westfalen). Die erweiterte Neuauflage der 1985 erstmals aufgelegten sehr persönlichen Schrift ist ergänzt durch eine Bibliographie (95–107) samt einer Auflistung betreuter Schülerexamina.

Der erzählende Text wird hilfreich durch fett gedruckte Zwischenüberschriften gegliedert. Er beginnt mit Wagners Theologiestudium während der NS-Zeit, als er auch pflichtgemäß den Reichsarbeitsdienst absolvieren musste. Im Krieg dann wurde er sofort 1940 als Sanitätssoldat eingezogen und kam zu einer Feldtruppe in Norwegen, 1942 an die Front in Russland, schließlich 1945–47 in russische Kriegsgefangenschaft, dort eine Überstellung zur Roten Armee in deren Lazarette im Rahmen eines Arbeitsbataillons aus deutschen Gefangenen, aber nun in russischen Uniformen.

Es handelt sich zwar in erster Linie um ein sogenanntes Ego-Dokument, ist aber nichtsdestoweniger ein zum Teil erschütterndes Quellenzeugnis für die Sozialgeschichte des Zweiten Weltkrieges und seiner leidenden

Truppen. Die Zeit als deutscher Soldat führte Wagner von einem Hauptverbandsplatz zum nächsten in rasch folgendem Umbau hinter der zurückweichenden Front auf dem endlosen Rückmarsch der geschlagenen eigenen Armeen. Er diente dabei oft als OP-Assistent der Chirurgen.

Das lässt sich alles gar nicht pauschal beschreiben, man muss die Texte in Gänze lesen. Das jedenfalls wünscht sich der alte Rezensent von den jüngeren Generationen.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Sandra Keßler: Koreanische Kriegserinnerungen. Interkulturelle Perspektiven auf den Umgang mit Vergangenheit in Südkorea. Münster/New York: Waxmann, 2017. 355 S. m. 42 Abb., z. T. farbig. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 15).

Seit dem Ende des Koreakrieges (1950–1953) hat sich der südliche Teil der kleinen Halbinsel an der asiatischen Ostküste von einem der weltweit ärmsten Länder zu einem wirtschaftlich führenden Industriestaat entwickelt. Doch trotz aller Modernität und allem technischen Fortschritt ist Südkorea nach wie vor in strengen Traditionen verhaftet, die im gesellschaftlichen Leben eine sehr wichtige Rolle spielen. So prägt der Konfuzianismus mit seinen hierarchischen Strukturen das Zusammenleben, indem hauptsächlich Alter, Geschlecht, familiärer Hintergrund, Geburts- und Aufenthaltsort sowie Beruf und Einkommen den Status des Einzelnen definieren und somit auch die Kommunikation mit anderen beeinflussen. Dieses System ist nicht unbedingt starr; es kann sich je nach Gesprächskonstellation verändern, was es für Außenstehende noch schwerer durchschaubar macht. Wer damit Erfahrung hat, weiß, welche Herausforderung es für *Sandra Keßler* gewesen sein muss, sich anhand der Methode des narrativen Interviews und der teilnehmenden Beobachtung tiefgehende Einblicke in das Leben von elf über 80-jährigen Kriegsveteranen zu verschaffen. Ihre Studie, mit der sie 2015 an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz promovierte wurde, und wo sie seit 2016 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Kulturanthropologie tätig ist, bietet den besten Beweis für das gelungene Unterfangen. Als junge Forscherin aus dem westlichen Ausland musste sie dafür nicht nur Statusunterschiede aufgrund von Alter, Geschlecht und Herkunft überwinden, sondern auch mit wesentlichen Hemmnissen für Gespräche über persönliches Erleben, insbesondere über erlittenes Leid, zurechtkommen, denn ein möglicher Gesichtverlust und Scham beim Gegenüber sind im ostasiatischen Kulturkreis stets zu berücksichtigen. Die kluge und sensible Vorgehensweise von Sandra Keßler ist deshalb nicht hoch genug einzuschätzen. Zwischen Nord- und Südkorea existiert bis heute kein Friedensvertrag und die Furcht vor politischen Anfeindungen im eigenen Land, wie zum Beispiel als Kommunist zu gelten beziehungsweise denunziert zu werden, ist vor allem in der älteren Bevölkerung Südkoreas noch immer nicht ganz überwunden. Hinzu kommt ein tiefsitzendes Misstrauen,

das sowohl auf die mit sehr viel Leid verbundene japanische Besatzung (1905 bis nach 1945) zurückzuführen ist als auch auf die Zeit der autoritären Regime in den 1970er und 1980er Jahren. Dass sich die Veteranen zum Teil dennoch offen über ihre Kriegserlebnisse äußerten, ist umso bemerkenswerter. Ausschlaggebend für das Gelingen der Interviews waren vor allem koreanische „Feldhelfer“ aus dem Umkreis der Befragten, welche als kulturelle Mittler eine Schlüsselrolle im Forschungsverlauf hatten. Sie stellten die Kontakte zu den Veteranen her, agierten als Übersetzer und halfen in schwierigen Gesprächssituationen. Die Interviews wurden aufgezeichnet und anschließend feinübersetzt.

Was die Studie von Sandra Keßler besonders auszeichnet, ist die klare methodische Vorgehensweise. Die Autorin beherrscht ihr wissenschaftliches Handwerk vorbildlich und verknüpft auf souveräne und transparente Art und Weise bestehende Erkenntnisse mit ihren eigenen Beobachtungen und Analysen. Stets versichert sie sich, greift auf, vergleicht und diskutiert, wobei sie sich im Wesentlichen auf die kulturanthropologischen Arbeiten von Albrecht Lehmann und Hans Joachim Schröder bezieht.

Die grundlegende Fragestellung ihrer Studie, ob die methodische Übertragbarkeit des narrativen Interviews auf den ostasiatischen Raum möglich ist, beantwortet sie positiv, denn die Frage nach den persönlichen Kriegserfahrungen der koreanischen Veteranen führte bei allen Interviewten zu ausführlichen Erinnerungserzählungen. Dem Kapitel zur Erhebung der Interviews vorangestellt sind zunächst Ausführungen zur Geschichte des Koreakrieges und dessen Auswirkungen auf die koreanische Gesellschaft sowie die wissenschaftliche Thematisierung des Konflikts. Ein weiterer umfangreicher Teil der Studie widmet sich dem Kriegsgedenken im öffentlichen Raum, vor allem dem „War Memorial of Korea“ in Seoul. Die aus der Analyse gewonnenen Erkenntnisse ermöglichen einen späteren Vergleich zwischen öffentlichem Gedenken und individuellem Erleben der Interviewpartner. Dabei wird deutlich, dass bei der Dokumentation des Koreakrieges das öffentliche Augenmerk hauptsächlich auf militärische Aktionen und Frontverschiebungen gerichtet ist, aber Verluste in der Zivilbevölkerung kaum thematisiert werden. Nahezu komplett unberücksichtigt bleiben die Massaker und Kriegsverbrechen an Zivilisten sowohl auf nord- als auch auf südkoreanischer Seite. Auch die japanische Kolonialzeit, die in der Bevölkerung Koreas aufgrund schwerster Unterdrückung ein tiefes Trauma hinterlassen hat, findet keine Erwähnung. Stattdessen wird die Gedenkstätte insgesamt zum Symbol militärischer Stärke Südkoreas. Das Bild des heroischen, siegreichen Kämpfers steht deutlich im Gegensatz zur Schicksalsergebenheit des tapfer seine Pflicht erfüllenden Soldaten, die aus den Interviews spricht.

Korea ist ein geteiltes Land, weshalb die Möglichkeit der Wiedervereinigung eine herausragende Rolle spielt. Dies drückt sich symbolisch in der Bruderstatue im „War Memorial of Korea“ aus. Der Blick ist in die Zukunft gerichtet, nicht auf die im Krieg erlittenen Verluste und Gefühle wie Trauer und Wut. Die Vergangen-

heit wird nicht erinnert, stattdessen wird eine Zukunft vorweggenommen (124), so die stimmige Interpretation der Autorin.

Sandra Keßler ist eine überzeugende Studie gelungen, die nicht nur durch kluge Analysen, sondern erfreulicherweise auch durch eine angenehme, sehr präzise Sprache besticht.

Brigitte Berger, München

J. J. Voskuil: Das Büro 4: Das A. P. Beerta-Institut. Aus dem Niederländischen von Gerd Busse. Berlin: Verbrecher Verlag, 2015. 1069 S.

J. J. Voskuil: Das Büro 5: Und auch Wehmütigkeit. Aus dem Niederländischen von Gerd Busse. Berlin: Verbrecher Verlag, 2016. 991 S.

J. J. Voskuil: Das Büro 6: Abgang. Aus dem Niederländischen von Gerd Busse. Berlin: Verbrecher Verlag, 2017. 741 S.

J. J. Voskuil: Das Büro 7: Der Tod des Maarten Koning. Aus dem Niederländischen von Gerd Busse. Berlin: Verbrecher Verlag, 2017. 254 S.

Im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde ist der niederländische Volkskundler und Romancier J. J. (Han) Voskuil (1926–2008) mit seinem Opus magnum „Het Bureau“ (in 7 Bänden 1996–2000) schon dreimal ausführlich gewürdigt worden. Der Autor war dreißig Jahre lang, von 1957 bis 1987, „wissenschaftlicher Beamter“ am „Meertens-Institut für Dialektologie, Volks- und Namenkunde“ in Amsterdam. Er hat nach der Pensionierung unter dem Pseudonym Maarten Koning des Icherzählers das gesamte Werk in vier Jahren geschrieben. Unsere früheste Rezension galt im Jahrbuch 2012, S. 159 f., einem Heft der Münsteraner Niederlande-Studien, betitelt „Het Bureau. Ein Abend mit J. J. Voskuil“. Einer der beiden Herausgeber war Gerd Busse, der darin unter anderem über seinen Übersetzungsversuch von Het Bureau berichtete.

Der 1. Band der deutschen Übersetzung erschien 2012 bei Beck in München (siehe die Rezension im BJV 2013, S. 195–197). Im Jahrbuch 2016, S. 190 f., konnten die Übersetzungen der Bände 2 und 3 der Jahre 2014/15 besprochen werden, die der Berliner Verbrecher Verlag herausgegeben hat, wie auch die übrigen Bände 4–7. Somit liegt nun das Werk vollständig auf Deutsch vor. Die rein physische Übersetzungsleistung der insgesamt 5200 Buchseiten darf grandios genannt werden, auch angesichts der finanziellen Widerstände, die durch Stipendien von Kulturstiftungslegaten gemildert werden sollten.

Die naheliegende Vorstellung mancher Besprecher des Opus, hier habe der Verfasser über Jahrzehnte Tagebuch im Dienst geführt und nun lediglich den Zettelkasten zum Druck gebracht, ist völlig falsch. Es handelt sich vielmehr, wenn auch in chronologischer Folge, um Alltagsgeschichten zwischen Schreibtisch und Cafeteria, genauer noch um bezeichnende Dialoge der Mitarbeiter des kleinen Personalhaufens eines öffentlichen, aber außeruniversitären wissenschaftlichen Instituts vom Ran-

de der Scientific Community. Dafür werden allerdings im 1. Band die Verhältnisse geschildert und die handelnden oder faulenzenden Figuren (alle mit Decknamen) vom Chef bis zu den Aktuaren im Archiv vorgestellt, voran der namengebende Direktor Anton P. Beerta (= Meertens). Somit verunklärt der umgangssprachliche Begriff „Büro“, womit dann Bebilderungen in der Presse aus Vergangenheit und Gegenwart der Großindustrie aufwarten, den Sachverhalt. Es geht um ein Mini-„Institut“, das von Ministerien finanziert und kontrolliert wird. Im 2. Band werden aus den Jahren 1965–1971 die Personalcharakterisierungen durch den Umgang in typischen Gesprächssituationen weiter vertieft und Auslandsbesuche nach Stockholm und Bonn samt dem dortigen Kollegenbestand indirekt vorgestellt. In Band 3, 1972–1975, folgt eine Ausbreitung wissenschaftlicher Tagungspsychologien am Beispiel eines Symposions der europäischen Kulturatlanten in Bonn.

Band 4 markiert die Jahre 1975–1979. In der Liste der häufiger vorkommenden Personen finden sich an Ausländern (aus holländischer Sicht) zunächst der Niederländer auf dem Bonner Volkskundelehrstuhl von Matthias Zender (im Roman „Seiner“ geheißten), Karl Appel genannt, in der Realität H. L. Cox; aus Russland ein „Bloch“; aus Schweden eine Dame mit verstelltem Namen „Åso Bosse“ (in Band 3 schon Nils-Arvid Bringéus unter dem Pseudonym „Arved Nilsson“); aus Österreich eine „Edith Schenkle“ (= Editha Hörandner) und für den Europäischen Atlas eine „Irmgard Kretsch“ (= Ingrid Kretschmer); aus Schottland „Alex Stanton“; aus Nordirland „Thompson“; aus Kroatien der verteuflerte „Horatic“, da er für einen Europäischen Atlas Ärger machte; aus Bonn „Frau Doktor Grübler“ (= die lang gediente Gerda Grober-Glück); ebenfalls aus Bonn „Kleinschmidt“ (= Wolfgang Kleinschmidt) in Band 7; in Band 6 der Münsteraner Niederlandist „Gorissen“; aus Münster immer wieder „Güntermann“ (= Günter Wiegelmann), dem im folgenden Band der „Dietermann“ (= Dietmar Sauer mann) zur Seite steht und noch „H. Bauknecht“ (= Hinrich Siuts) auftaucht und in Band 6 ein „Gärtner“ als Professor für Volkskunde in Münster; schließlich ein deutscher Volkskunde professor „Lehmann“ (= Albrecht Lehmann); aus der DDR „Ulrich Panzer“ (= Ulrich Benzin aus Rostock), in Band 2 noch „Petsch“ (= Reinhard Peesch) aus Rostock; dann „Sonderegger“ (= Robert Wildhaber) aus Basel, früher schon „Walter Tränkle“ (= Walter Escher) aus Basel; eine „Eszter Kovács“ aus Ungarn, auch von dort „Lajos Lukács“; in Band 5 tauchen noch „Henri Klee“ aus Luxemburg und „Axel Klastrup“ aus Dänemark auf, viel früher aus Finnland „Kusta Valkura“.

Um welche Ereignisse ranken sich die genannten Dialoge im Kreis der Mitarbeiter? Es seien einige Beispiele aus den Bänden 4–6 genannt. Da gibt es nach dem Schlaganfall des Direktors und seiner Frühpensionierung zunächst eine Vollversammlung der Institutsmitglieder, bei der alle Usancen und Peinlichkeiten einer unordentlichen Sitzung durchgespielt werden. Dabei ergeben sich Einblicke in die Aufgabenstellung der einzelnen Abteilungen des Instituts, voran die Aufgaben an der Veröffentlichung eines Periodikums. An späte-

rer Stelle lassen sich die Unterhaltenden über psychologische Aspekte von Krankheiten in ihren Familien aus. Schließlich geht es um einen Besuch bei dem sich in der Reha erholenden Direktor. Zwischendurch schiebt der Icherzähler längere Szenen aus seiner Ehe ein, natürlich auch hier in der Form von dialogischen Gesprächen mit seiner Frau, auch auf dem Fahrrad in den Dünen. Die Institutsgemeinschaft fährt ebenfalls mit dem Fahrrad in ein Moormuseum, was viele Möglichkeiten der Gesprächssituationen ergibt. So auch angesichts von Bewerbungsgesprächen potentieller neuer Kollegen. Ähnlich steht es mit einer Dienstreise nach Belfast. Da lassen sich dann Reflexionen über das eigene wissenschaftliche Tun einflechten und zwar von der rasonierenden Art wie: „Das Fach, das wir betreiben, ist kein Fach mehr.“ (Bd. 4, 798)

Dieses Statement scheint manchen Rezensenten Recht zu geben, die mit dem Gegenstandskanon seiner Forschungen den doch eigentlich unerbittlichen wissenschaftlichen Kritiker seiner (unserer älteren) Volkskunde lächerlich zu machen suchen. Ganz im Gegenteil, denn Voskuil ist in der Fachöffentlichkeit als Verfasser eines beachtlichen Œuvres bekannt. Dass mit ihm einer der letzten seriösen Spezialisten von der bröckelnden akademischen Bühne gegangen ist, lässt sich für eine Reihe Kollegen unserer Generation konstatieren. Es gibt Literaturwissenschaftler, die hier dann Proust, Huysmans oder gar Kafka zum Vergleich heranziehen. Im Band 5 erlebt der berichtende Wissenschaftler Maarten Koning (= Voskuil) zwischen den Jahren 1979 und 1982 die überall in Europa grassierende Verwaltungsmanie der Evaluation zum Zwecke von Personaleinsparungen, aber auch die ins Arbeitsleben eindringenden zeittypischen Moden. Da gibt es in der Cafeteria auf einmal nur noch „fair gehandelten Kaffee“. Der Erzähler kommt aus dem Urlaub zurück und muss sich neu eingewöhnen. Am Ende aber dreht sich alles um neue Titulaturen und Personalhierarchien. Maarten Koning muss die vorläufige Leitung übernehmen, das heißt wieder Sitzungen überstehen, Berichte verfassen, Manuskripte korrigieren, Abrechnungen machen. Nichts erfährt man im Detail, sondern allein das Rasonnement über derlei Dinge. Eine Vortragsverpflichtung in Münster lenkt vom Ungemach in Amsterdam ab. Man ist zu dritt bei „Güntermann“ (= Wiegelmann), der Informationen über holländische Projekte sucht.

Band 6 „Abgang“ sagt schon im Titel, wie es dem Ende zugeht (1982–1987). Es häufen sich die Abschiede. Schottische und ungarische Fachleute der Sachkulturforschung machen Besuche. Unser Protagonist wird in der ordentlichen Nachfolgefrage des Direktors gemobbt und will sich nach 30 Jahren im Dienst zur Ruhe setzen. Doch erst noch gibt es wieder eine erholsame Fahrt nach Münster. Dort diskutieren sie über „Inventare“. Das sind die seinerzeit in der Frühneuezeitgeschichte frisch entdeckten Hinterlassenschafts- oder notariellen Nachlassprotokolle als kulturelle Quelle. Für die Eisenbahnheimfahrt hat einer der Mitarbeiter in Münster noch schnell eine Flasche Doornkat erworben. An späterer Stelle streitet man sich über „Aufsätze“, spricht Schriftsätze für Referate, über deren Stil und das

Zum-Abschluss-Kommen. Zu Hause diskutiert Maarten mit seiner Frau über das „Nichts“. Am Ende und beim Abschied reflektiert er über seine Zukunft nach dem Berufsleben. „Und dann fängst du ein neues Leben an mit der ersten Seite eines Romans, der ‚Das Bureau‘ heißen wird“, so formuliert 1994.

Band 7, der letzte schmalere Band als die übrigen, firmiert unter dem fingierten Sterben des Autors, der lediglich davon träumt. Seine Pensionierung und das Rentnerdasein wollten ihm zunächst gar nicht bekommen. Seine einstigen Kollegen vermissten ihn nicht nur, sondern traten seine Erinnerung mit Füßen, indem sie sein Zimmer um- und seinen Schreibtisch veräumten. Daraufhin stellte er seine unnötig gewordenen Besuche ein und ließ sich 1988 in Münster von Wiegelmann feiern. Schon die Bahnfahrt tat ihm gut. – Das Werk wird abgeschlossen durch den gespielten Scheintod als literarische Inszenierung, formuliert am 26.1.1995.

Dirk Schümer, der seinerzeitige Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen in den Niederlanden hat in seiner Zeitung am 6.10.2012 aus Anlass der Übersetzung von Gert Busse unter der Überschrift „Der Kartekasten als Schicksal“ formuliert: „Es entstanden Fanclubs, literarische Reiseführer, Listen mit gelüfteten Pseudonymen, Büro-Feste“, und: „All das, was Voskuil aus seinem unscheinbaren Berufs- und Privatleben als Volkskundler und Literat in Worte gegossen hat, gehört zu den ganz großen Werken des zwanzigsten Jahrhunderts.“ Ein anderer überschwenglicher Rezensent notierte, dass in den USA bei einem vergleichbaren Hype um den Roman wie in den Niederlanden dieses Werk gewiss für den Nobelpreis nominiert worden wäre.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Andrea Brait u. Anja Früh (Hgg.): Museen als Orte geschichtspolitischer Verhandlungen. Ethnografische und historische Museen im Wandel/Lieux des négociations politiques de l'histoire. L'évolution des musées d'ethnographie et d'histoire. Basel: Schwabe, 2017. 181 S. m. Abb. (Itinera. Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 43).

Spätestens mit der breit rezipierten Habilitation des Historikers Edgar Wolfrum über die Geschichtspolitik in der Bundesrepublik hat sich Ende der 1990er Jahre im deutschsprachigen Raum die Geschichtspolitik als Forschungsfeld etabliert. Damit rückten auch die „Museen als Resonanzräume und Kondensationspunkte für Geschichtspolitik“ (Joachim Baur) in den Fokus wissenschaftlicher Analysen.

Davon ausgehend konzentriert sich der interdisziplinär und transnational angelegte Sammelband auf die Untersuchung von historischen und ethnografischen Museen vor allem im deutsch- und französischsprachigen Raum als „Generatoren“ und Instrumentarien nationaler und transnationaler Geschichtspolitik. Konkret wird dargestellt, wie in staatlichen und überregionalen Museen beziehungsweise von Museumsinitiativen im 20. und

21. Jahrhundert kollektive Gedächtnisse produziert und verhandelt wurden.

Hervorgegangen ist der Sammelband aus zwei wissenschaftlichen Tagungen: der Wiener Konferenz „Museumsanalyse im deutschsprachigen Raum“ im Jahr 2011 und dem Panel „Schauplätze des Wandels. Museen als Gegenstand vergleichender und transnationaler historischer Forschung“ im Rahmen der „Schweizerischen Geschichtstage“ im Jahr 2013 – wobei über die Hälfte der Beiträge von Autoren außerhalb des Referentenkreises stammt.

Der Band enthält zehn Aufsätze in deutscher, französischer und englischer Sprache. Trotz verschiedener Zugriffe und ganz unterschiedlicher topografischer und thematischer Schwerpunktsetzungen dominieren in den Fallstudien die institutions- und sammlungsgeschichtlichen Zugänge.

Laurent Dedryvère aus Paris behandelt in seinem Beitrag die Sammlungs- und Ausstellungspraktiken des deutschnationalen österreichischen Vereins „Deutsche Heimat“, der zwischen 1908 und 1910 vergeblich versuchte, im Vielvölkerstaat der Donaumonarchie ein deutschösterreichisches Nationalmuseum zu gründen, das gesamtdeutsche Identität und lokalen Patriotismus in Einklang bringen sollte.

Die Schweizer Ethnologen *Audrey Doyen* und *Serge Reubi* analysieren die Sammelpolitik, die Erwerbsstrategien und die vielfältigen Netzwerke der ethnografischen Museen in Basel, Neuchâtel und vor allem in Genf während der ersten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts. Aber nicht nur die Auswahl der Objekte, sondern auch deren Kategorisierung stellt eine wichtige geschichtspolitische Handlung dar. *Franka Schneider* von der Berliner Humboldt-Universität zeigt am Beispiel der „Dingpolitik“ des Museums für deutsche Volkskunde in Berlin, wie im Depot und damit unbemerkt von der Öffentlichkeit fortwährend eine „Interpretation und Aktualisierung von Vergangenheit“ stattfand.

Ein Beispiel für Vergangenheitsinterpretation zur Formierung und Festigung der sowjetischen Identität zeigt der Leipziger Doktorand *Christian Ganzer* mit seiner Analyse des im Museum der Verteidigung der Brester Festung präsentierten Narrativs von der heldenhaften Verteidigung der Festung im Jahr 1941 gegen die deutsche Wehrmacht. Er arbeitet dabei die geschichtspolitischen Ziele des sowjetischen Regimes heraus und zeigt, wie an diesem zentralen Ort der sowjetischen Erinnerungskultur der Heldenmythos trotz kleiner Veränderungen in der Ausstellung systemübergreifend auch nach dem Zerfall der Sowjetunion bis in die Gegenwart fortgeschrieben wird.

Dass den Akteuren im Museum auch während der SED-Diktatur Handlungsspielräume blieben, belegen *Christian Sammer* aus Münster und *Lioba Thaut* aus Hamburg in ihrer Fallstudie zur mehrfachen Uminterpretierung und Neukonstruktion der Traditionsgeschichte des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden. Die Schweizer Professorin *Christina Späti* untersucht in ihrem Beitrag die Aufarbeitung und museale Repräsentation des Holocaust in der Schweiz vor dem Hinter-

grund des Gedenkens in den europäischen Ländern und in den USA. Dabei zeigt sie auf, dass trotz der übernationalen „Kosmopolitisierung der Erinnerung“ die staatliche Identitätspolitik die museale Aufarbeitung bis heute nachhaltig prägt.

Im transnationalen Vergleich analysiert Mitherausgeberin *Andrea Brait* vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck die öffentlichen museumspolitischen Debatten, die in den letzten Jahren die Bestrebungen zur Gründung beziehungsweise Neuausrichtung von Nationalmuseen in Frankreich, der Schweiz und Österreich begleitet haben. Dabei wird deutlich, dass trotz ganz unterschiedlicher Gemengelage in allen drei Ländern Museen zur Begründung einer nationalen Identität sowie das Erzählen von „Masternarrativen“ abgelehnt wurden.

Schließlich behandeln verschiedene Beiträge den Wandel von französischen Museen im 21. Jahrhundert. Der französische Ethnologe *Fabrice Grognet* zieht in seiner Studie das Fazit, dass die Museen in Frankreich noch niemals so abhängig von der Politik waren wie heute. Er belegt dies mit seiner Analyse der grundlegenden Neuausrichtung des Musée de l’Homme in Paris, das im Jahr 2015 neu eröffnet wurde. Die massive Abhängigkeit von Entscheidungen der französischen und der europäischen Politik behandelt auch *Bjarne Rogan*, emeritierter Professor der Universität Oslo, der die Institutionengeschichte des 2013 in Marseille neu eröffneten Museums der Zivilisationen Europas und des Mittelmeers nachvollzieht.

Auch Mitherausgeberin *Anja Früh*, Doktorandin an der Universität Freiburg/Schweiz, beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem neuen Marseiller Museum. Im Vergleich mit dem Museum Europäischer Kulturen in Berlin untersucht sie, wie seit der Jahrtausendwende die Europäisierung der beiden Institutionen durch die Etablierung transnationaler Kooperationen erfolgte und dort in Abstimmung mit den staatlichen Außenpolitiken geschichtspolitische Diskurse „mitgeneriert“ werden.

Die vielfältigen, durchgehend mit hoher Kompetenz verfassten Beiträge belegen, dass der Wandel und die Neuausrichtungen von Museen vor allem aufgrund von (geschichts-)politischen Dynamiken erfolgten. Wie die beiden Herausgeberinnen in ihrer profilierten Einleitung herausstellen, spielen diese Einflüsse bei Veränderungen häufig eine wesentlich wichtigere Rolle als wissenschaftliche Erkenntnisse.

Der Band leistet mit seinen ganz unterschiedlichen Fallbeispielen einen differenzierten, innovativen Beitrag zur transnationalen Erforschung von Museen als Produkten geschichtspolitischer Verhandlungen und als Produzenten von Geschichtspolitik. Gleichzeitig bietet er, wie auch die beiden Herausgeberinnen betonen, vielfältige Anregungen für die zukünftige historische bzw. vergleichende historisch-kulturwissenschaftlich-praktische Erforschung von Museen.

Gesa Büchert, Nürnberg

Christina Kott u. Bénédicte Savoy (Hgg.): *Mars & Museum. Europäische Museen im Ersten Weltkrieg.* Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2016. 317 S. m. Abb.

Der Aufsatzband, der die Beiträge einer Tagung versammelt, die 2014 in Berlin im Bode-Museum stattgefunden hat, stellt einerseits in fünf Abteilungen diverse Schicksale vor, die Museen im Ersten Weltkrieg erlitten haben. Auf der anderen Seite präsentiert er Museen aus verschiedenen Ländern. Das sind Museen aus damals verfeindeten Staaten (Deutschland, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Italien, Russland) sowie aus den nach der Oktoberrevolution neu entstandenen Staaten (Polen, Estland, Sowjetunion).

In der Einführung verweisen die Herausgeberinnen darauf, dass mit dem Jahr 2014 auch viele Forschungen verbunden waren, die sich vor allem den nicht-militärischen Aspekten des Ersten Weltkrieges gewidmet haben. Da Museen dabei nicht im Fokus standen, versucht dieser Band thematisch einen Überblick zu gewähren. „Das Anliegen der hier versammelten Aufsätze ist es, das Schicksal von Museumsbauten, von Sammlungen sowie des Museumspersonals im Ersten Weltkrieg erstmals vergleichend und transnational zu beleuchten.“ (10)

In knappen Zusammenfassungen skizzieren *Christina Kott* und *Bénédicte Savoy* anschließend die Aufsätze der fünf Abteilungen. Zunächst geht es um die Beiträge über „Museen im Krieg – Krieg im Museum“, die sich vor allem um Ausstellungs- und Sammlungsaktivitäten zum Krieg kümmern. Die zweite Abteilung „Business as usual‘ oder der Kampf um die Moderne“ stellt die im Krieg modifizierten Sammlungsaktivitäten kunsthistorischer Museen vor. Bei „Museen und Propaganda“ werden Beispiele vorgeführt, wie Museen den propagandistischen Interessen des Staates dienten. Bei den „Displaced Museums“ geht es um evakuierte Sammlungen, und in der abschließenden Abteilung „Krieg, Revolution und die Folgen für die Museen“ um die Art, wie Museen mit den Resultaten des Krieges umgingen. *John Hoorne* thematisiert in seinem Beitrag „Von Museen im Weltkrieg zu Weltkriegsmuseen“ die Veränderung in den Museen durch neue Gegenstände des Krieges: Trophäen, kriegsspezifisch dekorierte Gegenstände, die „Schützengrabenkunst“ sowie vielerlei Druckerzeugnisse, die den Krieg als „epochemachendes Ereignis“ (38) wahrnehmen. Große neue, auch viele private Sammlungen entstanden als Teil einer psychologischen Mobilisierung, die in der zweiten Kriegshälfte auch eine „kulturelle Demokratisierung“ betrieben, da sie vermehrt den einfachen Soldaten im Fokus hatten. Sie waren kunstlastig, da sie stark auf das Gedenken ausgerichtet waren. Ihre zu sakral anmutenden Ehrenhallen sich entwickelnden Präsentationen blieben auch nach dem Krieg distanzlos und argumentierten weiter rechtfertigend. Erst in den letzten Jahren entstehen neue Museen, die nicht mehr Veteranenmuseen sein können, sondern den Krieg erklären müssen. Mit dieser Distanz ergeben sich auch transnationale Perspektiven.

Wie systematisch gesammelt wurde, führt *Thomas Weißbrich* in seinem Beitrag „Trophäen und Tribut. Das Königliche Zeughaus zu Berlin während des Ersten Weltkrieges“ an einem klassischen Armeemuseum

des 19. Jahrhunderts vor. Seit 1883 war es öffentlich zugänglich, eine „Ruhmeshalle der brandenburg-preussischen Armee“ (53). Ab Kriegsbeginn war die Sammlung von Trophäen oder erbeuteten Geschützen durch staatliche „Kriegsbeuteoffiziere“ (55) zentral organisiert, die – ebenso wie weniger spektakuläre „Muster- und Belegstücke“ (59) – bis zum Kriegende erworben wurden. Die räumliche Not und der betriebene Aufwand waren enorm.

Es gab andere große Ausstellungsvorhaben im Reich, so die Deutsche Kriegsausstellung im Frühjahr 1916 in Berlin, die das Rote Kreuz mit dem Preussischen Kriegsministerium organisiert hatte. Dort wurde spektakulär ein begehbarer Schützengraben präsentiert und ein Holz-U-Boot-Modell als Nagelobjekt, um damit die Bevölkerung „zum Durchhalten und zu weiterer Opferbereitschaft zu bewegen“ (61). Zur gleichen Zeit entwickelte Ludwig Justi seine Pläne für ein Deutsches Weltkriegsmuseum für eine Zeit nach dem Sieg. Bis hin zu gigantischen Grundrissplänen gelangte dieses Projekt, geriet aber nach der Niederlage in Schwierigkeiten, auch weil die Alliierten Beutestücke zurückforderten – erst 1932 wurde eine Weltkriegsausstellung im Zeughaus realisiert.

In Wien sah das etwas anders aus. *Christian Marchetti* stellt in „Kriegserfahrung und museale Sedimente. Das Museum für österreichische Volkskunde in Wien“ die Aktivitäten des 1897 eröffneten Hauses vor, das die kulturelle Diversität des Habsburgerreiches darstellen wollte. Als ethnographisches Museum mit Interessen bis an die Grenzen der Doppelmonarchie unterschied es sich deutlich von den Nationalmuseen Westeuropas. Der Krieg brachte Einschränkungen, aber auch neue Sammelgebiete wie die Volkskultur der Soldaten. Nach der Eroberung Belgrads 1915 unternahm das Museum Expeditionen in den westlichen Balkan und erforschte, sammelte und vermarktete bis 1918 systematisch die „Volkskunde der Balkanländer“ (76). Die Deutungshoheit bestand nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der projektierten „Einflussnahme auf die Weiterentwicklung und zukünftige Gestaltung der Volkskultur“ (78). Das traf auf reges Interesse und dynamisierte die Museen, die damit einhergehend auch für die staatliche Propaganda eingesetzt wurden. Interpretatorisch machte man nach dem Krieg eine Wendung und argumentierte mit der Sammlung im Sinne einer Befruchtung durch die deutsche Kultur. Der Krieg bildete für das Museum „ein Entstehungsmilieu, in dem Dinge mobilisiert und dadurch als Objekte sammelbar wurden“ (79). Der spätere Verlust des Wissens um die Objekte führte zu einem Bedeutungs- und nachfolgend auch einem Interessenverlust.

Die zweite Abteilung eröffnet *Wencke Deiters* mit „Die Wiener Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums in der Zeit des Ersten Weltkrieges“. Trotz einer personellen Ebbe in der Galerie setzte Direktor Gustav Glück seine „Neupräsentation und eine gezielte Ankaufspolitik“ weiter durch. Auch wenn sein Ankaufsetat geschrumpft war, hat Glück mit Hilfe von Mäzenen und mit glücklicher Hand wenige, aber hochkarätige Bilder vor allem flämischer und italienischer Meister er-

werben und die Sammlung dementsprechend trotz der Zeitläufte gut ergänzen können.

Alan Crookham und *Anne Robbins* stellen „Im Angesicht der Moderne. Die Gründung der Britischen Nationalsammlung moderner ausländischer Gemälde 1914–18“ vor. Es gab vor 1914 auf Staatsebene in Großbritannien keine Sammlung moderner ausländischer Gemälde. Selbst die Sammlung britischer Moderne von Henry Tate musste ab 1897 in einem vom Stifter selbst bezahlten Gebäude ausgestellt werden. Die Nationalgalerie verdoppelte im Ersten Weltkrieg immerhin ihren Bilderbestand an kontinentaleuropäischer, vor allem französischer Moderne von 57 auf 115 Stück. Auch die im März 1918 veranstaltete Nachlassversteigerung Edgar Degas' fand großes Interesse in Großbritannien, dennoch blieb der starke konservative Grundzug der Erwerbspolitik bestehen.

Szymon Piotr Kubiak stellt in „Walter Riezler – Karl Hofer – Ludwig Gies. Der Erste Weltkrieg im Stadtmuseum Stettin“ die wichtigen Protagonisten und ihr Wirken angesichts des als tiefe Zäsur empfundenen Ersten Weltkrieges vor. Riezler war seit 1910 Direktor des im Bau befindlichen Museums in Stettin und angetreten, Kunst im neuen Licht eines Hans von Marées oder Peter Behrens zu präsentieren. 1914 wollte er dann auch Werke präsentieren, die „die Teilnahme Stettins und des Kreises Randow am Weltkriege“ (119) zeigen. Beides barg Konfliktpotential. Ursprünglich sollte Moritz Meltzer den zentralen Kuppelsaal ausmalen, wurde aber als zu avantgardistisch erachtet und in einen weniger prominenten Raum verlegt. Dann erhielt Karl Hofer den Auftrag, konnte ihn aber erst nach 1918 realisieren. Ein Kruzifix von Ludwig Gies wurde 1929 aufgestellt. Das damit geschaffene universelle Gedenken an die Opfer des Ersten Weltkriegs wurde 1933 durch Übermalung bzw. Abräumen beendet.

Julien Bastoen eröffnet die dritte Abteilung zu Museen und Propaganda mit seinem Beitrag über „Das Musée du Luxembourg und der Erste Weltkrieg. Ein Museum im Dienst von Kulturdiplomatie und Propaganda“. Von seiner Bedeutung und Ausstrahlung her war das Musée du Luxembourg das „masterpiece“ (131) französischer Kultur und damit ein wichtiger Akteur in Politik und Kultur. Hier gab es schon ab den 1890er Jahren immer wieder Raum für ausländische moderne Malerei. Die nationalen Serien ausländischer Kunst wurden mit englischer, italienischer und spanischer Kunst auch im und nach dem Krieg fortgeführt.

Das Museum war unzureichend untergebracht; ein Umzug ins Priesterseminar St. Sulpice war geplant und unter der Hand bereits in Teilen vollzogen. Dieses wurde aber ab Kriegsbeginn als Unterkunft für Soldaten und Flüchtlinge genutzt, was zu langjährigen Konflikten führte.

Die Kulturdiplomatie wurde vom Musée du Luxembourg mit Ausstellungen der eigenen Kollektion im befreundeten und neutralen Ausland unterstützt. Französische Kunst schickte man 1915 zur Weltausstellung nach San Francisco, 1917 nach Barcelona und 1918 nach Madrid, ab 1917 organisierte man mehrere Ausstellungen von Kriegezeichnern, bei denen es „präzise Anwei-

sungen über die festzuhaltenden Motive“ (141) gab. Die Instrumentalisierung des Museums im künstlerischen Kulturaustausch ist beeindruckend, vor allem bei der Ausstellung in den USA, die nach San Francisco viele weitere Stationen bis 1919 erlebte, da sie nicht nach Europa zurückkehren konnte.

Felicity Bodenstein setzt den kulturdiplomatischen Diskurs mit ihrem Beitrag „Ernest Babelon (1854–1924). Geschichte als Propaganda in der Ausstellung des Cabinet des médailles in Paris (1919)“ fort. Babelon war Traditionalist, erzkonservativ, Anti-Dreyfusianer und „Wahrer der monarchistischen Vergangenheit“ (148). Die Konkurrenz zu Deutschland war für ihn politisch und professionell gegeben und letztlich auf den Gegensatz „zwischen dem germanischen und dem gallischen Volk“ (152) zurückzuführen. Im Krieg wurde die Sammlung nach Toulouse ausgelagert und kam erst 1919 wieder zurück in die Bibliothèque nationale, aber nun in neue und größere Räume. Die Neuaufstellung gab ihm Gelegenheit einer stark nationalen Interpretation. Die vierte Abteilung unter dem Titel der „Displaced Museums“ wird eröffnet mit dem Beitrag von *Arnaud Bertinet* „Paul Jamot (1863–1939). Hüter der Sammlungen des Louvre in Toulouse“. Man hatte im Louvre aus dem Krieg 1870 bereits Evakuierungserfahrungen ins bretonische Brest. Im August 1914 hatte man bereits 770 Hauptwerke mit der Bahn in die Jakobinerkirche von Toulouse verbracht, denen weitere aus Staatsbesitz aus Versailles, Chantilly, dem Musée de Cluny und Reims folgten. Man hatte diesmal mehr Werke des 19. Jahrhunderts als 44 Jahre früher berücksichtigt. Gleichzeitig ging es bei Bildern und anderer Kunst auch um den Transportaufwand: Die gewaltige Nike von Samothrake blieb auch diesmal im Louvre zurück. Einlagerung, Inspektion und Streit um eine Präsentation der Mona Lisa in Toulouse werden minutiös beschrieben. Weitere Museen lagerten im Kriegsverlauf ebenfalls nach Toulouse aus. Der Schutz des kulturellen Erbes gewann einen neuen Stellenwert. Evakuierungspläne wurden nach dem Krieg präziser erarbeitet und dann 1939 wieder gebraucht.

Elena Franchi beschreibt in „Keine Zeit für Inventare“. Der Erste Weltkrieg und der Museumsschutz in Norditalien“ die Situation in Venedig und Venetien, wo 1915 mit dem Abtransport von wenigen als besonders wichtig eingeschätzten Kunstwerken heimlich begonnen wird, aus Angst, dies könnte als Signal von Defätismus und Resignation gedeutet werden. Gleichzeitig stellen sich lokale Behörden den staatlichen Plänen entgegen, da sie schlechte Erfahrungen mit der Gier des Staates gemacht hatten. Nach der Bombardierung Venedigs 1916 fällt dieser Widerstand, und 1917 gibt es eine „fieberhafte Auslagerung“ (183), die 1918 auch die ganze Lombardei erfasst. Vor diesem Hintergrund und bei der Rückführung spielt sich auch die Auseinandersetzung um den Originalstandort, oft eine Kirche, und die Präsentation in einem staatlichen Museum ab.

Agnieszka Gsior beschreibt in „Der ‚polnische‘ Leonardo im Dresdner Interim. Das Schicksal der Sammlung Czartoryski während des Ersten Weltkriegs“ das Schicksal einer Adelsammlung aus dem 18. Jahrhun-

dert, die sich nach dem Vorbild des British Museums als erstes öffentliches Museum Polens mit Leonardo da Vincis „Dame mit dem Hermelin“ als Highlight etabliert hatte. Im Zuge des Aufstands 1830 floh die Besitzerin, Fürstin Izabela Czartoryska, mit ihrer Sammlung nach Paris. Ihre Enkel brachten die Sammlung in den 1870er Jahren nach Krakau und Posen. Erst 1911 waren beide Teile wieder vereint. Als 1914 die russische Armee wieder vor Krakau stand, evakuierte man die Sammlung nach Dresden. Dort wurde sie in Gemäldegalerie, Kupferstichkabinett, Grünem Gewölbe und Münzkabinett ausgestellt. „Die Bedeutung der Dresdner Ausstellung für die öffentliche Wahrnehmung der Czartoryski-Sammlung außerhalb Polens sowie ihre wissenschaftliche Erschließung sind nicht zu überschätzen.“ (196) Die Rückgabe 1918 ins neu erstandene Polen gestaltete sich schwierig. 1919 gab es eine Ausfuhrerlaubnis, und erst Mitte 1920 war die Sammlung tatsächlich in Polen und dort bis 1939 wieder zugänglich.

Ein Sammlungsschicksal anderer Art beschreibt *Jaanka Anderson* in ihrem Beitrag „Das Kunstmuseum der Universität Tartu vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg“. Nach der Gründung einer deutschsprachigen Universität 1802 im damals russischen Tartu wurde ein Jahr später ein universitäres Kunstmuseum etabliert, das in den nächsten 30 Jahren etwa 15 000 Objekte aller Art gesammelt hat. 1858 spezialisierte man sich auf Objekte der Antike. Die Universität war bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts russifiziert und von Kontakten nach Westen abgetrennt, als sie und ihre Sammlung 1915 nach Nischni Nowgorod evakuiert worden sind. 1916/17 waren Teile der Sammlung nach Perm und später nach Woronesch verbracht worden. 1918 evakuierte man auch die Professoren. 1919 gründete sich in Tartu die Universität Estlands. Im Friedensvertrag mit der Sowjetunion 1920 war die Rückgabe der Sammlungen vereinbart worden, was aber nur teilweise und verzögert stattfand. Einige Objekte gehörten sogar zur Ausstattung des 1933 gegründeten Universitätsmuseums Woronesch. Erst in den 1990er Jahren waren Verhandlungen zwischen den Universitäten möglich, die immerhin zu einem gemeinsamen Sammlungskatalog der Antiken- und Gemäldesammlung 2006 geführt haben. Diese Kooperation ist mittlerweile unterbrochen.

Die letzte Abteilung, in der der Umgang mit den Kriegsfolgen thematisiert wird, hebt an mit dem Beitrag von *Roland Cvetkovski* „Weltkunst, Weltkrieg, Weltensturz. Die Eremitage 1899–1920“. Die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in 30 Jahren mit gewaltigen Mitteln unter Zarin Katharina zusammengekaufte Gemäldesammlung umfasste mehrere tausend Bilder der obersten Qualitäts- und Preisklasse. Als die Sammlung 1865 öffentlich zugänglich gemacht wurde, wurde bereits lange nicht mehr aktiv gesammelt. Die Zweckbestimmung war vage. Der ästhetische Genuss einer der herausragenden Sammlungen der Welt blieb insofern oft nicht mehr als ein „Akt der sozialen Stratifikation“ (216). Ab 1899 wurde der Betrieb zunehmend professionalisiert. 1910 war eine Neuordnung der Säle vorgenommen worden und 1911 sogar ein Führer er-

schiene. Ankäufe blieben aber weiterhin fast ganz aus. Im Krieg war die Eremitage weiterhin geöffnet und gut besucht; erst 1918 musste sie nach einer Teilevakuierung 1917 (nach Moskau) geschlossen werden. Mit der Revolution war aus der Privatsammlung ein staatliches Museum geworden. Die Eremitage war zwar gefährdet, aber im Gegensatz zum Winterpalais von Zerstörungen und Plünderungen verschont. Sie erhielt im Gegenteil nun andere Palastsammlungen zugeteilt, sodass sie 1920 einen etwa doppelt so großen Bestand hatte wie 1914. 1920 begann der Rücktransport der nach Moskau ausgelagerten Werke. Neue Abteilungen zum Orient, zur Archäologie und zur russischen Kultur entstanden, daneben auch eine pädagogische Abteilung. 1919 war der Ausstellungsbetrieb mitten im Bürgerkrieg wieder begonnen worden. In den 1920er Jahren wurden Edelmetalle und Juwelen im großen Stil ins Ausland verkauft; auch wurde vor allem das Winterpalais massiv zweckentfremdet und dadurch stark beschädigt. Nach der früher unklaren Zweckbestimmung erhielt das Museum nun unter den neuen politischen Verhältnissen das, was schon vor 1914 begonnen worden war: einen sozialen und bildungspolitischen Auftrag.

Géraldine Masson widmet sich in ihrem Beitrag „Kriegsrisiken vorbeugen. Die Präventionsarbeit der Kustoden französischer Provinzmuseen und ihre Auswirkungen“ den bereits vor 1914 diskutierten Bewahrungsaufgaben in Nordfrankreich. Das umfasste die Vorbereitung zur Sicherung der Sammlung, die konkrete Rettungsmaßnahme sowie die dabei angewandten Methoden. Grundsätzlich befürchteten viele Kustoden bei Auslagerungen den dauerhaften Verlust der Sammlung oder eine Verschlechterung der Situation für die Objekte. Außerdem waren sie sich darüber im Klaren, dass jeder Transport Gefahren birgt. Es gab vor Kriegsbeginn keine konkreten Vorbereitungen, danach aber viele Aktivitäten der unterschiedlichen Betroffenen: der Kommunen, der Kustoden sowie der Armeen. Staatliche Auslagerungsorder wurden äußerst zögerlich befolgt, was auch mit Geld- und Personalmangel zusammenhing. Eher agierten die Kustoden eigenständig wie in Lille, wo die wertvollsten Objekte auf Erdgeschoss und Keller konzentriert wurden. Erst in der zweiten Kriegshälfte setzte eine interministerielle Kommission mit militärischer Struktur die Evakuierung von einem halben Dutzend Sammlungen aus Arras, der Picardie, Amiens und dem Pas de Calais durch.

Die deutschen Besatzer interessierten sich ebenfalls für die Museumssammlungen, teilweise mit Beschlagnahmungsgedanken als Ausgleich für den napoleonischen Kunstraub hundert Jahre zuvor. So geschehen in Lille 1917. Aber es gab auch einvernehmliche Kooperation wie in St. Quentin, wo brüchige prähistorische Keramik am Ort belassen wurde, weil sie so am wenigsten gefährdet war. Die deutschen Quellen beklagen mangelnde Kooperation, die französischen Gängelung, was die Besatzungssituation widerspiegelt.

Insgesamt ist eine starke Zuwendung zu den Objekten zu bemerken; der Wissenszuwachs zu Klimaschutz, Verpackung, Dokumentation ist enorm. Auslagerungen bargen in sich auch die Chance der Entrümpelung

und Neupräsentation in neuen, besseren Räumen. Dies bedeutete aber auch eine stark gestiegene Arbeitsbelastung, die bis lange Jahre nach dem Krieg anhielt, als Neupräsentationen auf höherem Niveau, zum Teil sogar mit Museumskatalogen durch Reparationszahlungen möglich wurden. Der Beitrag endet mit einem versöhnlichen Zitat des Liller Konservators Émile Théodore von 1924, den der Krieg eines gelehrt hat, nämlich „die Zusammenarbeit und den Kontakt zu unseren deutschen Kollegen zu suchen“ (249).

Lukas Cladders beschließt den Band mit seinem Beitrag „1919 und die Folgen. Europäische Museumsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg“, wo er zunächst das heterogene Forschungsfeld und die wenigen pauschalen Erkenntnisse benennt. Im größeren Stil werden vor allem aus Wiener Museen Kunstwerke von den neu entstandenen Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns gefordert, was so in Deutschland nicht geschah. Man machte sich über nationales Kulturerbe jedoch auch dort Gedanken und wertete es juristisch auf, da die wirtschaftliche Notlage viele Kunstbesitzer zum Verkauf zwang. Konkret und praktisch verhielt man sich jedoch sehr unterschiedlich und machte oft Kompensationsgeschäfte. Größere Sonderausstellungen bedingten mehr Kooperation, die uneinheitlich, vielschichtig, vielfach persönlich geprägt und mit Abstand zum Krieg auch leichter war. 1926 wurde innerhalb des Völkerbundes mit dem „Office International des Musées“ erstmals eine internationale Fachorganisation gegründet. Die Beziehungen der Museen davor und danach sind aber weiterhin Forschungsdesiderat.

Der Sammelband öffnet mit seinen 16 Beiträgen einzelne Blicke vor allem auf größere und besser dokumentierte Häuser und Sammlungen. So unterschiedlich wie die Schicksale der Länder, so verschieden sind auch die Schicksale der Museen. Dass sie den Krieg als Krise und Bedrohung erlebt haben, ist vor allem dort nachzuvollziehen, wo nahebei Kampfhandlungen stattfanden. Aber auch Häuser, die sich für die Kulturdiplomatie vereinnahmen ließen, litten an den Kriegsfolgen. Der Zwang, mit der Sammlung umzugehen, hat jedoch auch bewirkt, dass Fragen der Sicherung, der Dokumentation, der Konservierung oder der Relevanz der Objekte schärfer gestellt wurden und beantwortet werden mussten.

Der Band behandelt größere Museen von zum Teil internationaler Bedeutung und wirft damit implizit auch die Frage nach den Schicksalen kleinerer Häuser auf, die von Géraldine Masson kursorisch im Norden Frankreichs thematisiert werden. Damit ist ein erster Schritt in der vergleichenden Museumsgeschichte des Ersten Weltkriegs getan, der in angenehmer Weise von einem internationalen Literaturverzeichnis und einem hilfreichen Personenregister begleitet wird.

Martin Beutelspacher, Esslingen

Christiane Cantauw, Michael Kamp u. Elisabeth Timm (Hgg.): *Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten*. Münster/New York: Waxmann, 2017. 238 S. m. Abb., meist farbig, Tab. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 127).

Der vorliegende Band beleuchtet anhand von Fallbeispielen und wissenschaftlichen Studien Möglichkeiten und Grenzen nicht-professioneller Beschäftigung im wissenschaftlichen Bereich von Museen und Archiven. Damit widmet er sich einem Tätigkeitsfeld, welches in der Diskussion über Einsatzgebiete für Ehrenamtliche bislang weitgehend ausgeschlossen bleibt. Zentrales Motiv ist denn auch die Frage nach der Legitimität wissenschaftlicher Arbeit von nicht hauptamtlich angestellten Personen.

In drei Teilen adressiert das Buch 1. historische Entwicklungen, 2. Fallbeispiele für – aus Sicht einer Institution – ungeplantes, wenn nicht gar unerwünschtes Engagement, 3. Fallbeispiele für geplantes, eingeladenes Engagement. Dabei zeigen die Beispiele eine überraschende Vielfalt von Engagementformen auf.

Elisabeth Timm beginnt mit einem Überblick über die „partizipative Wende“. Die neuen sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren verstanden Engagement und Einmischung als Aneignung politischer und wissenschaftlicher Prozesse durch die BürgerInnen. Neoliberalismus und New Public Management zielten seit den 1990er Jahren auf eine Verschlankung der öffentlichen Verwaltung und eine stärkere Übernahme von Aufgaben durch BürgerInnen. Aus diesen zwei Entwicklungen ergeben sich zwei unterschiedliche Sichtweisen auf Engagement: einmal emanzipativ, als Korrektiv oder Widerstand gegen staatliche Autorität, zum anderen staatliche Strukturen unterstützend. Timm warnt daher vor einfachen Antworten: Bürgerengagement sei weder per se gut oder wünschenswert noch per se schlecht oder störend. Selbst geplant und ungeplant seien keine starren Kategorien, da ein einziger Fall beide Facetten haben könne. Damit liefert Timm einen sehr hilfreichen Einstieg zur wissenschaftlichen und politischen Einordnung der folgenden Fallbeispiele. Zugleich lädt sie bereits vorab dazu ein, eigene Kategorien und Denkmuster zu hinterfragen.

Zwei Beiträge widmen sich historischen Formen des Laien-Engagements in der Volkskunde. Sabine Imeri untersucht das Selbstverständnis der um 1900 entstehenden Volkskundevereine und deren vielfältige Aktivitäten und Ziele: Bildung der eigenen Mitglieder, Aufbau von Sammlungen, Förderung der Wissenschaft, Herausgabe von Zeitschriften. Dabei unterschieden sich die Vereine nicht nur durch ihre regionale Verortung, sondern auch durch die Zusammensetzung ihrer Mitglieder, teils bewusst gesteuert durch die erhobenen Beiträge. Während die meisten Vereine sich dem „Volkstum“ ihrer jeweiligen Region widmeten, verstand sich der Berliner Verein als vergleichende, analysierende Instanz und verortete sich in der Berliner Wissenschaftslandschaft. Hier zeigte sich früh eine Unterscheidung in sammelnde Laien und analysierende, vergleichende WissenschaftlerInnen.

Eine ähnliche Tendenz zeigt *Christiane Torzewski*s Beitrag über die Einbindung der VolksschullehrerInnen in das Fach. Während die akademisch ausgebildeten GymnasiallehrerInnen schon lange als ChronistInnen, SammlerInnen und VerwahrerInnen der Lokalgeschichte auftraten, war dies bei den VolksschullehrerInnen nicht der Fall. Das junge Fach Volkskunde erkannte das Potenzial dieser Personengruppe und bezog sie konsequent ein. Gleichzeitig bot die volkskundliche Betätigung den VolksschullehrerInnen zusätzliche Legitimation und Statusgewinn.

Beate Bollmann und *Carolin Krämer* schildern einen gescheiterten Versuch der Einbindung Freiwilliger. Ausgehend von einer wissenschaftlichen Analyse der Besonderheiten und Stärken von Heimatmuseen, gestalteten Studierende mit viel Elan die Dauerausstellung eines kleinen Museums neu. Damit einhergehend bauten sie ein System freiwilliger Mitarbeit auf. Das Projekt war erfolgreich, solange die Studierenden federführend dabei waren, schlief aber anschließend ein. Die Freiwilligen sahen sich überfordert mit Aufgaben und Ansprüchen, die nicht ihren eigenen Vorstellungen entsprachen. Das neu aufgebaute System hatte keine eigenständige Struktur, die das Projekt hätte überdauern können. Die bereits zuvor engagierten Freiwilligen, vor allem der ehrenamtliche Vorstand, waren nicht eingebunden worden. So entstanden parallele Systeme, die sich obendrein in der gesellschaftlichen Zusammensetzung ihrer Mitglieder unterschieden. Dies ist ein sehr instruktiver Beitrag und man muss den Autorinnen für den Mut danken, ihr Projekt so offen zu schildern.

Die vielfältigen Beiträge in Teil 2 beschreiben Konflikte zwischen Anliegen der Bevölkerung und den adressierten Institutionen und deren hauptamtlichen MitarbeiterInnen.

Günter Achterkamp erforschte in Vergessenheit geratene Grabstätten ehemaliger ZwangsarbeiterInnen und ihrer Kinder auf dem örtlichen Friedhof. Im Laufe der Zeit wandelt sich sein Engagement von Forschung zu politischer Aktion. Gegen die Lethargie örtlicher und regionaler Behörden kämpft er für ein würdiges Gedenken der Verstorbenen sowie die Nutzung der Grabstätten für Jugendarbeit und politische Bildung.

Aus umgekehrter Perspektive beschreibt *Kirsten John-Stucke* die Abwehr unerwünschter Interessengruppen. Um die Wewelsburg hat sich – wiewohl historisch unhaltbar – ein Mythos als „Gralsburg“ mit SS-Mythologie entwickelt. Daher sieht sich das Museum immer wieder mit Anfragen und Besuchen rechtsgerichteter Menschen konfrontiert, die diesem Mythos nachspüren wollen. Der Umgang mit solchen BesucherInnen samt der Abwehr falscher Vorstellungen über die Burg entwickelte sich zum treibenden Motiv in Ausstellungsgestaltung, Programmen, Pädagogik und Hausregeln.

Eine andere Form der Abwehr beschreibt *Michael Kamp*, nämlich den Widerstand der lokalen Bevölkerung gegen die Errichtung des Rheinischen Freilichtmuseums Lindlar. Die Gegner befürchteten die Zerstörung der Landschaft, Belastung der AnwohnerInnen durch Besucherströme und Verkehr sowie die Musea-

lisierung der eigenen Lebensumstände. PolitikerInnen unterschiedlicher Couleur positionierten sich für oder gegen den Museumsbau und mehrere Verwaltungsebenen machten – teils widersprüchliche – Vorgaben. Die Museumsverantwortlichen passten die Planung mehrfach geänderten Anforderungen an, suchten Gespräche mit KritikerInnen, setzten aber letztlich den Museumsbau gegen alle Widerstände durch.

Thomas Naumann erläutert ausführlich die Vorbehalte gegenüber der Einbindung Freiwilliger im Odenwälder Freilandmuseum, die von mangelnder Professionalität über Überengagiertheit der Ehrenamtlichen bis zu Furcht vor Ansprüchen an die Institution reichen. Trotzdem integriert das Museum mittlerweile erfolgreich Living History-Darstellungen von überregional aktiven Reenactment-Gruppen. Diese Kooperation ist jedoch mit keinerlei Einbindung der Engagierten in die Museumsorganisation verbunden, sondern stellt lediglich eine punktuelle Einladung dar.

Elke Ungeheuer beschreibt den Weg zu einem professionellen Freiwilligenmanagement im Freilichtmuseum Hessenpark. Nachdem das Museum Mitte der 1990er Jahre zunächst Freiwillige für die Aufsicht suchte, entwickelten sich nach und nach weitere Einsatzgebiete. Die unkoordinierte Ausweitung verursachte schließlich diverse Probleme, die zur Einführung eines professionellen Freiwilligenmanagements führten. Dies folgt nun allen Erkenntnissen aus dem amerikanischen Volunteermanagement, wie sie mittlerweile für den deutschen Kontext übernommen wurden. Hier fand also eine Umwandlung von ungeplantem in geplantes Engagement statt, womit der Beitrag an der Grenze von Teil 2 und Teil 3 treffend platziert ist.

Der dritte Teil beginnt mit *Andreas Eiynecks* Bericht über sein mehrjähriges Forschungsprojekt mit einem Team von Ehrenamtlichen. Gemeinsam erstellen sie ein Inventar der regional bedeutsamen Neujahrskucheneisen. Interessant ist besonders die ausführliche Vorstellung der Teammitglieder und ihrer Rolle innerhalb der Gruppe. Sie zeigt die Potenziale ehrenamtlicher Forschung: vertieftes Interesse für ein spezielles Thema, Alltagswissen über Objekte und zugehörige Bräuche, Verankerung in der Region mit Ortskenntnis, Wissen über die Existenz interessanter Objekte sowie Kontakten zu deren BesitzerInnen, Verfügbarkeit am Abend und Wochenende. Die Arbeit in einer Gruppe hält die Motivation aufrecht und ermöglicht es, in kurzer Zeit sehr viele Informationen zu erheben. So entstand ein Datenschatz, den ein einzelner Forscher oder eine einzelne Forscherin niemals hätte erheben können.

Walter Hauser beschreibt die vielfältigen Formen bürgerschaftlichen Engagements in den Häusern des LVR-Industriemuseums – eine Museumsform, bei der die Partizipation derjenigen, deren Leben ausgestellt wird, zum Selbstverständnis gehört. So unterhält das LVR-Industriemuseum sieben Standorte ehemaliger Fabriken, um das Besondere der Industrien und ihrer lokalen Geschichte zu würdigen. Die sechs Fördervereine spiegeln diese Ortsbezogenheit in ihren unterschiedlichen Ausrichtungen: ehemalige Geschichtswerkstatt, ehrenamtlich betriebene Häuser, überwiegend finan-

ziell unterstützender Förderverein, Organisation von Kulturveranstaltungen. Gemeinsam ist allen Vereinen, dass sie für die lokale Verankerung der jeweiligen Museen sorgen. Während Dauerausstellungen fest in der Hand der hauptamtlichen Kräfte bleiben, treten diese bei Sonderausstellungen und Veranstaltungen mitunter bewusst zurück und überlassen dem jeweiligen Verein die Autorschaft.

Brigitte Heck erläutert einen partizipativen Ansatz im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Junge Menschen wurden als „Gastkuratoren“ eingeladen, um für sie bedeutsame Alltagsobjekte zu definieren. Eine Ausstellung dieser Objekte lädt BesucherInnen zu eigenen Kommentaren ein. Objekte, Erläuterungen und Besucherkommentare werden gemeinsam aufbewahrt. Das Museum nutzt so das Wissen junger Leute, spricht mit der Ausstellung von Alltagsobjekten unterrepräsentierte BesucherInnengruppen an und verknüpft das Ganze mit Fragen seines institutionellen Selbstverständnisses, der Sammlungspolitik und der kuratorischen Praxis.

Claudia Peschel-Wacha berichtet über das Konzept der „Keyworker“ genannten Ehrenamtlichen im Volkskundemuseum Wien. Voraussetzung ist die Mitgliedschaft im Freundeskreis und eine achtmonatige Schulung in allen Bereichen des Museums, bevor die Entscheidung für ein Einsatzgebiet fällt. Der enorme Aufwand ist nur möglich durch externe Förderung, die Kooperation mit weiteren AkteurInnen wie Volkshochschule und anderen Museen sowie die Einrichtung einer hauptamtlichen Stelle zur Koordination. Das Museum sieht die Keyworker vor allem als BotschafterInnen des Museums, die das Museum im Umfeld verankern.

Jutta Jäger-Schenk erzählt von der Gründung und der Arbeitsweise des Deutschen Tagebucharchivs in Emmendingen. Die Gründerin schaffte es durch Elan und ein gutes Netzwerk in sehr kurzer Zeit, Sammlung und Organisation aufzubauen. Ein Großteil der wissenschaftlichen Arbeit wird durch Ehrenamtliche geleistet: Tagebücher lesen, falls nötig transkribieren, verschlagworten, archivieren. Dies funktioniert durch enge Teamarbeit. Auch hier könnte eine einzelne wissenschaftliche Kraft nie diese Menge an Material bewältigen.

Der Landkreis Cham beschäftigt drei KulturwissenschaftlerInnen, um die zahlreichen kleinen und mittleren Museen in ihrer Arbeit zu unterstützen, wie *Bärbel Kleindorfer-Marx* erläutert. Das reicht von wissenschaftlichen Leistungen, der Erstellung ganzer Ausstellungen, Beratung in Marketingfragen bis zu Vernetzungstreffen. Dabei kommt es häufiger zu unterschiedlichen Bewertungen der Relevanz von Objekten oder gestalterischen Aspekten. Die WissenschaftlerInnen werten die Maßstäbe der Ehrenamtlichen jedoch nicht als unwissenschaftlich ab, sondern respektieren sie als Aneignung der Museen durch die Bevölkerung.

Ralf Klötzer stellt die Gesellschaft für Leprakunde mit ihrem Museum vor. Das ehrenamtlich geführte Museum mit nur drei Öffnungsstunden die Woche plus Aktionstagen kann stellvertretend für viele winzige Museen stehen. Ungewöhnlich ist der wissenschaftliche Anspruch des Vereins, der sich als Zentrum der deutschen Leprosforschung versteht und eine eigene Zeitschrift heraus-

gibt. Damit erinnert er an die eingangs beschriebenen volkskundlichen Vereine der Jahrhundertwende, vor allem den Berliner Verein.

Strikt lokal verankert ist dagegen das von *Siegfried Zengerle* vorgestellte Allgäuer Bergbauernmuseum. Als Infrastrukturmaßnahme der Stadt konzipiert, war die Bereitschaft der BürgerInnen, sich aktiv für das Museum zu engagieren, eine Grundbedingung für die Anfangsinvestition. Im laufenden Betrieb unterhält die Stadt die Gebäude und gibt einen jährlichen Zuschuss, der etwa ein Fünftel des Jahresbudgets abdeckt. Die restlichen Gelder, darunter die Gehälter für eine Vollzeit- und 21 Teilzeitstellen, muss der Trägerverein aufbringen, vor allem durch Eintrittsgelder. Zahlreiche Anwohner engagieren sich darüber hinaus im Museum.

Die inhaltliche Breite der in diesem Band versammelten Beiträge ist bemerkenswert. Die Vielfalt der aufgezeigten Engagementformen von Laien im wissenschaftlichen Bereich ist verblüffend. Ebenso erstaunen die vielen unterschiedlichen Arten von Begegnungen zwischen Fachleuten und Laien. Der Versuch einer Kategorisierung scheitert, fast jeder Beitrag zeigt neue Facetten: ein hauptamtlich betriebenes Museum setzt freiwillige MitarbeiterInnen im Betrieb ein, WissenschaftlerInnen beraten Laien, Laien beraten WissenschaftlerInnen, Laien betreiben Museen einer professionell geführten Dachorganisation, vollständig ehrenamtlich betriebene Museen, ehrenamtlich geleiteter Trägerverein beschäftigt bezahlte MitarbeiterInnen, Freundeskreise unterstützen Museen, Freiwillige gehen als BotschafterInnen des Museums nach außen, eine externe Laiengruppe wirkt an Museumsveranstaltungen mit, Laien bearbeiten eigenständig wissenschaftliche Forschungsprojekte, Museen wehren Engagierte ab, BürgerInnen leisten Widerstand gegen Museumsbau.

Die kluge Auswahl und Zusammenstellung dieser vielfältigen Beiträge ist eine große Leistung der HerausgeberInnen. Der Band weitet zweifellos den Horizont und widerlegt die oftmals verengten Begriffe von Engagement. Insbesondere die Vorstellung, Laientätigkeit käme nur für wenig qualifizierte Aufgaben in Frage, wird kraftvoll widerlegt. Die große Bandbreite der Beiträge reflektiert die Breite der Möglichkeiten.

Gerade diese Bandbreite macht es gleichzeitig schwer, den roten Faden zu finden und zu halten. Für sich genommen ist jeder einzelne Beitrag interessant. Wirklich erhellend werden sie jedoch erst in der Zusammenschau. Für das Verständnis ist es unbedingt erforderlich, die einleitenden Beiträge, das Vorwort und den Beitrag von Elisabeth Timm, gründlich zu lesen und bei der Lektüre der weiteren Beiträge im Hinterkopf zu haben. Anekdotisches Lesen, wie bei Sammelbänden oft üblich, wird dem Gesamtwerk nicht gerecht. Hier hätten die HerausgeberInnen ruhig den Mut haben dürfen – auf die Gefahr hin, belehrend zu wirken –, abschließend ein Resümee zu ziehen und ihre eigenen Schlussfolgerungen explizit zu benennen. So bleibt sehr viel der Reflexion der LeserInnen überlassen.

Sehr deutlich kommt heraus, dass es oft einzig der Beschäftigungsstatus ist, der eine Tätigkeit zu Laienforschung macht. In etlichen Fallbeispielen bringen die En-

gagierten fundierte Fachkenntnisse mit. Laien sind sie lediglich in Bezug auf die Tätigkeit im Museum. Darin unterscheiden sie sich letztlich nicht von Geistes- oder NaturwissenschaftlerInnen, welche die Museumsarbeit ebenfalls erst durch die Praxis im Museum erlernen.

Eine weitere Laientätigkeit wird zwar nicht thematisiert, aber durch den Band hervorgerufen, nämlich das Verfassen von Beiträgen für Publikationen. Den meisten AutorInnen liegt verständlicherweise die Darstellung ihrer Museen und der dort erbrachten Leistungen am Herzen. Das ist durchaus interessant, für die Intention dieses Bandes jedoch in weiten Teilen eher nebensächlich. Dadurch sind etliche Beiträge recht lang geraten. Hier hätte man sich ein Lektorat gewünscht, welches die Texte auf die Fragestellung zurückführt. Möglicherweise besteht auch hier eine Parallele zur freiwilligen Mitarbeit, wenn sich Hauptamtliche fragen, wieviel Kritik sie gegenüber Ehrenamtlichen äußern dürfen.

Ein Merkmal der Laientätigkeit scheint in zahlreichen Beiträgen auf, ohne immer explizit genannt zu werden. Es scheint mir aber der zentrale Aspekt zu sein. Ehrenamtliche erbringen in den aufgeführten Fallbeispielen eine Vielzahl von Leistungen. Vieles davon könnten hauptamtliche Kräfte genauso tun, wenn sie in ausreichender Zahl zur Verfügung stünden und bezahlt werden könnten. Aber seien es die lokal verwurzelten VolksschullehrerInnen als SammlerInnen, der Zugang zu BesitzerInnen von Neujahrskucheneisen, die europaweit vernetzte Reenactmentszene, das breite Netzwerk der Gründerin des Tagebucharchivs, jugendliche GastkuratorInnen, die lokalen Freundeskreise der Standorte des LVR-Industriemuseums, die Kenntnis der Verwaltungswege des ehemaligen Verwaltungsbeamten oder Keyworker, die vom Museum erzählen – sie alle bringen ihre Netzwerke, Ortskenntnisse, Alltagswissen und sozialen Kontakte mit. Diese Verankerung im gesellschaftlichen Umfeld, die auf die Organisationen ausstrahlt, gibt dem freiwilligen Engagement eine besondere und nicht in Geld aufzuwiegende Qualität.

Alexandra Hentschel, Schwarzenbach an der Saale

Tobias Scheidegger: „Petit Science“. Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900. Göttingen: Wallstein, 2017. 707 S. m. zahlr. Abb.

Analysen des breiten Grenzfeldes zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, in dem Bürger*innen zugleich Produzierende wissenschaftlichen Wissens sind, haben Konjunktur. Trotzdem überrascht die vorliegende Dissertation zu einer „Petite Science“ floristischer und faunistischer Lokalforschung in Schweizer Kleinstädten um die vorletzte Jahrhundertwende: Weder wurde sie aus einer genuin wissenschaftshistorischen Perspektive geschrieben noch analysiert sie ihren historischen Gegenstandsbereich schlicht als Beleg für die Potentiale bildungsbürgerlich produzierter wissenschaftlicher Daten. Vielmehr fragt *Tobias Scheidegger* vor allem nach der Eigenständigkeit und Eigenmacht

der „Petite Science“ gegenüber „professionalisierter, akademischer Wissenschaft“. Seine institutionellen Voraussetzungen – als Volkskundler während der Promotion Mitglied des Züricher Graduiertenkollegs am „Zentrum Geschichte des Wissens“ und nun Oberassistent für Alltagskulturen an der Universität Zürich – scheinen dafür geradezu ideal. Nur leider wurde der hohe transdisziplinäre Anspruch – so viel sei vorweggenommen – nicht konsequent umgesetzt.

Ein Blick in den Aufbau des massigen und dichten Werks offenbart die vielfältigen Anknüpfungspunkte, die Scheidegger für Vertreter*innen verschiedener Disziplinen bereithält. In einem ersten Kapitel wird die spezifisch Schweizer „Petite Science“ von anderen Kategorien wie der alten „Populärwissenschaft“ und der neuen „Bürgerwissenschaft“ abgegrenzt und eine Struktur für die folgende Untersuchung entworfen. Diese bewegt sich grob von den Alltagspraktiken der kleinbürgerlichen Akteure über deren infrastrukturelle Rahmenbedingungen zu den gesellschaftlich überraschend breiten Effekten. Das zweite Kapitel widmet sich dabei der Liste als zentralem Wissensformat beziehungsweise -system und beschreibt die unterschiedlichen Zwecke, Gestalten und Einsatzbereiche tabellarisch organisierter Informationen in der „Petite Science“. Im Anschluss stehen die sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren im Fokus, was an der Mobilisierung und Mobilität floristischer und faunistischer Belege exemplifiziert wird. Die durch diese und andere Mittel etablierten Sozialgefüge, die Machtverhältnisse, Hierarchien und Abgrenzungsdiskurse werden an einem „kleinwissenschaftlichen“ Streit zwischen zwei sogenannten „Zentrumsakteuren“ im vierten Kapitel aufgezeigt. Bei diesem Akteurstyp handelt es sich Scheidegger zufolge zumeist um Personen an Schlüsselstellen im kleinstädtischen Gefüge, mithin institutionelle Knoten des lokalwissenschaftlichen Netzwerks, dessen Mechanismen im fünften Kapitel an den Organisationsformen Museum, Schule und Verein dargestellt werden.

Dem „Innen“ der Gebäude voller naturhistorischer Belege und Listen wird abschließend – und dies ist zweifellos der stärkste Teil der Studie Scheideggers – das „Außen“ des Feldes gegenübergestellt: Kapitel sechs konzentriert sich auf die Landschaftswahrnehmung und -konstruktion durch die Akteure der Schweizer „Petite Science“ auf Exkursionen und in den ersten Aktivitäten einer Naturschutzbewegung. Weiter weg von der Natur- und hin zur Volkskunde führt das siebte und letzte Kapitel, welches die Produktion von Heimat durch die Lokalforscher fokussiert, die beispielsweise durch floristische Kartierung nicht nur die natürliche Umwelt als spezifisch schweizerische beziehungsweise regionale erschlossen. Parallel führten sie auch Studien bäuerlicher Kultur und touristischer Umweltveränderungen durch und waren damit konstitutiv für den kleinbürgerlichen Blick auf diese Heimat. Diese beiden letzten Kapitel zu Landschaft und Heimat sind sowohl als dichte Beschreibung als auch argumentativ besonders überzeugend, was sicherlich damit zusammenhängt, dass sie am ehesten Scheideggers „disziplinärer Heimat“ entsprechen.

Das umfangreiche und komplexe Textprogramm basiert auf einer weitläufigen Quellenlektüre. Scheidegger hat eine enorme Anzahl von Nachlässen und institutionellen Archiven auf seine Akteure hin analysiert und berichtet entsprechend fundiert von den Ereignissen, die seine „Petite Science“ konstituieren und beeinflussen. Vergleichbar belesen ist Scheidegger auch in Hinblick auf Ansätze zu einer konzeptionellen Rahmung der dargestellten Ereignisse und Prozesse. Er bedient sich eines breiten Fundus von Disziplinen und streut in den einzelnen Kapiteln theoretische Exkurse ein, mit denen beispielsweise die Zirkulation botanischer und zoologischer Belege als Tausch und Gabe verstanden werden, während er an anderer Stelle die floristische Feldforschung Schweizer Kleinbürger mit Bruno Latour zu fassen versucht. Neben ungewöhnlichen Einsichten, die diese Abschnitte bieten, stellen sie auch gut lesbare Einführungen in die einzelnen Konzepte und Denkstile dar. Zugleich bringt der konzeptionelle Eklektizismus über disziplinäre Grenzen hinweg aber auch eine zentrale Schwierigkeit mit sich, nämlich die eines unscharfen eigenen Forschungsprogramms. Beispielsweise rückt Scheidegger den botanisierenden Bürgern in der Provinz mit der historischen Epistemologie „konventioneller“ Naturwissenschaft zu Leibe, betont gleichzeitig aber immer wieder die Verschiedenheit beider Modi. Als Wissensforscher charakterisiert er außerdem das wissenschaftliche Sammeln und die Anlage von Listen, verzichtet als Volkskundler aber auf eine Auseinandersetzung mit dem Sammeln als Kulturtechnik und benennt die Nähe zu anderen bürgerlichen Sammlungsfeldern nur, statt die Ähnlichkeiten und Unterschiede zu analysieren.

Diese Schiefelage gründet vielleicht in der spürbaren Faszination, die die historischen Akteure auf Scheidegger ausüben und die zu einer Überbewertung von deren wissenschaftlicher Praxis und Relevanz zu führen scheint. Regelmäßig wird auf unterschiedliche Weise die – im Detail übrigens nie wirklich ausgeführte – Anschlussfähigkeit der kleinbürgerlichen Aktivitäten an universitäre beziehungsweise akademische Wissensproduktion betont. So nutzt Scheidegger im Kapitel „Ordnung Macht Zugehörigkeit“ über einen Streit zweier „Zentrumsakteure“ der „Petite Science“ den soziologischen Terminus „boundary work“, der die Demarkationsarbeit professionalisierter Wissenschaft gegenüber einer auszuschließenden Nicht-Wissenschaft charakterisiert. Damit entsteht der Eindruck, die Zentrumsakteure wären Teil einer wissenschaftlichen Gemeinschaft im konventionellen Sinne oder würden auf vergleichbare Sozialstrukturen zurückgreifen.

Leider wird die Zugehörigkeit der historischen Akteure zu „ihrer“ „Petite Science“ an keiner Stelle des Werkes systematisch ausgeführt oder diese selbst als eine Art „paradisziplinäre“ Institution begründet. Man erfährt zwar von diversen Akteuren des Zentrums und der Peripherie, ihrem Status und ihrer Vernetzung, aber nur auf Basis einer dem Text vorausgegangen und nicht dargestellten Auswahl Scheideggers im Dienste der Gesamterzählung. Daran ändert auch eine ausführliche alphabetische Liste aller genannten Akteure im Anhang

wenig, die trotz kurzer biographischer Informationen keinen Einblick in die institutionellen Formationen bieten kann. Vor allem vermisst man jedoch eine Verortung der „Petite Science“ in einer Globalgeschichte der Lokalforschung, die die schwergewichtige Studie aus dem kleinteiligen Schweizer Kontext heraushebt, womit die Andersartigkeit der von Scheidegger charakterisierten Wissenschaftspraktiken aber sicher relativiert würde.

Trotz der genannten Schwächen ist es das Verdienst Scheideggers, die spezifischen Beiträge historischer Akteure in der Provinz zu Selbst- und Weltkonstruktionen einer ganzen Gesellschaft herausgearbeitet zu haben. In den hier beschriebenen Kleinbürgern muss man wegen dieser Qualität nicht zusätzlich noch „kleine Wissenschaftler“ sehen, wo sie doch schon als „bloße“ Wissensproduzenten – über Landschaft und von Heimat – völlig überzeugen. Da heute der um 1900 ange-stoßene Heimat- und Landschaftsschutz im biologisch argumentierenden Schweizer Lebensraumdiskurs und der „Initiative gegen Einwanderung“ instrumentalisiert wird, ist Scheideggers historiographische Studie darüber hinaus auch eine gesellschaftspolitisch relevante Arbeit.

Michael Markert, Göttingen

Sebastian Weinert: Der Körper im Blick. Gesundheitsausstellungen vom späten Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017. VIII, 442 S. m. Abb. (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 50).

Seit mehreren Jahrzehnten gehört Körpergeschichte zum festen Bestandteil der historischen Wissenschaften und wird als Gegenstand zwischen etlichen theoretischen Ansätzen und konkreten Themen- und Praxisfeldern erforscht. Wer sich heute an eine Körpergeschichte (selbst nur der klassischen Moderne) wagt, der muss daher nicht nur eine breite Palette von Diskurs-, Wissenschafts-, Wissens- und Alltagsgeschichte im Auge haben, sondern darüber hinaus auch ein substantielles, noch weitgehend unbearbeitetes Thema beackern und es dazu noch gewinnbringend in den gegenwärtigen körpergeschichtlichen Kontext einfügen. Er muss also den ausgesprochen reichhaltigen Forschungsstand zusammenfassen, ihn konstruktiv fortführen und neue wissenschaftliche Wege beschreiten. Gerade im ausgehenden 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts war der Körper in besonderem Maße Gegenstand öffentlicher und fachlicher Diskurse. Das 19. Jahrhundert erbrachte mit dem Aufstieg der Industrialisierung und der Medizin- und Naturwissenschaften – und auch mit dem Sport und der Sportwissenschaft – neue Erkenntnisse über den Körper, seine Funktionen und Reaktionen, seine präventiven und rehabilitativen Kategorien und seine Möglichkeiten, ihn politisch und gesellschaftlich sowohl kollektiv als auch individuell als integratives und deviantes Element von Staats- und Sozialauffassungen außerordentlich breit einzusetzen. Von der Gesundheitspolitik über angewandte Sozialwissen-

schaft – das heißt Demografie, Eugenik und Wehrwissenschaft – und von der individuellen Freizeitgestaltung und Selbstvergewisserung bis zum privaten Identitätsvehikel: Der Körper rückte massiv ins Zentrum der Gesellschaft und wurde zum zentralen Gegenstand zeitgenössischer Theorien und Praktiken, Auffassungen und Zurichtungen und des Sprechens darüber, eben der Diskurse.

Körper und Gesellschaft wurden miteinander verknüpft und gehören somit thematisch eng zusammen: Somit handelt auch diese Studie über die historischen Gesundheitsausstellungen zwangsläufig „in ihrem Kern von der Gesellschaft. Sie handelt davon, wie im Deutschen Reich über den Körper gesprochen, wie dadurch Heterogenität definiert und gleichzeitig Devianz sprachlich hergestellt wurde. Sie fragt, wie die Gesellschaft [...] Andersartigkeit definierte und entlang welcher Differenzkategorien sich Prozesse der Integration oder Ausgrenzung entfalteten.“ (3)

Der Autor *Sebastian Weinert*, der seine Dissertation bei dem vor kurzer Zeit verstorbenen Wissenschaftshistoriker Rüdiger vom Bruch und bei dem Historiker Uwe Puschner, beide Berliner Wissenschaftler mit hoher Affinität zum Thema, verfasst hat, hat sich für seine zentrale Studie über den Körper in der klassischen Moderne folgerichtig einer bedeutenden Schnittstelle der zeitgenössischen Körperdiskurse angenommen: den damals nicht ohne Grund äußerst populären Gesundheits- und Hygieneausstellungen. Weinert formuliert dabei drei zentrale Thesen: Das Sprechen über den Körper beeinflusste erstens politische und soziale Handlungen und Handlungschancen zwischen Normalität und Ausgrenzung und zwischen Individualität und Kollektivismus. Die Körperdiskurse verliefen zweitens nicht gleichförmig und narrativ linear (auf den Nationalsozialismus zu), sondern wurden von ganz verschiedenen Akteuren und Gruppen sehr unterschiedlich und mit differenzierten Zielen und differenziertem Vokabular formuliert. Und es waren – drittens – gerade die Gesundheits- und Hygieneausstellungen, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts genau dieses Diskursforum repräsentierten und zugleich mit seinen insgesamt 7,5 Millionen Besuchern die Inhalte und Strategien des Diskursfeldes breit rezipierbar machten. Daher eignen sich die Ausstellungen vorbild- und beispielhaft für eine körperhistorische Diskursanalyse, die sich gerade der Körperdiskurse der klassischen Moderne annimmt. Dazu kommt, dass es zwar Studien zu einzelnen Hygieneausstellungen jener Zeit gibt, aber bislang weder Untersuchungen zu den vielschichtigen Körperdiskursen der einzelnen Ausstellungen noch eine entsprechende Gesamtdarstellung (11 f.).

Sebastian Weinert geht in seiner Studie sehr systematisch und gründlich vor. Zunächst gibt er einen Überblick über das zeitgenössische Hygieneausstellungswesen und die Ausstellungen selbst: die Erste Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911, die Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen (GeSoLei) 1926, die Zweite Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1930/1931 sowie die Ausstellungen des „Dritten Reiches“ „Deut-

ches Volk – Deutsche Arbeit“ von 1934, „Wunder des Lebens“ von 1935, „Deutschland“ von 1936 und „Gesundes Leben – Frohes Schaffen“ von 1938. Danach analysiert der Autor die Akteure und Organisatoren der Ausstellungen, ihre Motive, Objekte und ihr Personal sowie ihre Konflikte und ihr Selbstdarstellungspotential im Rahmen eines übergeordneten diskursiven Netzwerkes zwischen Repräsentation, Aushandlung und Erfahrung. Schließlich kommt Weinert zu dem Kernstück seiner Arbeit, in dem er die wesentlichen und ineinander verschränkten Körperdiskursthemen der Zeit – vermessene, leistende, ästhetische und genormte Körper – klassifiziert und analysiert. In einem Fazit schließlich zieht Weinert Bilanz: Zwar waren die Ausstellungen grundsätzlich immer Orte, an denen Bewertungs-, Klassifizierungs-, Funktions- und Handlungsmaßstäbe für Körper gesetzt wurden, zwar wurden hier Körper in ihrem Spannungsverhältnis zwischen Kollektiv und Individuum und zwischen Integration und Ausgrenzung verhandelt. Aber diese großen Volksbelehren vermittelten nicht ein einseitiges und einhelliges Bild, sondern sie waren auch geprägt durch die Körperbildkonkurrenzen verschiedenster Aussteller wie etwa zwischen Brauereigewerbe und Antialkoholbewegung, zwischen Naturmedizin und Schulmedizin oder zwischen Industrie und Sport. Letztlich jedoch ging es immer um eine Auseinandersetzung zwischen Kollektiv und Individuum: „Über alle Expositionen hinweg wurde der Körper in Beziehung zum ‚Volkskörper‘ gesetzt, wurden die Rechte des Bürgers im Hinblick auf die Ansprüche des Kollektivs verhandelt. Insbesondere die Ausbreitung eugenischen wie rassenhygienischen Denkens auf den Ausstellungen zeigt, dass damit immer eine Grenzziehung zwischen Zugehörigkeit und Ausschluss einher ging.“ (373)

Sebastian Weinert analysiert sein Thema mit großer Umsicht und breitem Blick. Er tut das alles unter Einschluss äußerst umfangreicher Sekundärliteratur, unter Einbezug einer Vielzahl an gedruckten Quellen und unter ausgiebiger Nutzung etlicher in- und ausländischer Archive. Damit ist seine Studie außerordentlich anschlussfähig an eine Vielzahl von Themen der aktuellen Körpergeschichtsforschung.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Lucia Artner, Isabel Atzl, Anamaria Depner, André Heitmann-Möller u. Carolin Kollewe (Hgg.): *Pflegende. Materialitäten in Pflege und Care*. Mit Fotografien von Thomas Bruns. Bielefeld: transcript, 2017. 242 S. m. Abb., z. T. farbig. (Kultur und soziale Praxis).

Wer die Berufe und die soziale Praxis von Pflege/Care verstehen will, sollte sich mit den materialen Objekten in der Pflege beschäftigen. So lässt sich das Anliegen des hier vorgestellten Sammelbandes und des ihm zugrundeliegenden Forschungsprojektes kurzfassen. Ausgehend von der Feststellung, dass die Vielzahl von Dingen, die in Pflegesituationen zum Einsatz kommt,

bislang weder theoretisch noch empirisch umfassend untersucht worden ist, wurden in dem Projekt unterschiedliche disziplinäre Perspektiven sowie historische und gegenwartsbezogene Analysen zusammengebracht. Entstanden sind dabei empirisch dichte Einzelstudien, die spannende Einblicke in den Alltag der professionellen Pflege geben und die in der Zusammenschau mehr als deutlich machen, wie fruchtbar die Beschäftigung mit der Materialität von Pflege sowohl für die Forschung als auch für die Pflegepraxis sein kann.

Der Sammelband gibt einen Überblick über die Arbeit des Forschungsprojektes „Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege“, das von 2014 bis 2017 an den Universitäten Heidelberg, Hildesheim und Osnabrück sowie am Medizinhistorischen Museum der Charité in Berlin durchgeführt wurde. Es brachte Forschende aus der Ethnologie und Kulturanthropologie sowie aus der Gerontologie, Geschichte, Pflegewissenschaft und Sozial- und Organisationspädagogik zusammen. Im Einleitungstext stellen die AutorInnen die Grundannahmen und den gemeinsam erarbeiteten theoretischen Rahmen des Projektes vor. Daraus leiten sie eine Definition von Pflegedingen ab, die bewusst vage gehalten ist, um als boundary object zwischen den verschiedenen Disziplinen und Zugängen vermitteln zu können: „Pflegedinge sind materiale Gegenstände, die sowohl historisch als auch gegenwärtig in sozialen Konstellationen und Konstruktionen von Pflege und Care vorkommen.“ (30) Unter dieser breiten Definition beschäftigten sich die Teilprojekte mit mehreren (durchlässigen) Kategorien von Pflegedingen: erstens Objekten, die speziell zur Nutzung in Pflege oder Care hergestellt wurden, zweitens Objekten, die der Selbstpflege dienen, bei deren Einsatz aber pflegende Personen unterstützend tätig werden, und drittens aus anderen Kontexten stammenden Objekten, die in Pflegesituationen integriert werden. Um den Austausch zwischen den disziplinär und theoretisch sehr unterschiedlich verankerten Teilprojekten zu erleichtern, wurden elf gemeinsame Analysefoci definiert, die zudem inhaltliche Querverbindungen sichtbar machen. Unter dem Stichwort „Nähe/Distanz“ wird beispielsweise gefragt, auf welche Weise die verschiedenen Dinge der Pflege die Beziehungen zwischen den beteiligten Personen mitgestalten. Und mit dem Fokus „Standardisierung/Individualisierung“ analysieren die Forschenden, ob und wie Dinge dazu beitragen, dass Arbeitsprozesse in der Pflege beziehungsweise Verhaltensweisen von Pflegenden und Gepflegten normiert oder an individuelle Alltage angepasst werden (32 f.). Zu den auf diese Weise zusammengebrachten theoretischen Ansätzen gehören Hans Peter Hahns Dingtheorie und die Akteur-Netzwerk-Theorie nach Bruno Latour, praxistheoretische Zugänge sowie Begriffe und Konzepte aus den Science and Technology Studies. Fotos und kurze Beschreibungen von zehn Objekten, die in den Teilprojekten untersucht wurden, bereichern die Darstellung, indem sie die Vielfalt von Dingen, die an Pflege beteiligt sind, sichtbar machen. Diese Objektfeatures stimmen auf die jeweils folgenden Aufsätze ein: Sie fordern die Lesenden auf, sich zuerst

auf den visuellen Eindruck der Dinge einzulassen, deren Gestalt zu betrachten und sich über ihre Nutzung oder über Besonderheiten ihrer Materialität zu informieren, bevor sie von den AutorInnen in deren Analysen mitgenommen werden.

Isabel Atzl beginnt ihren Beitrag mit der Feststellung, dass Pflege in medizin-historischen Sammlungen und Museen kaum als eigenes Thema behandelt wurde. Sie führt dies zum einen darauf zurück, dass es auf Seiten der Museen bislang eine Priorisierung der ärztlichen Professionen über die pflegerischen gab. Zum anderen habe es auf Seiten sowohl der Pflegewissenschaft (und -geschichte) als auch der Geschichtswissenschaft erst spät eine Aufnahme des material turn gegeben, so dass historisch in der Pflege verwendete Dinge selten im Forschungsinteresse standen. Atzl definiert Pflegedinge in Sammlungen als „all jene Objekte [...], die Pflegende selbst in der Hand hatten und mit denen pflegerische Tätigkeiten vollzogen wurden“ (58). Durch die Forschung im Projekt hat Atzl Sammlungen und Bestände entdeckt, die hochwertig sind und erforscht werden sollten. An zwei Beispielen diskutiert sie, welches Potential eine historische Pflegeforschung hat, die Dinge in den Blick nimmt. Sowohl ein aufblasbarer Sitzring als auch das Fieberthermometer könnten Auskunft über die Entwicklung von Hierarchien zwischen den an Care beteiligten Disziplinen geben sowie Rückschlüsse auf die Interaktionen der beteiligten Personen und auf konkrete Nutzungspraktiken zulassen. Damit lässt sich, so Atzl, anhand von Dingen nicht nur der Wandel von Selbstverständnis und Außenwahrnehmung des Pflegeberufes rekonstruieren, sondern es lassen sich auch Einblicke in die Pflegepraxis zu je unterschiedlichen historischen Zeitpunkten gewinnen. Der Text ist ein starkes Plädoyer für die Beschäftigung mit der Geschichte und dem „materialen Erbe“ (79) der Pflege, die sowohl einer Reflexion der gegenwärtigen Situation der Pflege als auch der Korrektur von Klischees zur Vergangenheit von Pflege dienen kann.

Carolin Kollwees Studie basiert auf Feldforschungen bei zwei Anbietern von sensorbasierten Hausnotrufsystemen, von denen einer der Prävention und der anderen der Erkennung von Notfällen dient. Kollwee arbeitet heraus, dass bei den betreuenden Pflegediensten die eingehenden Informationen Prozesse des sense making in Gang setzen: Die durch Sensortechnik generierten Informationen benötigen eine (Re-)Kontextualisierung, die PflegedienstmitarbeiterInnen vornehmen, indem sie zusätzliche technische Daten, Alltagswissen und spezifisches Wissen über die pflegebedürftigen Personen zusammenbringen. Kollwee zeigt, dass die von ihr untersuchten Technologien auf Kategorien basieren und solche auch hervorbringen. Diese Kategorien sind normativ und haben performative Effekte. Kollwee diskutiert dies am Beispiel der Kategorie „Aktivität/Inaktivität“, die ein wesentliches Strukturmerkmal der Sensortechnik ist. Die Kategorie vermittelt konkrete gesellschaftliche Werte, insbesondere in Bezug auf ein höheres Lebensalter, und wirkt in die Lebensgestaltung der NutzerInnen hinein. Beispielsweise kann eine Mittagsruhe von den Sensoren als „Inaktivität“ gedeutet

werden und Kontrollanrufe durch die PflegedienstmitarbeiterInnen motivieren. Die empirischen Beobachtungen zeigen, dass die NutzerInnen Strategien entwickeln, um solche „Ruhestörungen“ durch die Technik zu verhindern. Laut Kollewe zeigt sich hier eine Disziplinierung durch Technik, die eine Reflexion über die in sie eingeschriebenen Normen veranlassen sollte.

André Heitmann-Möller und *Hartmut Remmers* legen in ihrem Aufsatz dar, auf welche Weise die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) nach Bruno Latour pflegewissenschaftliche Arbeiten bereichern könnte. Im Fokus des Textes steht die Darstellung der Grundannahmen der Theorie, und Heitmann-Möller und Remmers erläutern mögliche empirische Anwendungen am Beispiel des Pflegebettes. Aus Sicht der Autoren kann ANT mindestens in zweierlei Hinsicht fruchtbar für die Pflegewissenschaft sein: Erstens könne sie den forschenden Blick öffnen, indem sie die Handlungsträgerschaft von Dingen in Pflegesituationen überhaupt erst sichtbar mache. Zweitens liefere ANT Argumente für eine Kritik am reduktionistischen Verständnis von Pflege als technisch-rationales Handeln.

Der Beitrag von *Lucia Artner* und *Daniela Böhringer* basiert auf der Grundannahme, dass soziale Ordnung kontinuierlich und situativ hergestellt werden muss. Die Beteiligung von Dingen an diesem Prozess sei in der Forschung noch kaum diskutiert worden. Zur Etablierung von sozialer Ordnung gehört laut Artner und Böhringer ganz wesentlich der Umgang mit Schmutz. Pflegesituationen und die an ihnen beteiligten Dinge versprechen hierzu besonders interessante Einsichten, denn Pflege sei in vielerlei Hinsicht mit dem Entfernen von „Schmutz“ und der Herstellung von Sauberkeit beschäftigt und müsse sich im Extremfall den Ausscheidungen von pflegebedürftigen Menschen zuwenden. Hier im Beitrag fokussieren die Autorinnen auf den Toilettenstuhl, der über eine spezifische Form und Materialität verfüge, in der gesellschaftliche und berufsspezifische Vorstellungen etwa zu Hygiene verkörpert seien. Anhand von Beobachtungen diskutieren Artner und Böhringer, dass sich in situativen Interaktionen mit dem Toilettenstuhl eine Reihe von teils gegensätzlichen Normen widerspiegelt, beispielsweise von Privatheit, Selbstbestimmung, guter Pflege und Effizienz. Die Ausscheidung mithilfe eines Toilettenstuhls könne vor allem deshalb „veralltäglich“ (192 ff.) werden, weil der Stuhl aufgrund seiner Materialität ein multifunktionales Objekt sei. Einleuchtend stellen die Autorinnen dar, dass durch ein geschicktes Arrangement von Dingen, Personen und Handlungen verschiedene Bedürfnisse gleichzeitig erfüllt werden können – etwa der Wunsch nach Distanz, der durch die Herstellung von Privatheit während der Nutzung des Toilettenstuhls erfüllt wird, und ein Sicherheitsbedürfnis der pflegebedürftigen Person, dem durch die ständige Erreichbarkeit der Pflegenden entsprochen wird.

Anamaria Depner beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit „diskreten Dingen“ der Pflege, also mit Dingen, die aus Alltagskontexten stammen und in der Pflege genutzt werden. Anhand von Beobachtungen in zwei verschiedenen Heimen zeigt Depner, dass gleichlautende Pflege-

leitbilder sich auf unterschiedliche Objekte stützen und diese pflegetheoretisch begründen können. Die hier untersuchten Heime, die mit Menschen mit dementiellen Erkrankungen arbeiten, stützen sich beide auf das Konzept der Biografiearbeit. Dafür verwendet eine der Einrichtungen Dinge, die spezifisch für pflegebedürftige Menschen hergestellt wurden (etwa spezielles Geschirr aus Kunststoff), während die andere Einrichtung auf Dinge zurückgreift, die aus anderen Kontexten stammen (etwa gewöhnliche Handtücher, die als Kleidungsschutz umgenutzt werden). Depner argumentiert, dass biografische Dinge sich in kulturell-biografische Dinge und persönlich-biografische Dinge unterscheiden lassen. Welche von ihnen in der Arbeit mit Menschen mit Demenz zur Anwendung kommen, kann Konsequenzen für ihre Wirkung haben. Geschickt integrierte Dinge können professionelle Pflege erleichtern und stützen, aber diese Art der Objektarbeit ist nach Depner bislang zu wenig konzeptualisiert und durch eine Dingtheorie fundiert. Würden Dinge als „Diener“ verstanden, die stets zweckgebunden seien, so werde ihr Gebrauch obsolet, sobald der Zweck (beispielsweise eine Arbeitstätigkeit) entfalle. Begreife man – so Depner – Dinge hingegen als „Vermittler“, die persönliche Vergangenheit in einer gegenwärtigen Situation manifestierten, so könne ihr Einsatz in der Pflege dementiell erkrankten Menschen helfen, indem sie deren Identität bestätigen, ein Sicherheitsgefühl vermitteln und damit auch Vertrautheit und Wohlbefinden in einer stationären Pflegeeinrichtung herstellen.

Der Sammelband spiegelt ein gelungenes Forschungsprojekt wider. Wenn nach offengebliebenen Wünschen gefragt wird, so lässt sich allenfalls anmerken, dass sich die Rezensentin stellenweise ausführlichere Analysen und Interpretationen des empirischen Materials gewünscht hätte, um weiterführende Einsichten in das „Wie“ der Pflege zu gewinnen. Allerdings bestätigt dieser Wunsch genau das Argument des Projektes, nämlich dass sich aus der Beschäftigung mit der materialen Seite von Pflege neue und interessante Erkenntnisse über Care gewinnen lassen. Der Sammelband hat insofern sein selbst gesetztes Ziel voll erfüllt: Er öffnet ein neues Spektrum an Theorien für das Thema Pflege und macht neugierig auf zukünftige Forschungen, die diesen Zugängen folgen und weitere Pflegedinge und deren Beteiligung an Pflege in den Blick nehmen. Hoffentlich trägt dies darüber hinaus auch zu dem großen Projekt bei, die Anerkennung für die Berufe und für die Tätigkeiten des Pflegens und Sorgens zu steigern.

Lydia-Maria Quart, Berlin

Patricia Gloria Strauß: Kultur ohne Grenzen. Entstehung und Entwicklung von Barrierefreiheit am Beispiel des Münchner Kulturzentrums Gasteig. Marburg: Tectum, 2016. 235 S. m. 6 Abb., 2 Tab.

Ausgangspunkt dieser ethnologischen Dissertation ist die Beobachtung der Autorin, dass die Umsetzung von Barrierefreiheit insbesondere seit ihrer gesetzlich-

chen Verankerung im Nachgang auf die UN-Behinder-tenrechtskonvention von 2009 in der Praxis deutlich hinter ihrem Anspruch und den politischen Bekundungen zurückbleibt. Vieles hat sich im Denken geän- dert – Barrierefreiheit wird beispielsweise heute we- niger als moralische Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber Schwächeren verstanden, sondern vielmehr als Erfüllen der Bedürfnisse einer bestimmten Gruppe von KlientInnen und KundInnen. Dennoch konstatiert *Patricia Gloria Strauß* merkbare Wissenslücken ins- besondere bei politischen Akteuren, was Behinderung und Barrierefreiheit angeht. Dies betrifft unter an- drem die Komplexität und Fluidität beider Begriffe, die eine endgültige Erledigung des Themas Barrierefreiheit, wie sie das „Sonderinvestitionsprogramm Bayern bar- rierefrei 2023“ suggerierte, unmöglich macht. Solche Wissenslücken deutet die Autorin wiederum als Zei- chen für mangelnde Inklusion: Menschen mit Behinde- rungen finden noch nicht genügend Teilhabemöglich- keiten, um ihre Sicht und ihre Erfahrungen hör- und sichtbar zu machen und wirksam am Gestaltungspro- zess mitzuwirken. Wissenslücken bei denen, die glau- ben, nicht betroffen zu sein, sind, so die These, ein Zei- chen für Exklusion.

Das Forschungsprogramm der Verfasserin umfasst des- halb die ethnografische Untersuchung und kulturwis- senschaftliche Einordnung jener Prozesse und Mecha- nismen, die die Entwicklung des Barriereabbaus an einer ausgewählten Kulturinstitution charakterisieren. Strauß geht es um Kausalbeziehungen. Barrierefreiheit untersucht sie als Thema, als Arbeitsfeld für Beschäftig- te, ExpertInnen und Interessengruppen, als Umsetzung und konkrete Situation. Sie fragt nach den Akteurskon- stellationen und der Wahrnehmung von Barrierefreiheit durch verschiedene Akteursgruppen.

Strauß' Beispiel ist das 1985 eröffnete Münchner Kul- turzentrum Gasteig München GmbH, das seit einigen Jahren explizit an der Verbesserung seiner barrierefrei- en Angebote arbeitet.

Mit ihrer Dissertation will die Autorin, die selbst am Gasteig beschäftigt ist, diesen Prozess reflektierend be- gleiten, darüber hinaus aber einen Beitrag zu den in- terdisziplinären Disability Studies leisten. Sie möch- te dieses Feld für die Volkskunde erkunden, die in den Disability Studies bisher, wie Strauß richtig konstatiert, kaum eine Rolle spielt.

Wichtig ist es ihr, ihre eigene Subjektivität und Stand- ortgebundenheit als Forscherin zu reflektieren. So legt sie bereits eingangs offen, dass sie sowohl in der un- tersuchten Einrichtung tätig als auch Mitglied des Münchner Behindertenbeirats ist (43–45), und dis- kutiert die methodischen Vor- und Nachteile dieser Feldzugehörigkeit.

Noch kann die Autorin nicht auf eine volkswissenschaftliche Theoriedebatte zurückgreifen. Sie muss deshalb ent- sprechende Angebote anderer Fächer, insbesondere der Soziologie, heranziehen. Den Disability Studies wid- met sie sich infolgedessen in ihrem Einführungskapi- tel, in dem sie besonders ausführlich das noch junge kulturwissenschaftliche Modell von Behinderung dar- stellt: Darin geht es um die Kategorisierungsprozesse,

in denen Behinderung hergestellt wird, um Wissensord- nungen und Diskurse. Behinderung und Nicht-Behin- derung werden als kontingente Kategorien aufgefasst, die in einem ständigen Wechselspiel zueinander stehen. In ihrem Plädoyer für eine Stärkung der volkswissenschaftlichen Komponente in den Disability Studies argumen- tiert Strauß, warum deren Zweig der Medizinkultur- forschung aus ihrer Sicht zu kurz greift: Dieser nähert sich Behinderung weiterhin im Kontext von Krankheit und Normabweichung. Dieser Zugang eignet sich aus ihrer Sicht nicht, um Barrierefreiheit zu untersuchen, die Strauß gerade nicht im Kontext von Krankheit, Ge- sundheit und Medizin erforschen will.

Bereits in der Einleitung sowie nochmals zu Beginn des Empirieteils diskutiert die Autorin einleuchtend die Chancen und Grenzen der teilnehmenden Beob- achtung, der von ihr geführten leitfadengestützten In- terviews mit MitarbeiterInnen, die an der Entwicklung und Sicherung von Barrierefreiheit in der Gasteig Mün- chen GmbH beteiligt waren, sowie mit Menschen mit Behinderungen, und der Artefaktanalyse auf der Basis von vier Gruppenbegehungen. Sie verweist auch auf das Quellenpotential von Beschwerdedokumenten.

Das folgende Kapitel „Kultur für Alle – Behinderung, Barrieren und Barrierefreiheit in Kulturinstitutionen“, das überwiegend auf schriftlichen Quellen basiert und mit einigen Zitaten aus leitfadengestützten Interviews der Autorin angereichert wurde, befasst sich mit einer bunten Mischung an Begriffen und Situationen. Ob die Autorin dabei methodisch strikt im Sinne der Dis- kursstheorie vorgegangen ist, wie sie sich das einleitend vornimmt, bleibt dahingestellt. Sie präsentiert eher kur- sorisch historische und juristische Begriffe von Behin- derung, geht auf sozioökonomische Lebensbedingun- gen und sozialstaatliche Zugänge zu Behinderung ein, um die Rahmenbedingungen zu charakterisieren, mit denen Menschen mit Behinderungen leben. Sie befasst sich dann alternierend mit politischen Konzepten und Maßnahmen, mit sozialwissenschaftlichen Begriffen (Inklusion, Exklusion) und Umsetzungen und Praxen von Barrierefreiheit in konkreten Fällen. Abschließend stellt sie vergleichend die jeweiligen webbasierten In- formationsangebote großer Kultureinrichtungen welt- weit vor, die vor einem Besuch zur Orientierung über den Stand der Barrierefreiheit herangezogen werden können, denn, wie die Autorin ganz zutreffend konstatiert, der individuelle Informations- und Planungsbe- darf von Menschen mit bestimmten Bedürfnissen oder Anforderungen an Barrierefreiheit ist erhöht: Aktivi- täten müssen sehr sorgfältig geplant werden, spontane Besuche in bisher unbekanntem Einrichtungen sind ris- kant. Das Kapitel liefert wichtige Informationen, ist we- gen der Fülle seiner Themen und Dimensionen (Kon- zepte, Analysebegriffe, Praxen, konkrete Maßnahmen und Instrumente etc.) aber nicht leicht zu lesen und bleibt oft kursorisch.

Den Großteil ihrer Empirie präsentiert die Autorin im Kapitel „Gasteig – Kultur für München – und alle Münchner?“ Nach einigen methodischen Vorbemer- kungen, die auch in der Einleitung untergebracht hätten werden können, stellt sie die Geschichte der Kulturin-

stitution und des Unternehmens Gasteig vor. Dann folgt – was den Lesefluss unterbricht – ein Abschnitt über eine ältere Theorie des Soziologen Günther Cloerkes, die versucht, die kognitiven, sozialen und emotionalen Ursachen hinter bestimmten typischen Denk- und Verhaltensweisen zu bestimmen, mit denen nicht-behinderte Menschen auf Menschen mit Behinderungen reagieren. Dies soll dazu dienen, die Interviewäußerungen der Gasteig-MitarbeiterInnen besser zu verorten. Zunächst stellt die Autorin jedoch vor, wie der Gasteig über barrierefreie Angebote informiert, welche Stellen geschaffen wurden, um Barrierefreiheit zu verwirklichen oder sicherzustellen, und welche Maßnahmen das Unternehmen für die Zukunft plant. Damit will sie die offizielle Position des Unternehmens zur Barrierefreiheit darstellen. Ein im Inhaltsverzeichnis nicht aufgeführter Unterabschnitt „Hinter den Kulissen“ soll dies mit der inoffiziellen Haltung der MitarbeiterInnen – der Geschäftsführerin, des Sicherheitsreferenten, der Beschwerdemanagerin, MitarbeiterInnen des Gebäude- und Veranstaltungsmanagements – kontrastieren. Im abschließenden Teil des Kapitels dokumentiert die Autorin die Ortsbegehungen, die sie mit Menschen mit Behinderungen durchgeführt hat. Sie verwebt diese Befunde aber stets unmittelbar mit ihrer Interpretation. Da diese nicht ohne anspruchsvolle differenzierungs- und diskurstheoretische Argumentationen auskommt, stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, in der Arbeit insgesamt stärker, das heißt kapitelweise, zwischen der Dokumentation der empirischen Befunde und der Interpretation und theoretischen Einordnung zu trennen.

Im Fazit fasst die Autorin die gewonnenen Ergebnisse zusammen, betont nochmals die Situativität und Relativität von Barrieren und mithin von Barrierefreiheit. Sie verweist auch darauf, dass der Nachteilsausgleich für die eine Gruppe neue Nachteile für andere Gruppen hervorbringen kann, Inklusionspostulat und Exklusionseffekte in der Praxis demnach eng verwoben sind.

Wenngleich Strauß' Studie keinen primär interventio-nistischen Anspruch hat, deutet die Autorin abschließend an, worin ihr Nutzen für die Stakeholder liegen könnte: Am konkreten Beispiel des Gasteigs entdeckte und aufgezeigte Dynamiken und Probleme können, fundiert mit dem theoretischen Gerüst der Disability Studies, Beiträge zu jenem Orientierungswissen liefern, das in Planungs- und Entscheidungsprozessen oft fehlt. Mit ihrer Studie möchte die Autorin demnach Lücken füllen und sensibilisieren – insbesondere dafür, dass bei Diskussionen über und Umsetzungsversuchen von Barrierefreiheit in Kultureinrichtungen bisher oft ein zu enger Behinderungsbegriff angesetzt wurde, was zu einer verkürzten Wahrnehmung der Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen führte.

Nützlich für die Praxis ist die Studie aufgrund ihrer empirischen Befunde in der Tat, denn es gibt noch nicht viele wissenschaftliche Untersuchungen über den Umgang mit und die Effekte von barrierefreiem Planen und Bauen in Kultureinrichtungen. Zwar existiert inzwischen eine Anzahl von Praxishandbüchern, Katalogen und Regelwerken, doch ist das Wissen über die Wahr-

nehmung von und die intendierten und un-intendierten Folgen von solchen barrierefreien Lösungen noch sehr begrenzt. Die Studie von Patricia Gloria Strauß erweitert hier nicht nur den empirischen Kenntnisstand, sondern bietet zugleich auch die nötige theoretische Reflexion an. Inwieweit es gelingen wird, die Perspektive der Disability Studies in der Volkskunde zu stärken, wie die Autorin sich das ebenfalls zum Ziel gesetzt hat, bleibt allerdings abzuwarten.

Die Untersuchung entspricht in Scope und Reichweite den Erwartungen an eine solide wissenschaftliche Qualifikationsarbeit. Wie in vielen Dissertationen üblich, betreibt die Autorin ein umfangreiches Belegwesen und sichert Aussagen nach allen Richtungen ab. Das geht mitunter zulasten des Leseflusses, gehört aber gewissermaßen zum Genre. Insgesamt ist die Untersuchung aber knapp gehalten, methodisch nachvollziehbar und sprachlich-stilistisch durchaus zugänglich.

Elsbeth Bösl, München

Sebastian Schlund: „Behinderung“ überwinden? Organisierter Behindertensport in der Bundesrepublik Deutschland (1950–1990). Frankfurt am Main/ New York: Campus, 2017. 411 S. (Disability History, Bd. 4).

Schon seit über einem, vielleicht sogar seit zwei Jahrzehnten ist in den historischen Wissenschaften in Deutschland der Trend zu beobachten, sich mit Sportgeschichte zu befassen. Neben der ungeheuren Gegenwartspopularität des Sports (besonders des Fußballs), der zur historischen Rückschau einlädt, ist ein anderer, sicherlich gewichtiger Grund in der Anschlussfähigkeit des Themas an etliche historische „turns“ und neue Forschungsrichtungen in der Geschichtswissenschaft zu suchen, sei es Körpergeschichte, transnationale Geschichte, Gewaltgeschichte, Rassismusforschung, Foucaultsche Sozialdisziplinierung, Gender Studies oder Disability History. Und es steht zu erwarten, dass sich bald auch die modernen Human-Animal Studies klassischen Themen der Sportgeschichte annehmen dürften; schließlich liegen der Pferdesport, der Hundesport – von Schäferhunden ganz zu schweigen – und die Jagd (resp. der „Jagdsport“) durchaus in deren Zugriffsumgebung.

In etlichen Fällen hat es sich als äußerst fruchtbar erwiesen, sporthistorische Themen und Quellen mit neuen historischen Theorien und Sichtweisen zu verknüpfen. In anderen Fällen hat man jedoch den Eindruck, hier sei das Rad neu erfunden worden; böse Zungen behaupten auch, die Allgemeingeschichte sei auf einen Trend aufgesprungen. Denn Sportgeschichte als akademisches Fach – nämlich als Teilbereich des Studienfaches Sportwissenschaft – gab es schon Jahrzehnte, bevor die Allgemeingeschichte die Sportgeschichte für sich entdeckte und als Eigengewächs ausgab. Auch in der vorliegenden sporthistorischen Dissertation des Kieler Allgemeinhistorikers *Sebastian Schlund* wird an diesem fatalen Mythos gestrickt: „Mittlerweile wird Sportgeschichte we-

niger von ‚fans with typewriters‘ geschrieben, sondern von Personen, die sich meist der Sozial- und Kulturgeschichte zurechnen“ (17), womit nicht etwa die Sporthistoriker – oder sollten das hier tatsächlich die „fans“ sein? –, sondern die Allgemeinhistoriker gemeint sind. Es ist jedoch gerade die, auch hier wieder ignorierte, sportwissenschaftliche Sportgeschichte, die seit den 1960er Jahren maßgeblich sporthistorische Themen erforscht. Dazu gehörten und gehören die politische Sportgeschichte – Arbeitersportgeschichte, NS-Sportgeschichte, Geschichte des DDR-Sports, Geschichte der Olympischen Spiele, Turngeschichte und Nationalismus –, die Alltagsgeschichte des Sports – Sportartengeschichte, Vereins- und Verbandsgeschichte, Biografien – oder die Körper- und Kulturgeschichte (auch der kulturellen „Außenseiter“) im Sport. Zu Letzterer zählen historisch grundierte Themen wie Fitness und Körperkultur, Intersexualität und Sport oder auch Behindertensport, eben die Körperdiskurse in Sport und Gesellschaft. Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung über die Gründe der (partiellen) Ignoranz der Historiker gegenüber der sportwissenschaftlichen Sportgeschichte oder – aus alternativer Sicht – der institutionellen Zweigleisigkeit der Sportgeschichte zu schreiben, die mittlerweile in regelrechte Auseinandersetzungen zwischen verfeindeten historischen und sporthistorischen Fronten eingemündet sind; sichtbar zuletzt bei der Diem-Debatte oder beim geschichtspolitischen Streit um die Bewertung der NS-Belastung im Verbandsfußball. Es gibt genügend Fachleute, die sich über derlei Distinktionsprozesse und flankierende „Meistererzählungen“ sachlich geäußert haben.¹ So hatte auch beim ehemaligen historischen Nischenthema „Geschichte des organisierten Behindertensports“ die sportwissenschaftlich orientierte Sportgeschichte schon eine ganze Reihe grundlegender alltags- und kulturhistorischer Arbeiten vorgelegt – darunter mehrere Monografien, die von dem Rezensenten verfasst wurden –, bis die Allgemeingeschichte auch hier allmählich begann, sich des Themas anzunehmen. Und es ist wohl auch in diesem Fall nicht überinterpretiert zu behaupten, dass maßgebliche Impulse für die Übernahme auch dieses Sujets aus der traditionellen Sportgeschichte kamen.

Auch der Allgemeinhistoriker Sebastian Schlund betrachtet diese Impulse – in diesem Fall die sporthistorischen Vorgängerstudien – in den einleitenden Bemerkungen seiner Dissertation zur Geschichte des organisierten Behindertensports in der BRD mit abwertender Distanz. So sei die vom Rezensenten verfasste Vorgängerstudie von 2011 zur Geschichte des organisierten Behindertensports in Deutschland (BRD und DDR)² „eher eine Organisationsgeschichte“ (17) (obwohl Schlund in einer Rezension bemerkenswerterweise seine eigene „Fokussierung auf die Sportorganisationen“ vorgeworfen wird³) denn eine „genuin geschichtswissenschaftliche Studie“ (gemeint ist offenbar eine angebliche Methodenferne): „Dies konnte auch nicht der Anspruch einer Publikation sein, die als Auftragsarbeit des Behindertensportverbandes angelegt ist.“ (18) Der so kritisierte Rezensent habe angeblich

auch nur eine sehr begrenzte Quellenauswahl verwendet; seine Studie beruhe, neben wenigen Quellen aus Stadt- und Staatsarchiven, in der Hauptsache lediglich „auf der Befragung von Zeitzeugen, der Nutzung von Vereins- und Privatarchiven, sowie auf Festschriften von Vereinen und Verbänden“. Der größte Wert der Arbeit des Rezensenten liege deshalb vor allem darin, „zahlreiche Publikationen [...] in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen zu haben“ (29). Fazit: Die Vorgängerarbeit ist angeblich nur eine geschichtswissenschaftlich fragwürdige Auftragsarbeit auf der Grundlage dubioser Literatur- und Quellengruppen, die jedoch immerhin fleißig zusammengetragen wurden – wenigstens etwas, möchte der Rezensent erleichtert sagen.

Dieser insgesamt abwertenden Einschätzung – die offenbar einem blinden Abgrenzungsreflex geschuldet ist – muss jedoch strikt widersprochen werden: Erstens hat der Rezensent sich nachweislich der Theorie und Methode der Historischen Anthropologie/Kulturgeschichte nach Ute Daniels und Richard van Dülmen bedient und die damals gängige Fachliteratur verwendet (Festschriften hat Sebastian Schlund ja selbst benutzt); die Studie von 2011 wie auch die von 2010 über den niedersächsischen Behindertensport stellen damit keineswegs nichtwissenschaftliche Stoffsammlungen dar, sondern sind methodisch und inhaltlich „genuin geschichtswissenschaftliche“ Arbeiten. Zweitens hat der Rezensent nicht nur Vereins- und Privatarchive, sondern neben etlichen Stadt- und (Haupt-)Staatsarchiven vor allem Akten des Bundesarchivs Berlin (Berlin Document Center, BDC) ausgewertet, und zwar, um die umfangreiche – und für die Interpretation des Themas nicht unerhebliche – personelle NS-Vorgeschichte des späteren Behindertensports zu erforschen. Drittens ist die Methode der Zeitzeugenbefragung, die dem Rezensenten angekreidet wird, seit Jahrzehnten ein fester Bestandteil der historischen Forschung und zumindest als Quellenkorrektiv wissenschaftlich absolut anerkannt (Schlund wird in einer anderen Rezension im Gegenteil sogar explizit vorgeworfen, dass bei ihm „die Stimmen der Sportler selbst in den Hintergrund treten“⁴). Und viertens sind Auftragsarbeiten, die von Privatinstitutionen und Verbänden an ausgewiesene unabhängige Historiker vergeben werden, seit Jahrzehnten wissenschaftlich völlig anerkannt – man denke nur an die zahlreichen wichtigen Auftragsarbeiten zur NS-Vergangenheit privater und politischer Institutionen –; viele der Fachspezialisten haben wichtige gesellschaftspolitische und historische Aufklärungsarbeit geleistet, und ihre Studien sind eine ausgesprochene Bereicherung für die Forschung.

Warum Sebastian Schlund mit seinem harten Urteil überhaupt eine solche abwertende Abgrenzung vornimmt, statt seine Arbeit kollegial und auf wissenschaftliche Synergie hin auszurichten, sie innerhalb der Forschungsgeschichte des Themas zu positionieren und mit dem durchaus berechtigten Hinweis zu verorten, sie biete für die Forschung weiterführende und neue innovative Aspekte, ist nicht recht nachzuvollziehen. Derartige ungerechtfertigte Verbalinjurien sind im Gegenteil überhaupt nicht nötig, denn seine Kieler Dissertation

zum organisierten Behindertensport ist eine eigenständige, solide recherchierte und mit „genuin geschichtswissenschaftlichen“ Theorien unterfütterte Studie, die trotz des bereits beforschten Themas erhellende Sichtweisen in die Forschung einbringt. Deshalb hat der Autor 2017 dafür ja auch den Deutschen Studienpreis der Körber Stiftung (Richtung Geisteswissenschaften) für die „besten deutschen Nachwuchswissenschaftler aller Fachrichtungen“ erhalten; bestimmt zurecht, denn man kann davon ausgehen, dass die Qualifikation der Preisschriften von den Mitgliedern eines prominent besetzten und fachlich ausgewiesenen Kuratoriums sichergestellt wird.

Sebastian Schlund versucht mit dem bislang auf traditioneller Basis bearbeiteten Thema etwas Neues und etwas Anderes: Er verknüpft in seiner leicht fassbaren und gut lesbaren Studie zwei Theoriebezüge miteinander: Disability History und Sozialgeschichte; Disability History, indem er sich mit Zuordnungs- und Benennungsprozessen von „Behinderung“ befasst und mögliche (auch körperliche) Selbstbestimmungsprozesse sowie Binnenhierarchien in der (Sport-)Geschichte von Menschen mit Behinderungen untersucht; Sozialgeschichte (des Sports), indem er die „Wechselbeziehungen zwischen dem Teilbereich Sport und Feldern wie der Politik, der Wirtschaft oder dem Gesundheitssystem explizit integriert [und] spezifisch behindertensportliche Wandlungsprozesse mit gesamtgesellschaftlichen Veränderungen in Beziehung“ setzt (19 f.).

Im Rahmen dieser Maßgaben legt Sebastian Schlund seine Studie chronologisch an. Nach einer einführenden Betrachtung der spärlichen und sporadischen Vorläuferorganisationen und -initiativen des späteren Behindertensports zwischen 1914 und 1945, die dennoch für die Kontinuitäten, Praktiken und Ideologien des Kriegsversehrtenports nach 1945 von einiger Bedeutung waren, befasst sich der Autor dann intensiv mit den zeitlichen Abschnitten von 1945 bis 1969/1975 und 1976 bis 1990. In diesen Zeiträumen wandelt sich der zunächst als „Versehrtenport“ bezeichnete Behindertensport in erheblichem Maße, und zwar hinsichtlich seiner Finanzierung, seiner Bezüge und seiner Abhängigkeiten, seiner alters-, herkunfts- und geschlechtsspezifischen Klientel, seiner Inter- und Binnenaktion mit flankierenden, eigenen und außenstehenden Gruppen und Organisationen, seiner eigenen Hierarchien und Binnenideologien und den gesellschaftlichen Bewertungen sowie seiner wesentlichen Funktionen, zu denen – laut Schlund mehr oder weniger chronologisch – die Organisation (und Finanzierung) von therapeutischem Sport, Breiten- und Freizeitsport und später der (Hoch-)Leistungssport gehör(t)en.

Dabei erfüllte der organisierte Behindertensport nur eine eingeschränkte Integrationsleistung. Anfangs ging es lediglich um die Binnenvergesellschaftung innerhalb der Vereine und um eine Wiederherstellung der Erwerbsarbeitsfähigkeit von kriegsversehrten Männern und nicht um gesellschaftliche Integration insgesamt. Später wurde – von außen herangetragen – der Einbezug aller Menschen mit Behinderungen in den Sport sowie die (sportliche) Interaktion zwischen behinderten

und nichtbehinderten Menschen zu einem der Ziele des Verbandes; was nicht ohne innere Konflikte vonstattenging, da es auch im Behindertensport eine klare Binnenhierarchie nach Ursache und Art der Behinderung sowie nach Geschlecht gab. Das eigene zugeschriebene Selbstbild und das Fremdbild, das gesellschaftspolitische Wünsche an den Verband herantrug, unterschieden sich immens voneinander. Auch die Selbstbestimmung und die Selbstorganisation des Verbandes unterschieden und wandelten sich dabei je nach den sich verändernden Binnenhierarchien, personellen Zusammensetzungen, Funktionen und politischen und sozialen Abhängigkeiten bzw. Lobbygruppen enorm. Die Überwindung von „Behinderung“ konnte und kann aufgrund der zahlreichen Funktionswechsel des Verbandes, des Sports und der Motive nicht stattfinden, da es sich um einen „immerwährenden Prozess“ (376) handele.

Trotz der Schlüssigkeit der Studie seien einige inhaltliche Fragezeichen erlaubt: So sei die Hauptmotivation der frühen Versehrtenportler nach 1945 die körperliche Therapie beziehungsweise die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit gewesen – zumindest betonten das die Politik und wesentliche Funktionsträger. Aber in diesem Fall hätte der Anteil der Versehrtenportler an der Summe der Kriegsversehrten nach 1945 wesentlich höher sein müssen als fünf Prozent in der BRD und zwei Prozent in der DDR. Die wesentliche Motivation zum Versehrtenport bestand wohl eher darin, dass es in der Mehrzahl ehemalige Breiten- und Leistungssportler waren, die nach ihrer Verwundung auch weiter Sport praktizieren wollten (und sich deshalb auch organisatorisch dem Deutschen Sportbund angeschlossen haben). Erst im zweiten Schritt ging es um die Wiederherstellung der Arbeitskraft, und zwar als vorgebliches Argument, um staatlich finanziert zu werden. Ansonsten hätten die staatlichen Stellen den (Kriegs-)Versehrtenport auch gar nicht unterstützt. Diese leistungssportliche Haltung, die von etlichen Zeitzeugen – Sebastian Schlund hatte ja Zeitzeugen als Quelle ausgeklammert – ebenso deutlich betont wird, wie sie aus den Festschriften und den Wettkampfberichten der Verbandszeitschriften hervorgeht, änderte sich erst mit der Überalterung der Kriegsversehrten und der Aufnahme neuer Mitglieder in die Vereine, denen Freizeitsport wichtiger waren. Und interessanterweise ändert sich dieses Bild gerade wieder, wenn der mediale Tunnelblick auf die attraktiven technisierten und individuellen Hochleistungs(-behinderten-)sportler gerichtet ist und nicht auf den wenig spektakulären Breitensport in den Vereinen.

Ein anderer Punkt betrifft etliche von Sebastian Schlund bearbeitete Aspekte des Themas, die er im Wesentlichen aus den Quellen heraus belegt: numerische, soziale, altersbezogene und geschlechtsspezifische Mitgliederentwicklung und Zusammensetzung (99 f., 143 f.), sportliche Motivation (98 f.), Entwicklung der Vereine (103 f.), der Landesverbände (95 f.) und des Bundesverbandes (74 f.), sportliche Praxis (109, 116 f.), Öffnung des Bundesverbandes nach außen, deutsch-deutsche Sportbeziehungen (128 f.), Binnenhierarchien (143 f., 194 f.), Umbenennungsdebatten (217 f.), Einflüsse und Rolle der Kriegsopferverbände VdK und Reichsbund (74 f.)

und die (NS-)Vorgeschichte des Behindertensports (43 f.). Dies alles sind jedoch Subthemen – vorwiegend zur Entwicklung zwischen den 1920er und 1960er Jahren –, mit denen sich auch schon die Forschungsliteratur intensiv befasst hat⁵ und deren erneutes Aufgreifen zwar etliche erhellende Aspekte, aber in der Summe nicht immer nur unbedingt Neues bringt.

Sebastian Schlund analysiert in seiner Studie Interaktionen und Abhängigkeiten zwischen und innerhalb von Organisationen und Gruppen. Insofern wäre dies in der Tat eine – vom Autor auch so angekündigte – Sozialgeschichte. Ob dabei aber der Disability Studies-Standpunkt befriedigend auf allgemeingeschichtliche Sichtweisen übertragen werden kann, dies scheint der Autor allerdings selbst doch ein wenig zu relativieren – wenn der Rezensent es richtig verstanden hat: „Sehr wohl [bedeute der Einbezug der Disability History], Personengruppen bei der Allgemeingeschichtsschreibung stärker zu berücksichtigen, die sich vermeintlich an den Rändern der Gesellschaft bewegten. Dadurch würde sich nicht nur das Verständnis von deren subjektiver Geschichte schärfen, sondern auch der differenzierende Blick für gesamtgesellschaftliche Wandlungen. Verzögerungen, Rückschritte, unterschiedliche Geschwindigkeiten von Wandlungsprozessen müssten daher mitgedacht und für alle gesellschaftlichen Gruppen gleich gewichtet werden.“ (375) Schlund selbst relativiert letztendlich seine Interpretation der Geschichte des Behindertensports als „eine von mehreren möglichen Varianten“ (376).

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu z.B. *Christian Becker*: Marginalisierung der Sportgeschichte? Eine Disziplin zwischen Entakademisierung und wachsender öffentlicher Wertschätzung. In: *DeutschlandArchiv* 45 (2012), H. 2, S. 343–350.

² *Bernd Wedemeyer-Kolwe*: Vom „Versehrtenturnen“ zum Deutschen Behindertensportverband (DBS). Eine Geschichte des deutschen Behindertensports. Hildesheim 2011. S. auch *ders.*: „Verhinderte Gesunde“? Die Geschichte des niedersächsischen Behindertensports. Hannover 2010.

³ Vgl. die Rezension des Buches von Sebastian Schlund von *Anna Derksen* in <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2017-4-171> [19.12.2017].

⁴ Vgl. ebd.

⁵ Vgl. *Wedemeyer-Kolwe* 2010 (wie Anm. 2), S. 93 f., 103 f., 116 f., 130 f., 144 f., 164 f.; *Wedemeyer-Kolwe* 2011 (wie Anm. 2), S. 21–51, 72 f., 81 f., 118 f., 139 f., 156 f., 170 f.; vgl. auch dort 179–243 umfangreich, wenn auch einschränkend zur Geschichte des bislang nicht beforschten DDR-Behindertensports. S. dagegen Schlund: „Eine ursprünglich geplante, zwischen der BRD und der DDR vergleichende Studie musste verworfen werden, da zum Sport behinderter Menschen in der DDR zu wenige Quellen überliefert sind.“ (10)

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Lorenz Peiffer u. Henry Wahlig (Hgg.): „Unser Verein ist judenfrei!“ Ausgrenzung im deutschen Sport. Eine Quellensammlung. Berlin/Boston: de Gruyter Oldenbourg, 2017. LXXXIV, 223 S.

Der Jurist und Politikwissenschaftler Erich Fraenkel hatte das Doppelgesicht des nationalsozialistischen Staats als Normenstaat und Maßnahmenstaat beschrieben,¹ wobei sich der Unrechtsstaat häufig mit den Mitteln des Rechtsstaats tarnte. So auch im Sport. Zuletzt hatte der Nestor der Zeitgeschichte des Sports in Deutschland Hajo Bernett im Jahr 1978 eine grundlegende Studie über jüdischen Sport im nationalsozialistischen Deutschland veröffentlicht. Diese enthält einen umfangreichen Anhang mit thematisch relevanten Quellen.² In den folgenden Jahrzehnten hat sich in der Historiografie des Sports unter dem Hakenkreuz viel getan. Eine dem aktuellen Stand der Wissenschaft entsprechende Quellensammlung ist längst überfällig. *Lorenz Peiffer* und *Henry Wahlig* haben dieses Desiderat nunmehr befriedigt. Die Herausgeber erschließen das 215 Seiten zählende Korpus in einer 42 Seiten umfassenden Einleitung und kommentieren die Quellen in einem Apparat mit über 80 Anmerkungen. Die Quellen sind gegliedert nach Dokumenten staatlicher Institutionen, NS-Organisationen, der Turn- und Sportbewegung und der Presse. Querverweise stellen Bezüge zwischen den Quellen her. Ein Namens-, Orts- und Sachregister gibt weitere Orientierung. Dagegen ist das 34-seitige „Verzeichnis der Dokumente“ überflüssig.

Das programmatische Ziel, „das sehr unterschiedliche Verhalten verschiedener Institutionen im deutschen Sport im Umgang mit ihren jüdischen Mitgliedern nachzuzeichnen“ (XLIII), erreichen die Herausgeber weitgehend. Die Unterschiede waren enorm: So beschloss etwa der Deutsche Ruderverband, die Deutsche Turnerschaft (DT) oder der Verband Deutscher Faustkämpfer bereits im Frühjahr 1933 „Arierparagrafen“. Dagegen verfügte auf Druck der Reichssportführung der Deutsche Golfverband den Ausschluss der noch verbliebenen jüdischen Mitglieder zum 1. Januar 1937 (172 f.), der Deutsche Motorjachtverband erst im Herbst 1937 (173 f.). Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) erließ keine Direktiven, mit denen er sich seiner nicht „arischen“ Mitglieder entledigte. Er folgte der Linie der Reichssportführung, die Führungsebenen der Vereine und Verbände von „marxistischen“ und nicht „arischen“ Kräften zu bereinigen, für die Mitgliedschaft und die sportliche Aktivität aber keine Regeln aufzustellen. Wie die Forschungen Berno Bahros ergaben, strichen zahlreiche Fußballvereine, die einen „Arierparagrafen“ in ihre Satzungen aufgenommen hatten, diesen im Jahr 1935 (194, Anm. 32), nachdem auch die in diesem Jahr herausgegebene „Einheitssatzung“ des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen keine Bestimmungen zur „Arierfrage“ vorgesehen hatte.

Die großen Unterschiede im Verhalten der Sportorganisationen resultieren aus Freiräumen, die aus rein taktischen, sportaußenpolitischen Motiven bestehen blieben. Denn der NS-Staat setzte alles daran, einen Boykott der Olympischen Spiele 1936 zu verhindern (199–201). Deshalb verfolgte der Reichssportführer zunächst eine mo-

derate Linie, warnte „mehrfach vor einem allzu über- eilten Vorgehen beim Ausschluss jüdischer Mitglieder“ und rief „sogar öffentlich zur Mäßigung auf“ (LXV). Ansonsten wurde es in das Belieben der Spitzenverbände des Sports und der Vereine gestellt, die „Arierfrage“ zu regeln (21–23, 29, 171). Diese Freiräume wurden unterschiedlich genutzt. Da der Deutsche Fußball-Bund bis zu seiner Auflösung im Jahr 1940 keine Direktiven erließ, divergierten im Fußball die Entscheidungen der einzelnen Clubs stärker als in anderen Sportarten. Im Sport wurde ein „Arierparagraf“ erst 1940 reichsrechtlich verbindlich gemacht, indem er in die Einheitssatzung des Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen aufgenommen wurde (33).

Angesichts des sich im Frühjahr 1933 verschärfenden öffentlichen Rassenantisemitismus nahmen zahlreiche Sportverbände und -vereine die sich ihnen bietenden Freiheiten jedoch mehr als Last denn als Chance wahr und suchten nach normativer Orientierung. In Ermangelung verbindlicher Vorgaben seitens der Reichsportführung und des Innenministeriums übertrugen sie in zahlreichen Fällen die Bestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ auf die Regelung der „Arierfrage“. Durch das Reichsgesetz wurden Beamte mit wenigstens einem nicht „arischen“ Großelternanteil in den Ruhestand versetzt; ein „Frontkämpferprivileg“ sah Ausnahmen von der Regel vor. Erst am 14. November 1935 schuf das Reichsbürgergesetz, ein Teil der Nürnberger Rassengesetze, eine rechtlich verbindliche Basis, die für die Regelung der „Arierfrage“ auch im Sport rezipiert wurde. Dies hatte die merkwürdige Konsequenz, dass die scharfen anti-jüdischen Satzungsbestimmungen, wie sie etwa von der DT 1933 oder dem FC Bayern München 1935 eingeführt worden waren, nach Maßgabe der NS-Rassengesetze grundsätzlich für nichtig erklärt und außer Kraft gesetzt werden mussten (170 f.). Mit Recht hatte Hajo Bernett am Beispiel der DT erläutert, dass die rigorose „Arisierungspolitik“ nicht „arische“ Turner und Sportler „schlechter behandelt hat als der nationalsozialistische Staat seine erklärten Widersacher und fiktiven Erzfeinde“.³

Viel Raum nehmen in der Quellensammlung die Bestimmungen über die Regelung der Besuchszeiten nicht „arischer“ Bürger in Badeanstalten ein (9–11, 37–43, 54–82). Die Vorschriften zielten zunächst auf die Separierung jüdischer Bürger von der „NS-Volksgemeinschaft“, letztlich aber auf ihren kompletten Ausschluss. Ihrem Vorsatz, „bis heute vertretene Pauschalauffassungen, welche die gesamte deutsche Sportwelt je nach Perspektive kollektiv be- oder entlasteten, zu entkräften und eine differenziertere Betrachtungsweise zu eröffnen“ (XLIII), werden Peiffer und Wahlig weitgehend gerecht. So edieren sie neben zahlreichen Zeugnissen eines beschämenden Opportunismus nicht wenige Quellen, aus denen sich zweifelsfrei ergibt, dass es Sportvereine, Sportfunktionäre und private Sportdienstleister gab, auf die durch NSDAP-Ortsgruppen und -Kreisleitungen, Stadtverwaltungen oder Bürgermeister teils nicht unerheblicher Druck ausgeübt werden musste (21, 31, 36 f., 49 f., 51, 56, 76, 106, 114–116,

173 f., 184 f.), um sie zu einem Ausschluss von „Nichtariern“ zu bewegen. Auch Presseorgane beteiligten sich aktiv an der Hetze gegen Sportvereine mit jüdischen Mitgliedern und zwangen jene, diese aus ihren Reihen auszuschließen (204–213).

Ein Mangel der Quellensammlung ist gleichwohl darin zu erkennen, dass sie den Einfluss des antisemitischen österreichischen Deutschen Turnerbundes (DTB) ignoriert, der mit dafür ursächlich war, dass die DT im Frühjahr 1933 von „ihrer traditionellen Liberalität zu ideologischer Radikalität“⁴ überging. Bei Hajo Bernett lässt sich das en détail und quellengesättigt nachvollziehen,⁵ der darüber hinaus nachgewiesen hat, dass der „Arierparagraf“ zur Bedingung für die Vereinigung des DTB mit der DT gemacht wurde. Dagegen erwecken Peiffer und Wahlig den Eindruck, als hätten vor allem „Untergliederungen der DT“ (LV) den Dachverband dazu gedrängt. Allein diese schwer verständliche Lücke macht deutlich, dass Bernetts Werk von 1978 für das Studium der Thematik nach wie vor vergleichend hinzuzuziehen ist.

Auch der anklagende Ton, in dem die Herausgeber kritisieren, die Sportverbände hätten sich viel zu spät „zu ihrer eigenen historischen Verantwortung“ (L) bekannt und ihre Archive geöffnet, bedarf insofern einer Korrektur, als sich nicht nur die Sportverbände, sondern auch die Allgemeingeschichte generell relativ spät für die Geschichte des Sports zu interessieren begannen. Wissenschaftshistorisch gesehen nimmt speziell die NS-Zeit insofern keine Ausnahmestellung ein, die sich für eine Skandalisierung eignete. Als etwa der DFB bereits in den späten 1990er Jahren begann, sich seiner eigenen Geschichte zuzuwenden und seit der Jahrtausendwende zahlreiche Fußballvereine seinem Beispiel folgten, stand das „Dritte Reich“ sogleich ganz oben auf der Agenda. Deshalb war es im Millenniumjahr der DFB, der aus eigener Initiative am Beispiel des jüdischen Nationalspielers Julius Hirsch erstmals eine breite Öffentlichkeit mit dem Schicksal jüdischer Fußballspieler im „Dritten Reich“ medienwirksam konfrontierte⁶ und in eben diesem Jahr 2000 durch Vermittlung des deutschen Historikerverbandes ein Forschungsprojekt über die Verbandsgeschichte im „Dritten Reich“ in Auftrag gab, das von dem NS-Historiker Klaus Hildebrand betreut wurde und Maßstäbe zu setzen verstand.⁷

Ebenso rezipieren die Herausgeber zu anderen Einzelthemen nicht den aktuellen Stand der Forschung. Denn keineswegs verzichtete Eintracht Frankfurt „zunächst auf die Einführung radikaler judenfeindlicher Bestimmungen“ (LXII): In diesem Mehrspartenverein übernahmen die einzelnen Abteilungen durchaus die judenfeindlichen Reglements der jeweiligen Dachverbände. Infolgedessen waren in der Eintracht jüdische Boxer, nicht aber jüdische Fußballspieler im Frühjahr 1933 vom Ausschluss betroffen. Die letzten jüdischen Mitglieder mussten die Eintracht nicht 1937 (LXXII, Anm. 104), sondern 1938 verlassen, was ebenfalls seit langem bekannt ist.⁸ Und wenn Adolf Hitler sich tatsächlich „bereits im Jahr 1923“ (LXVI) mit der Idee Olympischer Spiele auf deutschem Boden beschäftigt hätte, wäre das eine ebenso neue wie sensationelle Erkenntnis, für die allerdings historische Quellen beige-

bracht werden müssten, um ihr Glauben schenken zu können.

Unbefriedigend ist ferner die inkonsequente Erschließung und Kommentierung der Quellen. Zwar werden Kurzbiografien von Persönlichkeiten wie Carl Diem, Karl Ritter von Halt oder Felix Linnemann angeführt, dabei hätten weniger bekannte Sportfunktionäre mindestens ebenso viel Aufmerksamkeit verdient. Jedenfalls sollten die Beauftragten des Reichssportführers Georg Schneider (24 f., 32) und Willi Förg – nicht „Joerg“ (70) – den Herausgebern, Spezialisten der Sportgeschichte des Nationalsozialismus, ebenso bekannt sein wie der für die „Gleichschaltung“ des Sports in Bayern nicht unwichtige Staatsminister Wagner, der nicht auf den Vornamen „Willy“ (203, 218), sondern Adolf hörte. Nicht zuletzt erweckt der Untertitel des hier besprochenen Werks einen ausgesprochen schiefen Eindruck. Denn die Quellensammlung handelt nicht von Ausgrenzung „im deutschen Sport“, sondern im Nationalsozialismus.⁹ Und da Peiffer bereits zahlreiche Publikationen mit „Unser Verein ist judenfrei!“ überschrieben hat, wäre für die hier besprochene Quellensammlung ein anderer Titel sinnvoll gewesen. Ärgerlich ist nicht zuletzt der horrend hohe Preis von 89,95 Euro; eine Veröffentlichung im Internet wäre gewiss sinnvoller gewesen.

Dieser Mängel ungeachtet bietet der Band ein wertvolles Kompendium von Quellen zur Sportgeschichte des Nationalsozialismus, zur fortschreitenden, „gesetzlich“ geregelten und sich nach den Olympischen Sommerspielen radikalierenden Entrechtung jüdischer Sportler, die in die Vernichtung des europäischen Judentums mündete.

Anmerkungen

¹ *Ernst Fraenkel*: The Dual State. A Contribution to the Theory of Dictatorship. New York u.a. 1941. In deutscher Übersetzung: Der Doppelstaat. Recht und Justiz im „Dritten Reich“. Frankfurt am Main u.a. 1974, 2. Aufl. Hamburg 2001.

² *Hajo Bernett*: Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938. Schorndorf 1978, S. 122–172.

³ Ebd. S. 35.

⁴ Ebd. S. 24.

⁵ Ebd. S. 25. Vgl. *Hartmut Becker*: Die „Arisierung“ der Deutschen Turnerschaft im Jahre 1933. In: Stadion 2 (1976), Nr. 1, S. 121–139; *Michael Krüger*: Zum Problem des Antisemitismus in der deutschen Turnbewegung. Wie kam es 1933 zum „Arierparagraphen“ in der Deutschen Turnerschaft? In: Irene Pill (Red.): „Vergessen die vielen Medaillen, vergessen die Kameradschaft“. Juden und Sport im deutschen Südwesten (Laupheimer Gespräche 2006). Heidelberg 2010, S. 85–105.

⁶ In einer kulturhistorischen Ausstellung, die dem Thema eine separate Abteilung und einen eigenen Beitrag im Ausstellungskatalog widmete: *Uwe Wick*: Julius Hirsch. In: Franz-Josef Brüggemeier, Ulrich Borsdorf u. Jürg Steiner (Hgg.): Der Ball ist rund. Katalog zur Fußballe Ausstellung im Gasometer Oberhausen im CentrO anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Deutschen Fußball-Bundes. Essen 2000, S. 190–197.

⁷ Die Ergebnisse sind veröffentlicht in *Nils Havemann*: Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz. Frankfurt am Main/New York 2005.

⁸ Dazu im Einzelnen *Matthias Thoma*: „Wir waren die Juddebube“. Eintracht Frankfurt in der NS-Zeit. Göttingen 2007.

⁹ Ebenso unglücklich ist der Untertitel der von Peiffer betreuten Doktorarbeit Wahligs: „Die Geschichte der jüdischen Sportbewegung im nationalsozialistischen Deutschland“. Denn mit Makkabi und Schild gab es im „Dritten Reich“ zwei jüdische Sportbewegungen, deren Beziehung trotz der gemeinsam erlittenen Verfolgung von ideologisch begründetem, permanentem Streit gekennzeichnet war.

Markwart Herzog, Irsee

Markwart Herzog (Hg.): Die „Gleichschaltung“ des Fußballsports im nationalsozialistischen Deutschland. Stuttgart: Kohlhammer, 2016. 468 S. m. Abb. (Irseer Dialoge. Kultur und Wissenschaft interdisziplinär, Bd. 20).

Die Gleichschaltung des politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens in der Folge der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 hatte auch auf den Fußballsport in Deutschland weitreichende Auswirkungen. Erstmals widmet sich nun eine monographische Publikation diesem einschneidenden Kapitel deutscher Fußballgeschichte. Die mittlerweile 20. Ausgabe der Irseer Dialoge, welche Herausgeber und Mitautor *Markwart Herzog* unlängst vorlegte, fasst die 17 Vorträge einer Tagung der Schwabenakademie Irsee vom Februar 2013 in einem rund 450 Seiten starken Band zusammen und zeichnet damit erstmals ein umfassendes Bild eines Prozesses, der sich in der heterogenen, pluralistischen Verbands- und Vereinslandschaft im deutschen Fußballsport der Weimarer Jahre höchst unterschiedlich niederschlug.

In insgesamt fünf Sektionen beschäftigen sich die Autoren mit der Gleichschaltung im bürgerlichen Fußball, ebenso aber auch mit der Gleichschaltung des Arbeitersports, des Betriebssports und der konfessionellen Vereine. Untersucht werden auch die Auswirkungen der deutschen Expansionspolitik auf den Fußball in den ab 1938 besetzten Gebieten, während ein abschließender Ausblick die Parallelen und Unterschiede zwischen der Gleichschaltung des Fußballsports im Dritten Reich und dem Umgang mit dem Fußball im Staatssozialismus der DDR zum Gegenstand hat.

Den weitaus breitesten Raum in dieser äußerst ambitionierten Darstellung zur Gleichschaltung des Fußballsports nehmen jedoch die Umwälzungen im bürgerlichen Fußball ein – eine nur logische Gewichtung, stellte doch der Deutsche Fußballbund (DFB) nicht nur den ältesten, sondern auch mit weitem Abstand den mitgliederstärksten Dachverband der in den Weimarer Jahren aktiven Fußballer dar. Bereits in seinem einleitenden Beitrag wartet *Markwart Herzog* mit einer überraschenden Erkenntnis auf, die zugleich belegt, wie überragend der vorgelegte Tagungsband war. Denn in der Tat

strebten die nationalsozialistischen Machthaber zwar eine radikale Umgestaltung des deutschen Sports an, gleichwohl wurde die vollständige Umsetzung dieses Vorhabens auf die Zeit nach dem „Endsieg“ verschoben, folglich, auch aufgrund eines andauernden Kompetenzgerangels innerhalb der Sportverwaltung, der Partei und des Staates, nie zu einem wirklichen Abschluss gebracht. Als ein „gescheitertes Projekt“ bezeichnet Herzog daher auch die Gleichschaltung des Fußballsports, zumal zumindest die bürgerlichen Vereine als unterste Organisationsebene des Fußballs auch nach 1933 strukturell unangetastet blieben.

Herzogs These einer nur unvollständig umgesetzten Gleichschaltung bestätigt auch der Beitrag *Nils Havemanns* zur „Zweiten Gleichschaltung“ des Fußballs im Nationalsozialismus. Zwar wurden, wie Havemann ausführt, noch 1933 alle bürgerlichen Vereine auf das so genannte Führerprinzip umgestellt (das Demokratieprinzip der Vereine mithin ausgehebelt), auch wurden zeitnah zur Machtergreifung die meisten Juden aus ihren Vereinen ausgeschlossen, doch blieben andere Begleiterscheinungen des Fußballs, die den neuen Machthabern notgedrungen ein Dorn im Auge sein mussten, unangetastet. So blühte, wenn auch oft versteckt, das seit den 1920er Jahren zwar nicht legalisierte, wohl aber geduldete Profitum auch unter den Nationalsozialisten zunächst weiter auf. Der Grund für diese nur halbherzig vollzogene „erste Gleichschaltung“, wie Havemann sie nennt, ist in den Olympischen Spielen von 1936 zu sehen, die 1933 bereits ihre Schatten vorauswarfen – zu radikale Veränderungen im deutschen Sport erschienen den Nationalsozialisten angesichts eines möglicherweise drohenden Boykotts und des damit einhergehenden Imageschadens für das Regime als zu riskant. Erst nach 1936 vollzog sich schrittweise eine „zweite Gleichschaltung“, in deren Zuge die bis dahin noch amtierenden Entscheidungsträger des DFB nach und nach durch regimekonforme Funktionäre ersetzt wurden. Dennoch wurde der DFB erst im April 1940 formal aufgelöst und dem 1938 gegründeten Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen (NSRL) angegliedert.

Dieser sich erstaunlich lange hinziehende Prozess der Gleichschaltung im bürgerlichen Fußball wird in einer Reihe vertiefender Beiträge am Beispiel einzelner Vereine, Städte und Regionen weiter veranschaulicht. *Anton Löffelmeier*, der bereits 2009 eine grundlegende Studie zur Geschichte des TSV 1860 München im Nationalsozialismus publizierte,¹ geht in seinem Beitrag der Gleichschaltung des Münchner Fußballsports in den Jahren von 1933 bis 1936 auf den Grund – mit teilweise überraschenden, oder, wie Löffelmeier selbst schreibt, „ungewöhnlichen, auch bizarren Konstellationen“. Zugleich spannt Löffelmeier mit seinen Ausführungen zum Ende des Münchner Arbeiterfußballs einen Bogen zum zweiten großen Themenkomplex des Tagungsbandes, der sich mit der Gleichschaltung des Arbeiterfußballs, des Betriebssports und der konfessionellen Vereine beschäftigt. Denn neben dem DFB als größtem Fußballverband existierten in der Weimarer Republik noch etliche Parallelverbände, die eigene Organisationsstrukturen geschaffen, eigene Ligen ins Le-

ben gerufen, Meisterschaften ausgetragen und teilweise sogar eigene Nationalmannschaften aufgestellt hatten. Unter diesen vom DFB unabhängigen Verbänden wiederum war der Arbeiter-Turn- und Sportbund (ATSB) der größte und sportlich bedeutendste und sah sich aufgrund seiner engen Anbindung an die Sozialdemokratie mit weitaus drastischeren Eingriffen durch den NS-Staat als die bürgerlichen Vereine konfrontiert.

Wie Löffelmeier nachweist, bestanden jedoch trotz aller Repressionen nicht wenige der noch 1933 verbotenen Arbeitervereine zumindest mittelbar fort, indem sich ihre Mitglieder in großer Zahl anderen, bürgerlichen Vereinen anschlossen oder aber neue Vereine aus der Taufe hoben, die vom Regime geduldet oder sogar protegiert wurden – als Beispiel führt Löffelmeier den SC Gern an, der faktisch die Nachfolge der aufgelösten Freien Turnerschaft Gern antrat.

Ähnliche Entwicklungen lassen sich überall in Deutschland feststellen, wie *Jürgen Mittag* und *Diana Wendland* in ihrer Studie über Arbeiter und Sport im Spannungsfeld von Solidar-, Betriebs- und „Volksgemeinschaft“ belegen. Mittag und Wendland schildern, dass der ATSB zwar bereits im Verlauf des Jahres 1933 faktisch zerschlagen wurde – die rund 18 000 unter seinem Dach organisierten Vereine nahmen jedoch im nationalsozialistischen Regime eine höchst unterschiedliche Entwicklung. Zahlreiche ATSB-Vereine wurden aufgrund ihrer Nähe zur Sozialdemokratie noch 1933 aufgelöst und verboten. Andere Vereine aber passten sich den neuen Gegebenheiten an und entgingen so einer erzwungenen Auflösung. Bewusst unterscheiden daher Mittag und Wendland auch zwischen der Zerschlagung und der Gleichschaltung des Arbeitersports.

Der Gleichschaltung des Fußballs entgingen selbstredend auch die Verbände und Vereine in jenen Gebieten nicht, die seit 1938 durch Deutschland besetzt und annektiert wurden. Dort freilich sah sich das Regime mit einer gänzlich anderen Fußballkultur als in Deutschland konfrontiert. In Österreich oder der Tschechoslowakei war der Fußball bereits in den 1920er Jahren auch offiziell professionalisiert und das vom DFB geächtete „Berufsspielertum“ eingeführt worden. Vereine aus Wien und Prag, aber auch deutsche Vereine aus den böhmischen Ländern waren allein schon aus diesem Grund in besonderem Ausmaß von der Gleichschaltung in den späten 1930er Jahren betroffen. Im so genannten Protektorat wurden nach der deutschen Besetzung ebenso wie in Elsass-Lothringen und in Teilen des besetzten Polen sämtliche Vereine aufgelöst und in Nationalsozialistischen Turngemeinschaften (NSTG) zusammengefasst, das Profitum verboten. Die Folgen vor allem für den sudetendeutschen Fußball waren verheerend. Vormalige europäische Spitzenmannschaften wie der Tepitzer FK 03 oder der Deutsche Fußballclub Prag verschwanden dauerhaft von der Bildfläche. Der von der NS-Propaganda vorhergesagte Aufschwung des sudetendeutschen Fußballs blieb jedoch aus, stattdessen versank die Region in der sportlichen Bedeutungslosigkeit – nachzulesen in *Stefan Zwickers* Untersuchung zur Gleichschaltung und zum Niedergang des deutsch-böhmischen Fußballs unter dem NS-Regime.

Schließlich und endlich belegt ein aufschlussreicher Ausblick in den staatssozialistischen Sport die deutlichen Parallelen zwischen den Organisationsstrukturen des Sports im Dritten Reich und der DDR. So schildert *René Wiese* die Teilung des Berliner Fußballs in den Jahren von 1945 bis 1950 im Spannungsfeld zwischen bürgerlichem Vereinsprinzip und kommunistischem Kommunal-sport. Binnen weniger Jahre nach Kriegsende wurde durch die schrittweise (auch sportliche) Zweiteilung der Stadt der Berliner Fußball auf lange Sicht marginalisiert. Hatten Vereine wie Hertha BSC oder Tennis Borussia Berlin bis dahin deutschlandweit eine herausragende Rolle gespielt, brachte die Einführung kommunaler Sportgruppen (SG) auf Bezirksebene zumindest vorläufig das Ende der bürgerlichen Fußballvereine in der Viersektorenstadt mit sich. Zwar wurde noch ab Anfang 1946 eine grenzüberschreitende gemeinsame Stadtmeisterschaft ausgespielt, die zunehmenden Konflikte im sich abzeichnenden Kalten Krieg ließen aber auch den Fußballsport auf Dauer nicht unberührt. Spätestens mit der Gründung jeweils eigener Sportverbände in Ost und West manifestierte sich im Herbst des Jahres 1949 die deutsche Teilung auch im Fußballsport und hier vor allem in Berlin. Die letzte gemeinsame Stadtmeisterschaft wurde in der Saison 1949/50 ausgetragen, in der Folge gingen die Fußballer in der Hauptstadt getrennte Wege. Doch weder die wiedergegründeten bürgerlichen Vereine im Westen noch die vom DDR-Regime neu formierten Polizei- und Armeemannschaften vermochten es, an die sportlichen Erfolge der Vorkriegszeit anzuknüpfen – die Folge der staatlichen Einflussnahme war (wie etwa schon für den deutsch-böhmischen Fußball unter dem Nationalsozialismus) ein langfristiger Bedeutungsverlust.

Die 17 Beiträge des Tagungsbandes schließen bei weitem nicht alle Lücken in der Forschung zur Gleichschaltung des Fußballs im Nationalsozialismus. Dies kann ein einzelner Tagungsband aber auch kaum leisten. Sehr wohl aber zeichnen die Autoren ein äußerst differenziertes Bild eines Prozesses, der in der Vergangenheit nur allzu oft reichlich einschichtig (und somit unzureichend oder gar sachlich falsch) dargestellt wurde. Für die Erforschung des Sports (nicht nur des Fußballsports) im Dritten Reich liefert daher das Buch äußerst wertvolle wie auch neue Erkenntnisse.

Anmerkung

¹ *Anton Löffelmeier*: Die „Löwen“ unterm Hakenkreuz. Der TSV München von 1860 im Nationalsozialismus. Göttingen 2009.

Robert Schäfer, Hirschaid

Dietrich Schulze-Marmeling: Die Bayern-Chronik. Zwei Bände im Schuber. Göttingen: Die Werkstatt, 2017. Bd. 1: 1900 bis 1979. 464 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig; Bd. 2: 1979 bis heute. 496 S. m. zahlr. Abb., überwiegend farbig.

Seien wir doch ehrlich: Wer von denen, die sich seit ihrer Jugend nicht nur für Fußball begeistern, sondern sich seit längerem auch intensiv mit der Geschichte der „Fußlümmelei“ beziehungsweise dem Fußball als Kulturphänomen beschäftigen, erinnert sich noch Jahrzehnte später daran, mit welcher Aufstellung ihr Verein bei ihrem ersten Stadionbesuch spielte und wann das entscheidende Tor fiel? Umso erfreulicher, wenn man, so wie ich, dies nun ohne großen Aufwand schwarz auf weiß nachlesen kann: „14. 8. 1965 1. SP 1860 München – FC Bayern 1:0 (1:0) / Maier – Olk, Beckenbauer, Danzberg, Drescher, Kunstwadl, G. Müller, Nafziger, Koulmann, Brenninger, Ohlhauser / Tor Konietzka (1.) / ZS 44000“. Und plötzlich wird einem klar: Dies war das erste Spiel des FC Bayern nach dem Aufstieg in die Bundesliga – und das auch noch gegen den großen Lokalrivalen 1860, der bereits in der 1. Minute eindrucksvoll zeigte, wer damals in München fußballerisch die Nummer Eins war. Nachzulesen ist das Ganze übrigens auf Seite 437 des ersten Bandes der im Oktober 2017 erschienenen zweibändigen „Bayern-Chronik“, die in ihrem ausführlichen Anhang nicht nur zahlreiche Mannschaftsfotos und Kurzporträts fast aller Spieler, Trainer und Funktionäre enthält, sondern auch zu jeder seit 1900 gespielten Saison umfangreiches statistisches Material liefert. Wer also – aus welchen Gründen auch immer – eins zu eins wissen möchte, wann der FC Bayern mit welcher Mannschaft gegen wen wie spielte, welche Präsidenten den Verein zu welcher Zeit führten und welche Trainer wann das Sagen hatten, wer die meisten Spiele im Verein oder in der deutschen Nationalmannschaft absolvierte, der wird hier bestens bedient. Aber auch diejenigen Fußballbegeisterten, Sporthistoriker und Kulturwissenschaftler, die vorrangig nicht ihrer Erinnerung auf der Spur sind oder auch nicht detailverliebt wissen wollen, dass der Hamburger SV am 1. Juni 1976 erst in der 90. Minute im Münchner Olympiastadion das Siegtor im Pokalhalbfinale schoss und somit die Bayern aus dem Wettbewerb warf, können hier Neues, Spannendes, Interessantes und Unerwartetes erfahren.

Verfasst wurde das sieben Kilogramm schwere, 960 großformatige Seiten umfassende und mit rund 2500 Bildern ausgestattete Werk von dem renommierten Fußballhistoriker *Dietrich Schulze-Marmeling*, der seit 1997 über den FC Bayern schreibt und dessen mehrmals aufgelegtes Buch „Der FC Bayern und seine Juden“ von der Deutschen Akademie für Fußballkultur zum Fußballbuch des Jahres 2011 gewählt wurde. Mit kleineren, exkursartigen Beiträgen unterstützten ihn dabei mitunter so ausgewiesene Fachleute wie *Elisabeth Angermair* und *Anton Löffelmeier* vom Münchner Stadtarchiv, *Andreas Wittner* von der „FC Bayern Erlebniswelt“, *Armin Radtke* vom „Bayern-Magazin“ oder *Florian Kohnke*, der schon seit vielen Jahren intensiv über den FC Bayern forscht.

Ganz selbstverständlich setzt die Darstellung mit einer Abbildung der Gründungsurkunde und mit dem im Wortlaut wiedergegebenen Protokoll der Vereinsgründung vom 27. Februar 1900 im Münchner Weinhaus Gisela ein, schreitet dann chronologisch Jahr für Jahr voran, um schließlich am 17. Mai 2017, dem letzten Spieltag der Saison 2016/17 zu enden. Diese lineare Erzählung wird allerdings durch vielfache Einschübe unterbrochen, die ganz unterschiedliche Themen behandeln und somit viel Platz für Informationen bieten, die das Narrativ ergänzen, erläutern, vertiefen oder in einen größeren Zusammenhang stellen. So finden sich hier beispielsweise zahlreiche umfassendere Porträts von Vorsitzenden, Trainern und Spielern, die den Verein besonders prägten, sowie kleinere, selbständige Abhandlungen zu Themen wie „Die Familie Landauer – Aufstieg aus den Judenhäusern“, „Die Neuordnung des deutschen Sports nach 1933 und die Einführung der Gauliga“, „Bundesliga ohne den FC Bayern“, „Lokalrivalen FC Bayern und TSV 1860: Rote und Blaue“, „Bayern gegen Werder, Hoeneß gegen Lemke“, „19. Mai 2012 – „Drama dahoam“ oder „Der Triumph von Rio – Weltmeister mit sieben Bayern“, aber auch Abbildungen sämtlicher Vereinslogos seit 1900 und sämtlicher Vereinstrikots seit 1961, der wildesten Spieler-Tattoos oder von Autogrammkarten aus den Jahren von 1980 bis heute. Dank dieser Montagetechnik und inhaltlichen Ausweitung kann man das Werk somit auch wie ein Handbuch benutzen – muss es also nicht Seite für Seite von vorne bis hinten lesen, sondern kann sich auch ganz gezielt einer bestimmten Zeit, einer Person oder einem speziellen Thema widmen, um darüber Näheres zu erfahren. Natürlich liegt der Schwerpunkt des Buches auf der sportlichen Geschichte des FC Bayern – also, kurz gesagt, darauf, wann und von wem der Verein gegründet wurde, wo er anfangs beheimatet war und von wem er damals unterstützt wurde, wie er nach dem Ersten Weltkrieg zur nationalen Spitze aufstieg, erstmals Deutscher Meister wurde und seine ersten internationalen Schritte tat, wie die sogenannte „Goldene Generation“ um Sepp Maier, Franz Beckenbauer und Gerd Müller den Verein in den 1970er Jahren groß machte und wie er danach ins Mittelmaß zu versinken drohte, bevor Uli Hoeneß als blutjunger Fußballmanager kam und den Verein zu dem machte, was er heute ist. Das alles wird, wie gesagt, detailliert beschrieben, mit Statistiken untermauert und mit zahlreichen Bildern illustriert, von denen viele hier erstmals publiziert werden. Und diese Erzählung wird, wie ebenfalls schon erwähnt, regelmäßig durchbrochen von Biografien, Berichten von „historischen“ Spielen, Analysen der im Laufe der Jahre immer wieder wechselnden Spielphilosophien und Spielsysteme sowie diversen Sonderthemen, die primär nicht mehr in der Welt des Fußballs angesiedelt sind, sondern weit darüber hinausgehen, ja sogar die gesellschaftliche Wirklichkeit in all ihren Schattierungen widerspiegeln. Erinnert sei hier nur daran, dass sich Dietrich Schulze-Marmeling als erster intensiv mit der Geschichte der Juden im Verein beschäftigte, die Jahrzehnte lang komplett verschüttet war, inzwischen jedoch sowohl bei den Klubverantwortlichen als auch bei den Fans auf großes Interesse

stößt – und somit auch in diesem Buch entsprechend ausführlich gewürdigt wird.

Kaum erwähnt, nämlich nur auf zwei Seiten ganz am Schluss, ist hingegen der Frauenfußball beim FC Bayern, obwohl die Frauenfußballabteilung bereits seit 1970 besteht, viele Spielerinnen der Bayern in die Nationalmannschaft berufen wurden und dort große Erfolge feierten und die Frauenmannschaft des FC Bayern schon mehrfach Deutscher Meister und Pokalsieger wurde. Schade – hier wäre mehr drin gewesen.

Wolfgang Pledl, München

Wibke Backhaus: Bergkameraden. Soziale Nahbeziehungen im alpinistischen Diskurs (1860–2010). Frankfurt am Main/New York: Campus, 2016. 333 S. m. 8 Abb. (Geschichte und Geschlechter, Bd. 67).

Der Topos der „Bergkameradschaft“ gehört zu den am weitesten verbreiteten, aber auch abgegriffensten Klischees, obwohl alle, die sich in Praxis oder Theorie mit dem Bergsteigen beschäftigen haben, wissen, wie fragwürdig diese Kameradschaft sein kann, und obwohl das mit ihr eng verbundene Bild der „Seilschaft“ auch in einer breiteren Öffentlichkeit meist eher zwiespältige Gefühle weckt. Da muss es sehr willkommen sein, wenn diese vielbeschworene Bergfreundschaft einmal einer seriösen wissenschaftlichen Analyse unterzogen wird.

Diesem Desiderat kommt *Wibke Backhaus* in ihrer methodologisch und theoretisch sehr anspruchsvollen Freiburger Dissertation nach, deren Ziel es ist, „über die Analyse der Verhandlungen sozialer Nahbeziehungen in alpiner Literatur Konstruktionsprozesse von Geschlecht und Geschlechterhierarchien in ihrer Interdependenz diskursanalytisch nachzuvollziehen“ (53). Sie will den Wandel „alpinistischer Gemeinschaftsentwürfe“ (15) und der „Konzeptionen von Freundschaft am Berg“ (16) aufzeigen und bei ihrer Analyse die Gender-Problematik, d. h. die „Frage nach der Vergeschlechtlichung der alpinen Freundschaftserzählung“ (10), ins Zentrum stellen und die traditionelle Auffassung der männlichen Konnotation des Bergsteigens überprüfen.

Die sehr ausführliche Einleitung legt Forschungsstand und Arbeitsziel dar und geht auf Themen wie „Alpinismus und Moderne“, „Krisen der Männlichkeit“, „Freundschaft und Geschlecht“ ein, wobei eine souveräne Beherrschung der einschlägigen Literatur und der theoretischen Debatten unter Beweis gestellt und der weitere Rahmen skizziert wird, in dem sich die vorgelegte Arbeit bewegt. Es folgen Überlegungen zu Problemen der Diskursanalyse und die Darlegung des für die Analyse ausgewählten Materials. Dieses besteht aus 83 deutschsprachigen „Bergbüchern“, das heißt Tourenberichten und Autobiographien bekannter Bergsteiger, meist populäre Klassiker des Genres, einschließlich deutscher Übersetzungen fremdsprachiger Publikationen. Diese Beschränkung auf Deutschsprachiges und auch die zeitliche Eingrenzung unter Auslassung der

vorausgehenden Jahrhunderte der Geschichte des Alpinismus hätten möglicherweise etwas stärker problematisiert werden können. Zumal der Einbezug von Publikationen etwa britischen Ursprungs erscheint angesichts des Unterschiedes der sozialen und gesellschaftlichen Hintergründe diskussionswürdig. Gewisse Probleme hat der Rezensent mit der gendergerechten Terminologie, über die auch die Autorin selbst gestolpert ist. Der Mut, im Titel von „Bergkamerad/innen“ zu sprechen, hat wohl gefehlt (15, Anm. 3). Wenn man „Tourist/innen und Wissenschaftler“ (23) liest, fragt man sich schon, ob es sich um einen Druckfehler oder eine bewusst durchdachte Entscheidung handelt; und was ist von „Jüd/innen“ (127) zu halten?

Der etwas strapaziösen Einleitung folgt der wesentlich lesbarere und konkretere Hauptteil, der auch für ein breiteres Publikum, das grundsätzlich am Thema interessiert ist und sich durch die Masse der gängigen Bergliteratur unterfordert fühlt, akzessibel ist. In sechs chronologisch angeordneten Kapiteln, deren Entwicklung und Wandel der sozialen Nahbeziehungen aufgezeigt und analysiert. Das erste setzt mit dem Goldenen Zeitalter des Alpinismus um 1860 ein und umfasst die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Danach werden die 1930er Jahre mit dem Blick auf den Nationalsozialismus, die 1950er als Periode des Wiederbeginns sowie die unausgesprochen in der Folge der 68er-Ereignisse stehende Zeit um 1980 in den Blick genommen; ein Schlusskapitel gilt der Jahrtausendwende.

Zum Inhalt können hier nur kurze Stichworte gegeben werden: Für die Anfangszeit wird vor allem die Beziehung zwischen Touristen und Bergführern thematisiert. Dieses Verhältnis von Ungleichen wird mit dem Aufkommen der Führerlosen durch die Seilschaft und das gemeinsame Suchen und Bestehen von Risiken auf Grundlage besonderer Freundschaft Gleichgestellter abgelöst. Beide Verhältnisse sind geprägt von der Spannung zwischen Konkurrenz und Kooperation, die sich ganz allgemein wie ein roter Faden durch die gesamte Entwicklung zieht. Charakteristisch für diese Phase ist im Übrigen die Unsichtbarkeit der Frau in der alpinistischen Literatur. Mit dem Ersten Weltkrieg wird die bergsteigerische Männerfreundschaft kriegerisch aufgeladen und die Begrifflichkeit wechselt von der Freundschaft zur Kameradschaft, die auch den alpinistischen Diskurs der 1930er Jahre prägen wird. Dabei kontrastiert das Idealbild des Soldaten mit dem des Bergvagabunden, und es ergibt sich die Schwierigkeit, die militärisch und national befrachtete männliche Kameradschaftserzählung mit der Präsenz der „Bergkameradin“ und, bei den Himalaja-Expeditionen, der „Trägerkameraden“ zu vereinen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgt eine „Reformulierung der Kameradschaftsidee“ (201) mit Brüchen und Kontinuitäten und dem Auftauchen der neuen Elemente „Völkerfreundschaft“ und „Leiden“ sowie dem Einbruch des Individuellen bei weiter bestehendem Ausschluss der Frauen und intakter männlicher Geschlechterkodierung. Um 1980 wird eine stark von Reinhold Messner geprägte „gegenkulturelle Wende im

Bergsport“ (203) diagnostiziert. Sie bringt den „Bruch mit dem Kameradschaftsideal“ und ein neues Modell der „Selbstfindung am Berg“ seitens des autonomen Individuums. Das Modell bleibe indes männlich, wird aber als Reaktion auf Angriffe durch den „alpinistischen Feminismus“ erklärt. Das letzte Kapitel kreist wie die beiden vorangehenden entschieden zu stark um das Höhenbergsteigen im Himalaja unter Ausschluss der anderen zahlreichen Spielarten des Alpinismus, wodurch unter anderem eine Bergsteigerin wie Lynn Hill völlig ignoriert wird, die 1993 mit der ersten freien Durchsteigung der Nose-Route am El Capitan im Yosemite-Tal in Kalifornien eine Leistung vollbracht hat, an der die besten männlichen Bergsteiger gescheitert waren. Für diese Periode kann unter anderem beobachtet werden, wie ein Teil der Männer das Autonomieparadigma in Frage stellt, während es gleichzeitig von einigen Frauen übernommen wird.

Im Kapitel „Abschließende Überlegungen“ zieht die Autorin ein Fazit ihrer Untersuchungen. Dabei hebt sie die „hohe Wandelbarkeit dessen, was Freundschaft am Berg bedeuten kann“ (283), sowie den „umkämpften Charakter alpinistischer Identitäts- und Gemeinschaftsentwürfe“ (287) hervor. Sie betont den „exklusiven Charakter der Freundesgruppen“, der die Ausgeschlossenen eher ignoriert denn benennt, bei gleichzeitiger Behauptung einer universalen Gültigkeit der eigenen partikularen Werte (286 f.). Vier Spannungsfelder werden identifiziert: Autonomie des Individuums gegen die Gruppe, Konkurrenz gegen Unterstützung, Gleichheit gegen Hierarchie sowie Abenteuer gegen Rücksicht auf die Familie. Bei all dem bleibe die „Assoziation von Bergsteigen mit Männlichkeit“ weitgehend bestehen, obwohl die Männerdominanz im Bergsport nie unangefochten und absolut gewesen sei (290). In diesem Zusammenhang reflektiert Backhaus auch Art und Grenzen der eigenen Arbeit.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie, statt eines Personenindexes, ein sehr willkommenes und nützliches „biographisches Verzeichnis“, in dem circa 100 bekannte Bergsteiger und Bergsteigerinnen aus dem gesamten Zeitraum mit teilweise recht ausführlichen biographischen Angaben vorgestellt werden, runden den Band ab.

Insgesamt bringt Backhaus' minutiöse Diskursanalyse eine fraglos wertvolle Ergänzung und Erweiterung der sich anderer Methoden bedienenden traditionellen alpinhistorischen Forschung, wenn man ihren Deduktionen in ihrer Zuspitzung auch nicht immer vorbehaltlos folgen mag. Deutlich wird en passant, wie die Vorgänge im Alpinismus letztlich die allgemeine gesellschaftliche Situation der jeweiligen Zeit widerspiegeln. Auch so gesehen ist der Alpinismus also nicht das Besondere, für das er sich manchmal hält.

Peter Grupp, Bonn

Ken McGoogan: *Dead Reckoning. The Untold Story of the Northwest Passage.* Toronto: Patrick Crean Editions, 2017. 448 S. m. Abb.

Gudrun Bucher: *Abenteuer Nordwestpassage. Der legendäre Seeweg durch die Arktis.* Darmstadt: Primus, 2013. 224 S. m. Abb.

Gudrun Bucher: *Die Entdeckung des Nordpazifiks. Eine Geschichte in 44 Objekten.* Darmstadt: Philipp von Zabern, 2017. 256 S. m. Abb., meist farbig.

Die Arktis ist wieder stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Dokumentarfilme bringen einem die eigentlich abgelegene Region im wahrsten Sinne des Wortes näher. Klima- und Wetterveränderungen führten dazu, dass sich nicht nur eine Handvoll Wagemutiger mit dem nötigen Kleingeld an Bord von eistauglichen Forschungsschiffen selbst ein Bild davon machen kann. Wer möchte, kann die nördlichen Polarregionen heute auch auf Kreuzfahrten bereisen. Das anhaltende Interesse an dieser eisigen Welt und ihren Bewohnern ist aber keineswegs neu und nicht nur auf die Natur beschränkt. Auch die Geschichte der Suche nach der Nordwestpassage, dem kurzen Seeweg von Europa nördlich um den nordamerikanischen Kontinent herum nach Asien, fasziniert die Menschen noch immer. Die Entdeckung der Wracks der HMS Erebus 2014 und der HMS Terror 2016 war weltweit in den Nachrichten und Schlagzeilen. Die beiden Expeditionsschiffe der britischen Marine waren 1845 losgesegelt, um die langgesuchte Passage nun endlich zu finden. Da sie mit der damals neuesten Technik ausgerüstet waren und man glaubte, den Arktischen Archipel und die dort herrschenden Bedingungen inzwischen ausreichend gut zu kennen, waren sowohl die britische Admiralität als auch Presse und Öffentlichkeit fest davon überzeugt, dass Sir John Franklins Expedition Erfolg haben würde. Doch sie verschwand und es sollte ein knappes Jahrzehnt dauern, bis die ersten Informationen darüber nach Europa gelangten, was geschehen war, und weitere fünf Jahre, bis man zum Ort des Scheiterns gelangen konnte. Seitdem wird die Frage nach dem Warum und dem Wie dieses Scheiterns diskutiert und die Suche nach Antworten fortgesetzt.¹ Die Geschichte dieses tragischen Untergangs auf King William Island stellt sogar bis heute die erste erfolgreiche Durchfahrt durch die Passage des Norwegers Roald Amundsen 1903–1906 in den Schatten. Bis Anfang 2018 wurde die erste große internationale Ausstellung zu Franklins Expedition in London gezeigt, die anschließend noch in Kanada und den USA zu sehen ist.²

Deshalb verwundert es nicht, dass zur Geschichte der Arktis und der Nordwestpassage in jüngster Zeit mehrere Werke erschienen sind, die nicht nur aus historischer, sondern zum Teil auch aus ethnologischer und kulturanthropologischer Sicht von Interesse sind. Sie thematisieren einerseits das Leben und Überleben der Europäer in der ihnen fremden und feindlichen Welt der Arktis und nehmen andererseits die Begegnung mit der indigenen Bevölkerung und ihre Rolle bei der Entdeckungsgeschichte in den Blick. Der kanadische Publizist, Schriftsteller und Arktisreisende *Ken McGoogan* verfasste bisher ein knappes Dutzend Werke zur kana-

dischen Geschichte, darunter allein vier Monographien zu einzelnen Aspekten der Entdeckungsgeschichte der Arktis. In seinem fünften, jüngst erschienenen Buch zum Thema erhebt er nun den Anspruch, die Geschichte der Nordwestpassage neu zu erzählen, denn „[t]he twenty-first century demands a more inclusive narrative of Arctic exploration – one that accomodates both neglected explorers and forgotten First Peoples“ (6). Darüber hinaus sei auch zu berücksichtigen, was man inzwischen über das Klima wisse. Er räumt allerdings ein, das Buch sei eher erzählend als analytisch, eher literarisch als akademisch (4). Nichtsdestoweniger will er damit die „offizielle“ Geschichtsschreibung in Frage stellen und das Geschichtsbild geraderücken.

Deshalb verwendet er als Titel seines mit etlichen Schwarz-Weiß-Abbildungen illustrierten Buches auch einen Begriff aus der Fachsprache der Segelschiffahrt: „Dead Reckoning“ ist der englische Begriff für die „Koppelnavigation“, das heißt die Bestimmung der eigenen Position auf See nicht anhand von Fixpunkten wie der Sonne oder Gestirnen, sondern ausgehend von einem bekannten Punkt, von dem man sich wegbewegt, indem man Kurs, Geschwindigkeit und Strömung zu berücksichtigen versucht. McGoogan sieht dabei wohl die offizielle Nationalgeschichte als Ausgangspunkt, jene Geschichte, die während des Zeitalters der Entdeckungen, um die es in seinem Buch geht, dank populärwissenschaftlicher Journale und Berichte etabliert und mit Hilfe von Denkmälern und Medaillen in das kulturelle Gedächtnis einer nationalen Öffentlichkeit Eingang fand. Der Titel ist allerdings auch eine inhaltliche Anspielung, denn diese Art der Navigation war auf Grund der geographischen und meteorologischen Bedingungen in der Arktis oft die einzige Möglichkeit zur Positionsbestimmung. Aber wie der englische Name schon sagt, führten solche Berechnungen häufig in den Tod. Hier ist das natürlich auch als Anspielung auf den oft tödlichen Ausgang der Arktisexpeditionen zu verstehen – insbesondere jener, die sich die Erfahrungen der indigenen Völker nicht zu eigen machten.

Das Werk, das sich über weite Strecken wie ein spannender Roman liest, beginnt mit den Reisen von Kaufleuten und Abenteurern wie Martin Frobisher und John Davis im 16. Jahrhundert, Henry Hudson, Robert Baylot, William Baffin und Jens Munk im 17. Jahrhundert. Die Begegnungen mit den Inuit, die zu Missverständnissen und zum Teil auch Gewalt führten, werden hier nur knapp erwähnt. Es überrascht, dass deren bis heute vorhandene mündliche Überlieferung hier nicht etwas ausführlicher behandelt wird, vor allem angesichts der zuvor gemachten Ankündigung. Zumindest die Erzählungen über die Begegnung mit Frobishers Expedition wurden in den 1860er Jahren und im 20. Jahrhundert gesammelt und jüngst auch von Autoren wie David C. Woodman und Dorothy Harley Eber in Untersuchungen zur „oral history“ analysiert,³ auf die sich McGoogan an anderer Stelle auch stützt. Erst in den Kapiteln zum 18. Jahrhundert wird er ausführlicher, wenn er außer von James Knights Verschwinden in der Arktis auch von der kaum bekannten Thanadelthur erzählt. Der jungen Indianerin vom Stamme der Dene, die bei

den Cree aufgewachsen war, gelang es in Knights Auftrag, einen für die Hudson Bay Company vorteilhaften Frieden zwischen den beiden verfeindeten Stämmen herbeizuführen. Auch für Samuel Hearne bei seinen Entdeckungsreisen zur arktischen Küste Kanadas spielten beide Stämme eine wichtige Rolle, die McGoogan, wie schon in seiner Monographie zum Thema,⁴ ausführlich würdigt.

Da er eine Gegengeschichte zur heldenhaften Entdeckungsgeschichte erzählen will, liegt der Schwerpunkt seines Buches natürlich auf dem 19. Jahrhundert, als die königlich britische Marine vor allem aus nationalen Prestige Gründen sich auf die Suche nach der Passage machte. Auf deren erster Expedition war 1818 mit Hans Zacheus auch ein Südgrönländer mit dabei, der als John Sekeouse in die Geschichte einging. Er verdolmetschte die erste Begegnung auf dem Eis zwischen den englischen Kapitänen Ross und Parry in ihren marineblauen Uniformen und den nordgrönländischen Inuit in ihren Pelzen, die bis dahin noch keinen Weißen gesehen hatten. Diese interkulturelle Begegnung, die Sekeouse sogar in einer Zeichnung festhielt, sollte der Höhepunkt der Reise bleiben. Der kommandierende John Ross erkannte den Eingang in die gesuchte Passage nämlich nicht und kehrte unverrichteter Dinge wieder heim. Erst William Edward Parry sollte ein Jahr später die Durchfahrt durch etwa die Hälfte der Passage gelingen. Dass ihm dabei die starken Klimaschwankungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugutekamen, erwähnt der Autor ebenso wenig wie Parrys zweite Reise, auf der die Entdecker zwei Winter mit den Inuit verbrachten. Auch andere für die weiteren Expeditionen wichtige Inuit werden nicht erwähnt.

Ohnehin wird das, was McGoogan über die Entdeckungsreisen erzählt und welche er behandelt, zunehmend selektiv. Dass John Franklins erste Überlandexpedition unter schwierigen Umständen stattfand und organisatorisch ein Fiasko war, bei dem die Hälfte der Teilnehmer umkam und ohne einheimische Hilfe wahrscheinlich alle umgekommen wären, trifft zwar zu. Dass dies vorrangig an der Unwilligkeit des Expeditionsleiters lag, der angeblich nicht bereit war, über seinen Schatten zu springen, um sich auf die indigene Lebensweise einzulassen, ist aber eine Argumentation, die die damaligen Möglichkeiten, Denk- und Sichtweisen europäischer Entdecker zu wenig berücksichtigt. Wie seine zweite Landreise zeigt, war John Franklin durchaus in der Lage, aus seinen Fehlern zu lernen und sich, wenn auch nur begrenzt, anzupassen. Dass auch diese Reise gefährlich war und ohne Hilfe anders verlaufen wäre, ist unbestritten. Ob die Interpretation, dass auch sie ein Beinahedesaster war – ein Eindruck, den McGoogans Darstellung beim Leser hinterlässt –, tatsächlich zutrifft und sich mit den vorhandenen Quellen und Überlieferungen deckt, ist fraglich. Es sind aber die Einheimischen der kanadischen Subarktis und Arktis sowie mehr noch die Trapper und Pelzhändler der nordischen Handelskompanien wie der Hudson Bay Company, die sich deren Lebensstil anpassten, denen McGoogans Sympathie vorrangig gilt. Verglichen mit ihnen, geben die britischen Entdecker ein schlechtes Bild ab.

McGoogans Darstellung lässt gelegentlich die nötige Differenziertheit vermissen und tendiert etwas zu Schwarz-Weiß-Malerei. Die aus wissenschaftlicher Sicht geforderte hermeneutische Distanz fehlt McGoogan insbesondere zu John Rae. Dabei war er es, der Raes lange vergessene Verdienste bei der Kartierung der kanadischen Arktis und der Aufklärung des Schicksals der Franklin-Expedition in seiner vielgelesenen Biographie wieder in Erinnerung brachte.⁵ Die Fragen, wer nun aber eigentlich die Nordwestpassage entdeckte, wer den entscheidenden Beitrag zur Aufklärung des Schicksals der Franklin-Expedition lieferte und wer warum dafür wie geehrt wurde, waren im 19. Jahrhundert von entscheidender Bedeutung. Damals waren Entdecker noch Nationalhelden, selbst oder erst recht, wenn sie gescheitert waren. Aus wissenschaftlicher Sicht bringen einen die Antworten auf solche Fragen im 21. Jahrhundert aber nicht recht weiter und wirken anachronistisch.

Doch leider gilt gerade diesen Antworten im weiteren Verlauf des Buches zunehmend das Interesse des Autors. Man wird ausführlich über den an sich nicht uninteressanten Streit und die Londoner Intrigen um die Deutungshoheit über die Entdeckungsgeschichte der Nordwestpassage informiert,⁶ statt mehr über die indigenen Völker der Arktis zu erfahren. Vergleichsweise kurz werden ihre Geschichten abgehandelt. Der heute weitgehend unbekannt Eenoooloopik, Bobby genannt, kam beispielsweise mit englischen Walfängern freiwillig nach England. Seine Schwester Tookoolito (Hanna) folgte ihm mit ihrem Mann Ebierbing (Joe), um dann in den 1860er und 1870er Jahren mit amerikanischen Franklin-Suchern in die Arktis zurückzukehren und jahrelang Informationen über die untergegangene Expedition zu sammeln. Nach den eingangs gemachten Ankündigungen erwartete man ohnehin etwas mehr zu diesen mündlichen Überlieferungen und ihrer Bedeutung bei der Entdeckung der Schiffe.

Ken McGoogans Buch erfüllt die eigenen hohen Ansprüche nur zum Teil, da auch auf das Klima nur an einer Stelle kurz eingegangen wird (63 f.). Wer sich mit dem Thema auskennt, wundert sich ohnehin über seine Behauptung, niemand hätte die Geschichten der indigenen Völker und der kartierenden Pelzhändler in eine dem 21. Jahrhundert angemessene Überblicksdarstellung zur Entdeckung der Nordwestpassage integriert (2). Abgesehen davon, dass in den letzten zwei Jahrzehnten eine Vielzahl von Einzelstudien erschienen ist, die genau das tun, liegt seit 1999 auch eine Überblicksdarstellung der englischen Polarhistorikerin Ann Savours vor,⁷ die diesen Ansprüchen gerecht wird. Im Einzelnen zwar teilweise weniger detailliert und naturgemäß nicht mehr auf dem allerneuesten Forschungsstand, bietet es aber ein vollständigeres und komplexeres Bild der Entdeckungsgeschichte der Nordwestpassage als McGoogans Werk.

Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass *Gudrun Bucher* sich in ihrer ebenfalls chronologischen Darstellung der Geschichte der Nordwestpassage, die über die renommierte Wissenschaftliche Buchgesellschaft vertrieben wird, an diesem Standardwerk der historischen

Forschung orientiert. Sie erweitert es aber beispielsweise um ein Kapitel zur russischen Arktisforschung im 18. Jahrhundert. Darüber hinaus ergänzt die Ethnologin und Geologin, die die Polargebiete mehrfach bereiste, ihr durchweg kritisch reflektiertes Buch noch um thematische Kapitel. Darin beschreibt sie zum einen ausführlich das Leben der, wie es in der Kapitelüberschrift heißt, „Menschen in der Nordwestpassage“ (165), analysiert ihre Begegnungen mit den europäischen Entdeckern und geht auch auf die jüngste Geschichte ein. Ihr ethnologischer Ansatz in diesem Kapitel, der analytisch über das eher Darstellerische der vorangegangenen Kapitel, wie wir es auch bei McGoogan finden, hinausgeht, erweist sich als sehr erhellend. Zum anderen liefert sie die politischen und ökonomischen Hintergründe der Debatte, um den rechtlichen Status der Nordwestpassagen, die aus kanadischer Sicht Binnenwasserstraßen, nach Meinung anderer, allen voran der USA, aber internationale Schifffahrtswege sind. Sie befasst sich auch ausführlicher als McGoogan mit dem Klimawandel und dem Tourismus sowie der Geographie. Dadurch werden nicht nur die Hintergründe klarer, die mit dazu beitrugen, dass die Entdeckung von Erebus und Terror ein so starkes Medienecho auslöste. Da Buchers Werk, die einzige deutschsprachige, wissenschaftlich fundierte Darstellung zum Thema,⁸ schon 2013 erschien, konnte die Autorin das aber weder ahnen noch die Bedeutung der „oral history“ der Inuit für die Entdeckung der Schiffe und die Neurekonstruktion des Untergangs der Franklin-Expedition thematisieren.

Man ist versucht sich zu fragen, wie anders das Werk wohl ausgesehen hätte, wenn es erst einige Jahre später erschienen wäre und die Autorin nicht nur von der Entdeckung der Schiffe, sondern auch von der sich daran anschließenden Ausstellung Kenntnis gehabt hätte.

In ihrem zweiten, ebenfalls von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft vertriebenen, jüngst erschienenen Buch zur Entdeckung des Nordpazifiks verfolgt *Gudrun Bucher* nämlich methodisch und narrativ einen anderen, innovativeren Ansatz. Statt chronologisch auf Grundlage der Berichte der Entdecker vorzugehen, erzählt sie, wie es im Untertitel heißt, „Eine Geschichte in 44 Objekten“. Geschichte anhand von Museumsexponaten zu erzählen, ist spätestens seit 2010 und dem aufsehenerregenden Projekt des damaligen Direktors des „British Museum“ Neil MacGregor, das die Weltgeschichte in 100 Objekten präsentierte, nicht neu.⁹ Zu einer ähnlichen Darstellungsweise inspirierte Bucher wahrscheinlich eher die Reaktion der indigenen Bevölkerung auf die Artefakte aus der Vergangenheit, denn diese nahm „die Objekte als Erinnerungshilfen zum Erzählen von langen Geschichten, deren Inhalte von Gesang und Pantomime unterstützt wurden“ (242).

Bei den Objekten, die zwischen 1771 und 1841 in die ethnographischen Sammlungen deutscher Museen und Archive gelangten, handelt es sich, von einigen zeitgenössischen Karten und Illustrationen abgesehen, um Alltags- oder Kultgegenstände der indigenen Stämme und Völker des nordpazifischen Raumes von Hawaii bis zur Beringstraße, von Alaska bis Kamtschatka und

Ostsibirien: Schmuck, Kleidungsstücke, Taschen, Angelhaken, Waffen, Boots- und Schlittenmodelle et cetera. Dass diese heute in Deutschland zu finden sind, ist kein Zufall. Zwar waren auch an den Expeditionen, die vor allem von Osten – vom Atlantik aus – die kanadische Arktis erschließen wollten, nicht nur Briten beteiligt, sondern gelegentlich auch andere Europäer, wie der sorbische Missionar und Dolmetscher Johann August Miertsching oder der böhmische Auswanderer und Abenteurer Heinrich W. Klutschak, die sich beide an der Franklin-Suche beteiligten.¹⁰ An der Suche des kurzen Seewegs von Westen aus und der Erschließung des Pazifischen Raumes nahmen aber oftmals Wissenschaftler oder Offiziere aus deutschen Ländern teil – angefangen bei den Naturalisten auf James Cooks Reisen bis hin zu dem mehrfachen Weltumsegler und Gouverneur von Russisch-Amerika, dem späteren Alaska, Ferdinand von Wrangel. Sowohl bei der russischen Marine als auch in der Wissenschaft nahmen Deutsche, oft aus dem Baltikum, führende Positionen ein. Mit dem Erwerb ihrer einzigen Überseekolonien in Alaska und Kalifornien und der Gründung der Russisch-Amerika Kompanie Ende des 18. beziehungsweise Anfang des 19. Jahrhunderts war Russland auf Versorgungsverbindungen dorthin angewiesen. Da Reisen zu Lande durch Sibirien sehr beschwerlich waren und man zu Wasser um die ganze Welt reisen musste, begann man, sich auch von St. Petersburg aus auf die Suche nach der kürzeren Nordwestpassage zu machen. Außerdem versuchte man die Beziehungen zu den verschiedenen indigenen Völkern zu verbessern und deren Lebensweise zu erforschen, um das Leben in den Kolonien zu sichern und wirtschaftliche Vorteile zu erzielen. Gudrun Bucher erzählt die Geschichte von diesen nicht immer einfachen interkulturellen Beziehungen zwischen der lokalen Bevölkerung untereinander und zu den Europäern, auch dank der farbig abgebildeten Artefakte, auf eine sehr anschauliche Weise. Sie ergänzt damit die Geschichte der Entdeckung der Arktis um bisher nahezu unbekannt Facetten. Nicht nur ethnographisch sind ihre beiden Bücher dabei von Interesse, sondern auch verflechtungsgeschichtlich und kulturwissenschaftlich, da sich in ihnen nicht nur das Bild der indigenen Völker widerspiegelt, sondern auch das des damaligen Europa und seine Reflexionen in der Gegenwart.

Aus diesem Blickwinkel lohnt sich daher nochmals ein Blick auf Ken McGoogans „Dead Reckoning“, denn auch wenn die Geschichte(n), die in dem Buch erzählt werden, so neu nicht sind, wie der Autor die Leser glauben machen will, so ermöglicht es doch eine interessante Positionsbestimmung: Spannender als das, was man über die Vergangenheit erfährt, ist für Volkskundler, aber auch Historiker, vielleicht das, was das Buch uns über das 21. Jahrhundert und seine Sichtweisen auf Geschichte verrät: Dass der Schotte John Rae, der Inuk William Ouligbuck Jr. und der Ojibway-Indianer Thomas Mistegan am 6. Mai 1854 in Nebel, Sturm und Kälte am Ufer einer bis dahin unbekannt Wasserstraße standen und nach King William Island hinüberstarrten, bevor sie beschlossen umzukehren (267), war für die Beteiligten, nach allem, was man weiß, wahrschein-

lich nicht außergewöhnlich. Sie wussten zu dem Zeitpunkt weder, dass sich der Untergang der Franklin-Expedition, nach der sie suchten, auf der Insel gegenüber zugetragen hatte, noch konnten sie auch nur im Entferntesten ahnen, dass Amundsen ein halbes Jahrhundert später auf seinem Weg durch diese Passage an dieser Stelle vorbeikommen würde. Für ihre Nachfahren und für Ken McGoogan, einen Kanadier mit schottischen Wurzeln, wird dies retrospektiv zu einem erhabenen Moment, da sie über dieses Wissen verfügen. Darüber hinaus entspricht es auch dem Wunschbild vieler Menschen des 21. Jahrhunderts von einem friedlichen Zusammenleben und einer erfolgreichen Kooperation verschiedener Nationen zum Erreichen gemeinsamer Ziele. An dieser Stelle 1999 eine Gedenkplakette an diesen Augenblick zu hinterlassen (404 f.), die Touristen und anderen Reisenden auf den verworrenen Wegen durch die Nordwestpassage und ihre Geschichte als Orientierungspunkt dienen kann, mag daher sinnvoll gewesen sein. Mit dem, was da vor 145 Jahren tatsächlich geschehen ist, hat es wenig zu tun. Hier werden Vorstellungen der Gegenwart in die Vergangenheit zurückprojiziert.

Das Geschichtsbild der Menschen, ihr kulturelles Gedächtnis, wird ohnehin viel stärker von Bildern und symbolischen Akten geprägt als von historischer Forschung. Ken McGoogan hätte sonst sicher nicht das Gefühl, gegen ein Geschichtsbild anschreiben zu müssen, das er als orthodox britisch und offiziell ansieht – freilich ohne dabei klar zu sagen, gegen welche Autoren und Werke er sich konkret wendet. Eine solche Sicht ist aber in der neuesten Forschung, wenn überhaupt, höchstens noch am Rande zu finden. Dass publikumswirksame Aktionen von symbolischem Wert besser geeignet sind, um John Rae als zeitgemäßen Helden zu etablieren, hat auch McGoogan erkannt. Rae passt sicherlich besser zu dem Bild, das sich viele heutzutage, im Zeitalter von Survival-Serien im Fernsehen und Survival-Camps als Managertraining, von einem Entdecker machen. Ob allerdings die Errichtung von neuen Heldendenkmälern – das bis Ende des 19. Jahrhunderts wirkmächtigste Mittel, um ein offizielles Geschichtsbild im kulturellen Gedächtnis zu verankern –, wie McGoogan es in seinem Buch und anderswo propagiert, auch heute noch das geeignetste Mittel dafür ist, wage ich zu bezweifeln. Im Rückgriff auf die Methoden und nationale Symbolakte der Vergangenheit spiegelt sich vielmehr die paradoxe Situation des 21. Jahrhunderts wider: Globalisierung und multikulturelles Zusammenleben auf der einen Seite und wieder auflebender Nationalismus auf der anderen Seite. John Rae steht aus Ken McGoogans Sicht offensichtlich für beides: Mit seiner Erfahrung in der kanadischen Wildnis steht er symbolisch für das interkulturelle Zusammenleben, dient aber zugleich auch als Nationalsymbol eines schottischen oder auch kanadischen, gegen England gerichteten Nationalismus, der sich in den für ihn errichteten Denkmälern manifestiert. Die heutige Jugend, die sich als „Digital Natives“ in virtuellen Räumen genauso sicher bewegt wie in der Realität, nimmt die Denkmäler im öffentlichen Raum erfahrungsgemäß nicht mehr in ihrer symbolischen Be-

deutung wahr. Erfolgversprechender erscheinen mir bei der Vermittlung von Vergangenheitsbildern deshalb eher Filme oder die erwähnten multimedial begleiteten Ausstellungen. Die Faszination, die von den Artefakten ausgeht, die Aura des Originals, worüber sich schon Walter Benjamin, Franz Boas und Aby Warburg ihre Gedanken machten, scheint nämlich, wie diese oder auch Buchers jüngstes Buch zeigen, ungebrochen.

Anmerkungen

- ¹ *Russell A. Potter: Finding Franklin. The Untold Story of a 165-Year Search.* Montreal u. a. 2016.
- ² Zu der Ausstellung ist ein kleiner Katalog erschienen: *Karen Ryan: Death in the Ice. The Shocking Story of Franklin's Final Expedition.* Gatineau, QC 2017.
- ³ *David C. Woodman: Unravelling the Franklin Mystery. Inuit Testimony.* 2. Aufl. Montreal u. a. 2015, S. 38–40; *Dorothy Harley Eber: Encounters on the Passage. Inuit Meet the Explorers.* Toronto u. a. 2008, S. 3–11.
- ⁴ *Ken McGoogan: Ancient Mariner. The Amazing Adventures of Samuel Hearne. The Sailor who Walked to the Arctic Ocean.* Toronto 2003.
- ⁵ *Ken McGoogan: Fatal Passage. The Untold Story of John Rae, the Arctic Adventurer who Discovered the Fate of Franklin.* Toronto 2001.
- ⁶ S. dazu ausführlich auch *Ken McGoogan: Lady Franklin's Revenge. A True Story of Ambition, Obsession and the Remaking of Arctic History.* Toronto 2005.
- ⁷ *Ann Savours: The Search for the North West Passage.* New York 1999. Auch *Glyn Williams: Voyages of Delusion. The Search for the Northwest Passage in the Age of Reason.* London 2002; *ders.: Arctic Labyrinth. The Quest for the Northwest Passage.* London u. a. 2009, geht explizit auf diesen Themenbereich ein.
- ⁸ Das Buch des Dokumentarfilmers *Peter Milger: Die Nordwestpassage. Der kurze aber tödliche Seeweg nach China oder die Gesellschaft der Abenteurer.* Köln 1994, war zwar auch eine fundierte historische Darstellung, vor allem aber ein Bericht über seine Reisen Anfang der 1990er Jahre auf den Spuren der Entdecker in die Arktis und das Begleitbuch zur dabei entstandenen Fernsehserie des Hessischen Rundfunks.
- ⁹ *Neil MacGregor: A History of the World in 100 Objects.* London u. a. 2010.
- ¹⁰ Während biographische Studien zu beiden noch im Entstehen sind, liegt zu der Expedition, an der Miertsching beteiligt war, inzwischen eine Monographie vor: *Glenn M. Stein: Discovering the North-West Passage. The Four-Year Arctic Odyssey of H.M.S. Investigator and the McClure Expedition.* Jefferson, NC 2015.

Frank M. Schuster, Gießen

Kerstin Schaefer: *Zwischen Departure und Arrival. Eine Ethnografie des aeromobilien Unterwegsseins.* Münster/New York: Waxmann, 2017. 295 S. m. Abb. Anzuzeigen ist eine bei Thomas Hengartner und Bernhard Tschofen entstandene Dissertation, die sich mit dem Umgang einer bestimmten Anzahl von gegenwärtig lebenden Menschen mit einem bestimmten Verkehrsmittel auf ethnographischer, also auf den Alltag bezogener, Basis auseinandersetzt, ganz so, wie die Au-

torin selbst uns das am Beispiel einer bestimmten Hamburger Buslinie 2012¹ und Martina Kleinert am Beispiel von segelnden Wasserfahrzeugen 2015² vorgeführt haben. Eine historische Vertiefung des Themas, wie es Burkhard Fuhs für den Bereich der Passagierluftfahrt, Wolfgang Schivelbusch für die Eisenbahnreise und Klaus Beyrer für die Postkutschenreise untersucht haben,³ ist nicht geplant, wenn man einmal von den spärlichen Bemerkungen auf den Seiten 25 bis 29 absieht. Die Autorin geht den Fragen nach: „Wie machen sich die Menschen das Fliegen? Wie sehen die symbolischen und kulturellen (Be-)Deutungen zu dieser Art der Fortbewegung aus? Und wie können durch empirische Erkenntnisse über das Unterwegssein im Flugzeug große Themen unserer Gesellschaft wie Mobilität oder Globalisierung kulturanthropologisch geerdet werden?“ (10) Die Studie ist so aufgebaut, dass einem umfangreichen Einführungskapitel fünf weitere Teile unterschiedlichen Umfangs folgen. Im einführenden Teil kommt es zu einem recht abrupten Start, indem ersten Beobachtungen sogleich Marc Augés Überlegungen zum Verhältnis von Orten und Nicht-Orten, ferner allgemeine Bemerkungen zum aeromobilen Unterwegssein und zur Globalisierung beigelegt werden, darüber hinaus eine etwas arg knapp geratene Zusammenfassung des Forschungsstands. Der zweite Teil erkundet, dabei durchgehend den Anregungen der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) verpflichtet, Materielles und Immaterielles, Äußeres und Inneres, von Menschen Gemachtes und Menschliches, wie es sich, einander durchdringend, ganz allgemein im konkreten Forschungsfeld gestaltet. Der dritte Teil ist der Rolle der Forscherin im Forschungsprozess (Probleme, Methodik, Theorien) gewidmet, während die nächsten beiden Teile das Ziel verfolgen, in geradezu perfektionistischer Manier die eigene Empirie, also die Fallstudien über die von der Autorin begleiteten zehn Probandinnen und Probanden, von ihr selbst „Wahrnehmungsflieger“ (233) genannt, zu beschreiben und zu analysieren. Die kulturwissenschaftliche Ausdeutung geschieht im letzten Teil, in dem es etwa um Erörterungen über die Flugreise als Übergangsritual (à la Arnold van Gennep oder Julian Pitt-Rivers) geht, über das Flugzeug als liminaler Raum oder als Heterotopie (à la Michel Foucault), über den per Flugzeug durchquerten Raum als Übergangs- und Zwischenraum (à la Johanna Rolshoven), über Fliegen als Kulturtechnik (à la Claude Lévi-Strauss) sowie, nicht zuletzt, darüber, wie man das obengenannte Orte-versus-Nicht-Orte-Konzept von Marc Augé mit Korrekturen versehen kann. Dessen Bestimmungen eines Nicht-Ortes (Verlust von anthropologischen Bezugssystemen, Bindungslosigkeit, Isolation etc.) seien viel zu sehr daran orientiert, Fehlendes zu eruieren (Soziales, Geschichte, Verwurzelung, Individualität, Identität), während er, zumindest in seiner einschlägigen Studie, es unterlasse, Vorhandenes zu erkunden (Wissensbestände, Normen, Materialitäten, Atmosphären, persönliche Einstellungen, gesellschaftliche Diskurse etc.) (234–236).⁴ Genau dieser Aspekt der untersuchten Vorgänge besitze jedoch zentrale Bedeutung. Kerstin Schaefer's Dissertation ist rundherum gelungen – und wir sollten ihr in Zukunft unsere Aufmerk-

samkeit nicht nur im universitären Unterricht widmen, lässt sie sich doch als einer der ersten ausgesprochen positiven Beiträge zur ANT-Anwendung im Rahmen unserer kulturwissenschaftlichen Disziplin lesen, dies nicht zuletzt auch deshalb, weil zum Thema ein Dokumentarfilm entsteht und weil die Autorin mit ihrem Schlusswort einen Aus- und Einblick in das potentielle weitere Forschungsgeschehen zu geben vermag: „Was für Menschen mit welchen Fähigkeiten sitzen hier (und wer sitzt hier nicht)? Wann und wo müssen die Flugreisenden ankommen und was sind ihre Reisegründe? Wer reist mit ihnen? Welche Sprachen werden von ihnen in welchen Zusammenhängen gesprochen? Wie hängt das Warum ihres Fliegens mit dem Wie zusammen? Womit beschäftigen sich die Passagiere und was beschäftigt sie? Und was sagt das alles über Arbeit, Familie, Liebe, Gesundheit, Migration, Krieg, Alter, Nation oder Urbanität aus?“ (257) Und wenn die Autorin und ihre einschlägigen Forschungskolleg/inn/en dann auch noch die Möglichkeit akzeptieren würden, dass Flugzeugpassagiere nicht erst dann „Teil des Systems Fliegen“ werden, wenn sie den „Check-in“ hinter sich gebracht haben (88), sondern weit früher, dann könnte man von einer ganzheitlichen Forschung sprechen, so wie das bereits in der Fallgeschichte der Flugangstpatientin Rita ansatzweise vorgeführt wird (157–177). Voraussetzung wäre eine kombinierte Untersuchung der Zeiten vor, während und nach der eigentlichen Reise, denn letztlich können die erste Idee und die weitere Planung und Vorbereitung wie auch die Auf- und Nachbereitung eines getätigten Fluges sowie der Flug selbst nicht losgelöst voneinander betrachtet werden, um zu Aussagen über die Bedeutung dieser Aktivität für das Individuum, bestimmte Gruppen wie auch die gesamte Gesellschaft zu gelangen.

Anmerkungen

- ¹ Kerstin Schaefer: Die Wilde 13. Durch Raum und Zeit in Hamburg-Wilhelmsburg. Hamburg 2012.
- ² Martina Kleinert: Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. Bielefeld 2015.
- ³ Burkhard Fuhs: Dröhnende Motoren, fliegende Kisten, coole Drinks. Die Anfänge des Passagierfluges. Marburg 2000; Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München/Wien 1977; Klaus Beyrer: Die Postkutschenreise. Tübingen 1985; vgl. insgesamt: Wolfgang Kaschuba: Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne. Frankfurt am Main 2004.
- ⁴ Marc Augé: Nicht-Orte. München 2010. Eine Aufweichung seines 1992 erstmals publizierten Konzepts kündigt sich in seiner 2008 im französischen Original erschienenen Studie „Le Métro Revisitée“ an, in der er zu der Schlussfolgerung gelangt: „le métro n'est pas un non-lieu“, nachdem er den dazugehörigen Transitraum einer genaueren Analyse unterzogen und dort durchaus sozio-kulturelle Qualitäten erkannt hat (33).

Burkhard Lauterbach, München

Matthias Debureau: Die Kunst, andere mit seinen Reiseberichten zu langweilen. Aus dem Französischen von Patricia Klobusiczky. München: Nagel & Kimche, 2017. 110 S.

Es ist geradewegs zu bedauern, dass die Enzyklopädie des Märchens den Artikel „Tourismus“ bereits vergeben hat und der Nachträge publizierende Band 14, Lieferung 4, bereits Ende des Jahres 2014 erschienen ist. Das hier zu besprechende Büchlein von *Matthias Debureau* hätte nämlich unbedingt Erwähnung finden müssen. Bei oberflächlicher Lektüre kann es durchaus passieren, dass man es jenem durchaus neueren Genre fiktionaler wie auch non-fiktionaler Literatur zuordnet, welche sich kritisch und selbstkritisch, zumeist angereichert durch eine kräftige Portion Humor, mit dem Tourismus und den Touristen auseinandersetzt. Dazu lassen sich etwa diese drei Titel zählen: Tilman Birrs „On se left you see se Siegessäule. Erlebnisse eines Stadtbilderklärers“ (München 2012), Sven Siedenbergs „Ich nix Tourist. Warum es schöner ist, nicht in den Urlaub zu fahren“ (München 2010), schließlich Dietmar Bittrichs „1000 Orte, die man knicken kann“ (Reinbek 2010). In eine ganz andere, weit ernsthaftere Sphäre führt uns der Literaturwissenschaftler und Psychoanalytiker Pierre Bayard ein, wenn er am Beispiel des „sesshaften Reisenden“ sowie der verschiedenen „Arten des Nichtreisens“ literarisch festgehaltene Reiseerfahrungen diskutiert, dies zum Thema „Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist“ (München 2013).

Matthias Debureau wählt eine Art Mittelweg. Er wertet nicht etwa Werke der Belletristik oder der Poesie, gedruckt vorliegende Reiseberichte oder Reisehandbücher und dergleichen aus, sondern er bezieht sich weitgehend auf den Sektor mündlicher Kommunikation und präsentiert in diesem Kontext eine kurzweilige, mit der Darstellungshaltung der Übertreibung spielende Parodie der marktgängigen einschlägigen Beratungsliteratur. Ausgehend von der Hypothese „nichts ist berechenbarer als ein Reisebericht“, verfolgt er mit dem Büchlein das Ziel, „das Handbuch des vollendeten Entdeckers vor[zulegen]: So beherrschen Sie bald die Kunst, andere mit Ihren Abenteuergeschichten zu benebeln und sanft mundtot zu machen.“ (13)

Der Band selbst ist gegliedert nach nicht eigens kenntlich gemachten Kapiteln: einer Einleitung (7–13), einem ersten Hauptteil mit Tipps zur effektvollen und somit erfolgreichen mündlichen Wiedergabe und Kommentierung der eigenen Erlebnisse vor einem als Freundeskreis zu betrachtenden Publikum, dies nach der Rückkehr von der Reise (14–70), einem zweiten Hauptteil mit Tipps zur ebenso effektvollen und erfolgreichen Wiedergabe und Kommentierung der eigenen Erlebnisse mittels neuer, also digitalisierter Kommunikationstechnik während der Phase des eigentlichen Unterwegs-Seins (71–88), schließlich einem abschließenden Teil mit Tipps zur effektvollen und erfolgreichen Wiedergabe und Kommentierung der eigenen Erlebnisse mittels flankierender Gestaltungsaktivitäten etwa in den Bereichen der eigenen Bekleidung oder der Wohnungseinrichtung (89–109).

Wenn wir davon ausgehen, dass Parodien bestimmt werden „durch eine negative Tendenz gegenüber dem Hergebrachten [...]. Sie haben eine Tendenz zum Widerspruch“,¹ so ist der Frage nachzugehen, worin konkret das „Hergebrachte“ besteht. Und da kann das Lesepublikum des Autors Matthias Debureau ganz sicher auf eigene Erfahrungen zurückgreifen, gleich ob jener oder diesseits des Rheins. Wer hat nicht schon einmal die verschiedenen Formen, Ausschmückungen, Übertreibungen, tendenziellen Unwahrheiten und aller Welt bekannten sogenannten „Geheimtipps“ als Bestandteile mündlich vorgetragener Reiseberichte mitbekommen? Und wer hat noch nicht den Verdacht entwickelt, dass alle diese Berichte sich immer wieder von neuem auf eine Handvoll von „Erzählmodellen“ (41) reduzieren lassen, gleich ob man selbst an dieser Form von Kommunikation partizipiert oder nicht? Die kulturwissenschaftliche Forschungsliteratur spricht diese Thematik längst an, man nehme nur Orvar Löfgrens „On Holiday. A History of Vacationing“ zur Hand; da gibt es ein Kapitel „Telling Stories“;² Elisabeth Fendl und Klara Löffler haben über den Diaabend gearbeitet³ und Jana Binder über eine breite Vielfalt an Repräsentationen von Rucksacktouristen.⁴

Was in der kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung jedoch bisher nicht vorliegt, nämlich eine systematische, historisch und gegenwartsbezogen ausgerichtete Studie zum Thema „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er 'was erzählen“ (Matthias Claudius: Liedtext „Urians Reise um die Welt“, 1786, Eingangszeile), das wird auch von Debureau's Büchlein auf 102 Textseiten nicht geleistet. Gleichwohl entwickelt der Autor spielerisch und unterhaltsam etliche Kriterien, welche eine derartige Studie zu berücksichtigen hätte.

Anmerkungen

¹ *Lutz Röhrich:* Gebärde, Metapher, Parodie. Studien zur Sprache und Volksdichtung. Düsseldorf 1967, S. 215.

² Berkeley/Los Angeles/London 1999, S. 72–106.

³ *Elisabeth Fendl* u. *Klara Löffler:* Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend. In: Christiane Cantauw (Hg.): Arbeit, Freizeit, Reisen. Die feinen Unterschiede im Alltag. Münster/New York 1995, S. 55–68.

⁴ *Jana Binder:* Globality. Eine Ethnographie über Backpacker. Münster 2005.

Burkhard Lauterbach, München

Andreas Bürgi: Eine touristische Bilderfabrik. Kommerz, Vergnügen und Belehrung am Luzerner Löwenplatz, 1850–1914. Unter Mitarbeit von Philipp Flury und Claudia Hermann. Zürich: Chronos, 2016. 211 S. m. 73 Abb., z. T. farbig.

Bilderfabrik: Der Begriff weckt in unserer wissenschaftlichen Disziplin Erinnerungen an eine Ausstellung im

Jahr 1973 im neu eröffneten, heftig umstrittenen Historischen Museum in Frankfurt am Main sowie an die dazugehörige Begleitpublikation von Wolfgang Brückner und Christa Pieske.¹ Doch im konkreten Fall geht es weder um die Produktion, Distribution und Rezeption von Öldrucken und ähnlichen bildlichen Erzeugnissen, auch nicht um einschlägige Firmen wie May/Frankfurt oder May/Dresden, sondern um ein ganz bestimmtes Quartier im schweizerischen Luzern, welches auch heute noch in der Reise- und in der Kunstführer-Literatur angezeigt wird. Verschiedene Bezeichnungen kursieren, offiziell Wey, inoffiziell Museumsmeile oder Tourismusmeile, dies weil es im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem sich ausbreitenden Fremdenverkehr eingerichtet wurde. Und dass es sich um eine besondere Anlage handelt, ergibt sich daraus, dass die einzelnen Bestandteile zunächst eher nichts miteinander zu tun hatten, sondern erst im Laufe der Zeit in eine Art Gesamtkonzept eingefügt wurden, anders als im Fall von weiteren Vergnügungsparks, die aus einem Guss entstanden sind.

Der geschichtswissenschaftlichen Studie, einer Pionierstudie insofern, als sie erstmals das einschlägige Milieu erkundet, sind mehrere Bündel von Forschungsfragen vorangestellt, unter anderem dieses: „Wie also war sie [die Tourismusmeile] einst entstanden und warum diese Häufung gerade im Wey? Und was war eigentlich genau der Gegenstand dieses Gesamtunternehmens [...]? Es richtete sich an die Touristen, wie der Name sagte. Doch was sollten diese zu Gesicht bekommen? Was wurde als ausstellungswürdig betrachtet und was nicht? Und nach welchen Kriterien? Ergab es ein Gesamtbild, oder blieb es etwas zufällig Zusammengewürfeltes? Und was hatte das mit der Schweiz und der Innerschweiz zu tun? Und schließlich: Kannten andere Touristenorte solche Einrichtungen, gehörte so ein Quartier sozusagen zu deren Infrastruktur [...]?“ (12) Wir haben es also mit einer historisch-archivalischen Studie zu tun, in der Quellen zur Auswertung gelangten, die dem Staatsarchiv Luzern, verschiedenen Stadtarchiven, den Archiven der verschiedenen Einrichtungen und weiteren, zum Teil privaten, Sammlungen entstammen, was ebenso für die mehr als 70 Bildquellen gilt.

Die Ausführungen des Autors werden in drei Teilen unterschiedlichen Umfangs präsentiert. Im ersten Teil geht es um Vorgeschichte und Geschichte der Luzerner Tourismusmeile zwischen den Jahren 1820 und 1914, konkret bezogen auf das Bertel Thorvaldsensche Löwen-Denkmal (zur Erinnerung an die Schweizergarde, die 1792 die königliche Familie vor den Pariser Revolutionären schützte), ein Diorama, ein Museum für zoologische Präparate, einen Gletschergarten (zurückgehend auf die zufällige Entdeckung von sogenannten Gletschertöpfen, also Strudellöchern, in unmittelbarer Nachbarschaft von den vorgenannten Objekten), ein dem Löwen-Denkmal eigens gewidmetes Museum, das Bourbaki-Monumental-Panorama (aus Genf transloziert, zeigt Szenen von der Invasion der französischen Armee in die neutrale Schweiz 1871), ein sogenanntes Alpineum, schließlich das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum. Es wird klar und deutlich herausge-

arbeitet, dass und wie unter geradezu ausschließlicher Berücksichtigung dessen, was man zunächst Fremdenverkehr und später Tourismus genannt hat, eine innenstadtnahe Gegend programmatisch geformt, erweitert und somit umgeformt wird, auch in Bezug auf Erfolge und Misserfolge oder gar beträchtliche Krisen, was nicht zuletzt mit neueren Entwicklungen auf dem Sektor der populären Unterhaltungs- und Vergnügungsaktivitäten zu tun hat (Sport, Kino, Gruppenreisen). Und: „Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ging Luzerns Tourismusblüte abrupt zu Ende.“ (88)

Der kürzere zweite Teil setzt sich mit der „Maschinerie der Bilderfabrik“ auseinander, mit der Industrialisierung des touristischen Angebots, vor allem des Angebots von Bildern, die ja einen Großteil sämtlicher Bestandteile der Tourismusmeile ausmachen, dies unter inhaltlichen, formalen, medialen und funktionalen Gesichtspunkten. Da geht es um den Blick und die Vielfalt von Blicken, um die Konstruktionsprinzipien von Parks, um die Bedeutung von Vor- und Frühgeschichte, um Naturgeschichte, um Humanitätskonzepte, technische Innovationen, schließlich um Fragen der Medialität. *Andreas Bürgi* begibt sich in diesem Teil seiner Studie, die Goffmansche Vorderbühne verlassend, auf die Hinterbühne, während er im kürzesten dritten Teil sich der Ausdeutung der vorherigen Ausführungen widmet. Unter der Überschrift „Die Galerie der Bilderfabrik: eine globalisierte Schweiz“ geht er den Bedeutungen nach, welche die Luzerner Anlage für ihre Nutzer gehabt haben könnte. Und er gelangt zu dem Schluss, dass ein ganzes Set von Elementen zentral am Wirken war: die Kommerzialisierung: Vergnügen und Belehrung als Ware; die Medialisierung: enorme quantitative und qualitative Expansion der Vermittlungsmedien; die Internationalisierung: europaweite Ausbreitung von kulturindustriellen Konzepten und Einrichtungen, besonders im Gefolge der Weltausstellungen; die Psychologisierung: traumartige Bricolage (Bastelei) der Darstellungen. Alle diese Elemente der Zurichtung des Schweiz-Bildes lassen sich als Bestandteile eines Modernisierungsprozesses betrachten, der eher nach außen als nach innen zur Wirkung kommen sollte. In höchstem Maße überrasche es nur, dass er vom „Zentrum der politisch und gesellschaftlich konservativen Innerschweiz“ ausgegangen sei – und nicht von einer der „Metropolen des Kontinents“ (168).

Der hervorragend ausgestattete Band, dem es gelingt, eine vermeintliche kleinteilige Quartiersgeschichte voller Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten auf dem Sektor kultureller Aktivitäten und Objekte mit weltweiten, im Zeichen der sich ausbreitenden Moderne geschehenden Entwicklungen anschaulich und plausibel in Verbindung zu bringen, kombiniert in eindrucksvoller Weise die Forschungsfelder Stadtgeschichte und Kulturgeschichte. Von einer zweiten Auflage, welche dem Band sehr zu wünschen ist, könnte man sich allerdings einen abgedruckten oder mitgelieferten Stadtplan erwarten, damit der Leserschaft das angesprochene Mit- und Nebeneinander der Einheimischen- und der Touristen-Welten (34) innerhalb Luzerns noch deutlicher vermittelt werden kann.

¹ Wolfgang Brückner u. Christa Pieske: Die Bilderfabrik. Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1973 am Beispiel eines Großunternehmens. Frankfurt am Main 1973.

Burkhardt Lauterbach, München

Lioba Meyer u. Florian Nikolaus Reiß (Hgg.): Höchste Eisenbahn. 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg. Katalog zu den gleichnamigen Ausstellungen im Museumsdorf Cloppenburg und im Stadtmuseum Oldenburg. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg/Oldenburg: Stadtmuseum Oldenburg, 2017. 324 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, Bd. 47).

Das hier zu besprechende Buch entstand anlässlich zweier Ausstellungen zum Jubiläum „150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg“ im Museumsdorf Cloppenburg und im Stadtmuseum Oldenburg. Der Begleitband enthält 16 Beiträge und gibt einen facettenreichen Einblick in das Thema Eisenbahn im ehemaligen Großherzogtum Oldenburg aus historischer, aber auch aus kulturwissenschaftlicher Sicht.

Einige Beiträge seien hier etwas näher erläutert. *Lioba Meyer* („150 Jahre Eisenbahn im Oldenburger Land“, 22–69) stellt umfassend die historische Entwicklung dar und setzt mit dem relativ späten Start des Eisenbahnzeitalters ein, das erst 1864 mit der Gründung der „Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahn G.O.E.“ begann, also gut 30 Jahre nach der Fahrt der ersten deutschen Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. Der Bahnbau scheiterte zunächst unter anderem am politischen Widerstand des benachbarten Königreichs Hannover. Die „Erfolgsgeschichte“ der Staatsbahn ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten: Die Wirtschaft des Landes nahm einen großen Aufschwung, Handel und Industrie profitierten von dem neuen Verkehrsmittel, das nun den Anschluss an die „große Welt“ darstellte. Die Infrastruktur wurde ständig an den wachsenden Verkehr angepasst, auch kamen immer modernere Fahrzeuge und Waggon zum Einsatz. Die Anzahl der Fahrgäste und transportierten Güter nahm stetig zu. Die Residenzstadt Oldenburg wurde nun zu einer „Eisenbahnerstadt“: Die Hauptverwaltung der G.O.E. und spätere Reichsbahndirektion hatte ihren Sitz in unmittelbarer Nähe des repräsentativen Bahnhofs, ebenso entstanden ein großes Ausbesserungswerk, zahlreiche Eisenbahnerwohnungen sowie ein Rangierbahnhof vor den Toren der Stadt. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Gründung der Weimarer Republik ging die G.O.E. gemeinsam mit den anderen Länderbahnen in der Deutschen Reichsbahn Gesellschaft auf. Ab 1937 wurde sie in eine reine Staatsbahn (Deutsche Reichsbahn) umgewandelt und direkt dem NS-Staat unterstellt – und damit schließlich als logistische Grundlage zur Kriegsführung

und für die Deportationen benutzt. Infolge des Krieges wurden auch die Oldenburger Bahnanlagen durch Fliegerangriffe teilweise zerstört. In den drei westlichen Besatzungszonen kam es ab 1949 zur Gründung der Deutschen Bundesbahn, die mit der hohen Schuldenlast und maroden Infrastruktur schlechte Startbedingungen hatte. Außerdem war die Konkurrenz des Autoverkehrs schon bald so groß, dass die Rationalisierung des Bahnverkehrs im Vordergrund stand. Besonders in den 1970er Jahren wurden zahlreiche Strecken und Bahnhöfe in der Region stillgelegt; das Ausbesserungswerk und der Rangierbahnhof wurden geschlossen. Ab 1985 wurde Oldenburg durch Streckenelektrifizierung zum Intercity-Bahnhof. Eine gewisse Renaissance erlebten zunächst von der Stilllegung bedrohte Strecken, die infolge der Bahnreformen ab 1994 nun durch private Anbieter betrieben werden konnten.

Die Auswirkungen des Bahnbaus auf die Entwicklung des ländlichen Umfeldes nimmt der Beitrag von *Florian Nikolaus Reiß* („Eine Eisenbahn fürs Land“, 70–89) in den Fokus. Das Umland wurde durch Neben- und Schmalspurbahnen neu erschlossen. Das neue Verkehrsmittel ermöglichte es nun den Bauern, ihre Produkte (Schweine, Milch) leichter zu verkaufen, und sorgte für einen deutlichen Aufschwung in der Landwirtschaft. Für die vielen Menschen, die bei der Bahn arbeiteten, entstand eine entsprechende soziale Infrastruktur wie Gewerkschaften, Krankenkassen, Pensionskassen (s. *Lioba Meyer*: „Vereins- und Organisationswesen der Eisenbahner und betriebliche ‚Wohlfahrtseinrichtungen‘“, 98–121).

Der Eisenbahnarchitektur widmen sich drei Beiträge: Während bei *Dieter Ostendorf* („Thunlichste Einfachheit bei möglichster Zweckmäßigkeit – Eisenbahnarchitektur der G.O.E.“, 136–159) die Bahnhofsbauarchitektur in ihren unterschiedlichen Stilformen im Mittelpunkt steht, widmet sich *Michael Schimek* in seinem Beitrag („Leben nach Fahrplan – Vom Umgang mit Bahngebäuden“, 160–199) eher dem praktischen Nutzen dieser landschaftsprägenden Bauten (Bahnwärterhäuser, Bahnhöfe) und damit den Eisenbahnern und Passagieren, die in und mit diesen Gebäuden leb(t)en. Dabei bringt er Details, wie zum Beispiel über die Konstruktion der Bahnwärterhäuser des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die sich stark an den regional üblichen Bauernhäusern orientierten, denn zur bäuerlichen Selbstversorgung waren Ställe vorgesehen. *Friedrich Precht* nimmt in seinem Beitrag einen Bahnhof im Wandel der Zeit näher unter die Lupe („Der Bahnhof in Hude“, 200–213).

Besonders hinzuweisen ist hier auf den Beitrag von *Lioba Meyer* über „Die Deutsche Reichsbahn, die Ausplünderung der Ukraine und die Zwangsarbeit“ (214–240). Lange Zeit wurde dieses dunkle Kapitel der deutschen Eisenbahngeschichte in der Forschungsliteratur ausgeblendet, deswegen ist es umso lobenswerter, dass auf der Grundlage zahlreicher erhaltener Quellen die direkte Beteiligung der Reichsbahn und ihrer Mitarbeiter (in diesem Fall aus Oldenburg) an der Ausplünderung der Ukraine untersucht wurde, vor allem der Raub und Abtransport landwirtschaftlicher Güter und Lebensmittel

aus den von der deutschen Wehrmacht eroberten Teilen der Ukraine, wobei man den Hungertod der dortigen Bevölkerung billigend in Kauf genommen hat. Gleichzeitig wurden willkürlich Frauen als Zwangsarbeiterinnen nach Westen (ins „Altreich“) verschleppt, um dort fehlende Arbeitskräfte in der Rüstungsindustrie, Landwirtschaft oder auch bei der Reichsbahn zu ersetzen. Die Zeitzeugenberichte über die menschenverachtenden Bedingungen des tagelangen Transports in Güterzügen sowie die Schikanen unter unvorstellbaren Arbeitsbedingungen sind erschütternd.

Der Begleitband zeichnet sich insgesamt durch gewissenhafte redaktionelle Arbeit sowie ein gelungenes Layout bei gleichzeitiger großer Lesefreundlichkeit aus: Zitate finden sich in Extrakästen; die Anmerkungen am Ende des jeweiligen Beitrags. Die Abbildungen sind gut reproduziert und mit Bedacht ausgewählt worden. Inhaltlich gibt dieser Band einen umfassenden Einblick in den „Mikrokosmos Eisenbahn“, der kulturell in der Region tief verwurzelt ist. Ein sehr empfehlenswertes Buch – besonders für alle kulturhistorisch interessierten Leser!

Andreas Kühne, Landsbut

Peter F. N. Hörz (Hg.): Eisenbahn Spielen! Populäre Aneignungen und Inszenierungen des Schienenverkehrs in großen und kleinen Maßstäben. Göttingen: Universitätsverlag, 2016. 232 S. m. Abb., z.T. farbig, 1 Tab. (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, Bd. 3).

Das Buch ist das Ergebnis eines Lehrforschungsprojektes von Studierenden im Masterstudiengang am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie 2012/2013 der Georg-August-Universität Göttingen und eines darauffolgenden öffentlichen Kolloquiums zum Thema „Eisenbahn Spielen! Populäre Aneignungen und Inszenierungen des Schienenverkehrs in großen und kleinen Maßstäben“. Zunächst inhaltlich auf das Thema „Modellbahn“ beschränkt, wurde es auf Eisenbahnen im großen Maßstab ausgedehnt.

Nach einer Einführung in das Thema durch den Herausgeber wird es in insgesamt zehn Beiträgen aus unterschiedlichsten Perspektiven behandelt: *Bernd Rieken* („Homo faber trifft Homo ludens“, 27–48) – selbst bekennender Modelleisenbahner – geht zunächst auf den kultur- und ideengeschichtlichen Kontext ein.

Der darauffolgende Beitrag von *Charlotte Kalla* („Spur und Spiel: Die Eisenbahn als Spielzeug im 19. und 20. Jahrhundert“, 49–64) nimmt die Entstehungsgeschichte von Spielzeugeisenbahnen (1830 bis 1950) und deren pädagogische Verwendung in den Fokus.

Elisabeth Müller beschreibt das Phänomen der „Eisenbahnmodelle im Museum“ (65–84), der seit Beginn des Eisenbahnzeitalters beliebten und anschaulichen Funktionsmodelle einzelner Maschinen, die zum Teil auch aufgeschnitten präsentiert werden. Dabei zeigt sie auch die Grenzen von Modelltechnik im Museum auf, da sie das Erlebnis des Bahnfahrens nicht ersetzen kann.

Anna Schäfer geht in ihrem Beitrag „Die Kleinbahn im Kopf: Erinnerungen zwischen Göttingen und Duderstadt“ (85–108) der Frage nach, inwieweit eine längst stillgelegte und abgebaute Schmalspurbahn – in diesem Fall die Gartetalbahn – als Erinnerungsort für Biographien von Bedeutung ist.

Der (längste) Beitrag von *Peter F. N. Hörz* und *Susanne Klinke* „Sehnsuchtsorte: Eisenbahnlandschaften in kleinen Maßstäben“ (109–156) ist ganz dem Thema Landschaft auf Modellbahnen gewidmet. Dabei wird der Landschaftsbau aus kunsthistorischer Sicht als eine Spielart der „Naiven Kunst“ (114) betrachtet, d. h. jede in Form von Bricolage selbstgebaute Modelllandschaft stellt ein eigenes ganz persönliches Kunstwerk dar, was in der Regel auch nicht für die Öffentlichkeit gedacht ist. Ausführlich wird die bevorzugte Themenwahl behandelt, die häufig durch persönliche Erlebnisse oder Sehnsüchte gelenkt wird, wie befragte Akteure berichten. Dabei wird die Landschaft häufig „romantisiert“ und eine historische Eisenbahnepoche als Grundlage gewählt, das heißt zu moderne und als störend empfundene Elemente, wie etwa Hochhäuser, werden vermieden. Dass man auch mit „großen“ Bahnen spielen kann, belegt das vorgestellte Feldforschungsprojekt von *Margaux Jeanne Erdmann* „Wenn die Modelleisenbahn zur Modell-Eisenbahn wird: Männliche Idyllvorstellungen im Maßstab 1:1“ (157–176). Dabei untersucht sie am Beispiel der „Interessengemeinschaft Feldbahn Eichenberg“, deren Mitglieder mit ausgedientem Feldbahnmaterial auf einem Gelände – 20 km von Göttingen entfernt – Gleise immer wieder neu verlegen und auf diesen mit Arbeitszügen fahren, die Motive der Beteiligten.

Johanna Marie Elle („Interkulturelle Inszenierungen auf der Pressspanplatte. Modelleisenbahnbasterei als Integrationsprojekt“, 177–192) geht von der „integrativen Modellbahnanlage in Bergisch Gladbach“ aus, „einer Collage, die plastisch verschiedene Orte und Länder repräsentiert“ (177). Dabei werden von mehreren Personen einzelne Teile als Dioramen gebaut, die später zu einer Anlage zusammengefügt werden. Die Autorin untersucht dabei Beweggründe für die jeweilige Motivwahl und in welcher Form die Verarbeitung von persönlichen Schicksalen umgesetzt wird.

Dem (Modell-)Eisenbahnverein und seiner „hegemonialen Männlichkeit“ widmet sich *Laura Stonies* (193–210) – in geradezu klischeeartiger Form zeigt sich hier das Rollenbild: Die Männer kümmern sich um die Eisenbahntechnik, die Frauen der Vereinsmitglieder um das leibliche Wohl derselben.

Manfred Seifert geht zum Abschluss in seinem Aufsatz „Wellenreiter im Alternativformat: Zu Strukturen und Perspektiven der aktuellen Eisenbahnbegeisterung“ (211–230) auf die verschiedenen Formen der Eisenbahnbegeisterung ein. Nach einem kurzen Blick auf die Geschichte dieser „Fankultur“ widmet er sich dem gegenwärtigen Wandel: Während die Begeisterung für historische Dampfzüge ungebrochen scheint, schwindet das Interesse an der klassischen Modellbahn bei der jüngeren Generation immer mehr.

Das Buch bietet aus kulturwissenschaftlicher Sicht einen spannenden Einblick in ein Phänomen, das Gene-

rationen von Männern seit ihrer Kindheit begleitet hat und beschäftigt.

Andreas Kühne, Landshut

Mirko Uhlig: Schamanische Sinnentwürfe? Empirische Annäherungen an eine alternative Kulturtechnik in der Eifel der Gegenwart. Münster/New York: Waxmann, 2016. 559 S. m. 6 Abb. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 13).

Forschungen, insbesondere Feldforschungen, im Bereich Schamanismus waren lange ein klassisches Feld der außereuropäischen Ethnologie. Im Umdenken und dem Wechsel des Faches Volkskunde hin zu einer modernen europäischen Ethnologie sind neue Forschungsfelder in den Fokus gerückt – so auch die Erforschung des Schamanismus und die Hinwendung zu alternativen Heilmethoden in Europa. Ethnographische Erhebungen im Bereich der Ethnologie sind hier die Grundlage zur Erforschung alternativer Glaubensformen und Kulturtechniken. Nicht nur, dass in der westlich-urbanen Gesellschaft eine Abkehr von der klassischen „Schulmedizin“ zu beobachten ist, wir erkennen zudem eine Hinwendung zu alternativen Heilmethoden, deren Techniken und Methoden. Menschen in prekären Lebenssituationen begeben sich auf die Suche nach neuen Wegen, um Hilfe oder gar Heilung zu erlangen.

Diesem Thema widmet sich die hier vorliegende Arbeit – eine an der Universität Mainz eingereichte Dissertationsschrift – von *Mirko Uhlig* und gibt einen vertieften Einblick in alternative Kulturtechniken des Schamanismus. Die Eingrenzung des Themas ist geographisch gefasst: Die Untersuchung bezieht sich auf die Eifel.

Der Autor begreift das Fach Volkskunde als „Erfahrungswissenschaft von Alltagserfahrungen [...] gleich einem unbeschriebenen Blatt und ohne selbst Impulse zu geben in den zwischenmenschlichen Austausch“ (9). Die Störungen des Alltags, die er wahrnahm, das „Stolpern“ (9), führte ihn in oder besser gesagt zu seinem Forschungsfeld: zuerst ein witziger Rat einer Kollegin, sich dem Schamanismus in der Eifel zuzuwenden, dann eine Kontaktperson, die erzählte, dass sich die Mutter die Zukunft lesen ließe, eben von einem Schamanen in der Eifel, und letztlich ein ehemaliger Lehrer und Verwandter, der einen systematischen Erklärungsansatz für angeblich irrationale Überbauten aufstellte.

Die Arbeit teilt sich in vier große Bereiche auf. Im ersten Teil widmet sich Mirko Uhlig, neben der Einführung und Erläuterung seines Erkenntnisinteresses, dem Schamanismus sowie der Eifel. Er führt den Leser sozusagen durch die Geschichte und Rezeption des Schamanismus und schamanistischer Erfahrungen, indem er einen Überblick vom 17. bis ins 19. Jahrhundert gibt, um sich dann der Frage der „Eliadisierung der Schamanenfigur“ zu widmen (31 ff.). Er bearbeitet den problematischen Ansatz von Mircea Eliade, der sibirische Schamanismus stehe in Verbindung mit den unterschiedlichen Glaubensformen der nordischen Mythologie. Dabei be-

leuchtet Uhlig den daraus entstandenen wissenschaftlichen Diskurs, zum Beispiel zwischen Ioan Myrddin Lewis, Terry Alliband und Klaus E. Müller (32). In diesem Zusammenhang führt der Autor auch an, dass Clifford Geertz „scharfe Kritik am -ismus-Gebrauch“ übte (33). Die Ethnologie habe laut Uhlig den Schamanismus bisher eher stiefmütterlich behandelt. Es folgt eine ausführliche Definition des Terminus „Gegenwartsschamanismus“, die dem Leser einen fundierten Einblick in die wissenschaftliche Debatte und den Forschungsstand eröffnet.

Bevor sich Uhlig dem Forschungsfeld Eifel widmet, das er präzise erläutert, beschreibt er noch sein methodisches Vorgehen. Die Auswahl der Interviewpersonen erfolgte „eher minimalistisch“ (42), was bei einem solchen Untersuchungsfeld durchaus erlaubt, sogar sinnvoll ist, wie Uhlig richtig vermerkt: „Durch einen zunächst partikulären Blick eröffnen sich also etliche weitere unterschiedliche Dimensionen in thematischen – und vor allem empirisch registrierbaren – Nahbereich.“ (43)

Das Einführungskapitel schließt mit einer näheren Beleuchtung der Fragen nach der Präsentation der erhobenen Daten, dem Umgang mit der Rolle im Feld, den Erfahrungen und den Grenzen ab. Sehr schön umschreibt der Autor dies wie folgt: „Die Möglichkeiten (oder Gefahr, je nach Sichtweise), als Ethnograph getäuscht und/oder vorgeführt zu werden, besteht immer.“ (67)

Das besonders umfangreiche zweite Kapitel „Ausführungen I – Ratgeber“ umfasst 18 Fallbeispiele unterschiedlichster Couleur. Die Interviews wurden alle in einem Zeitraum von 2011 bis 2015 erhoben, der Hauptteil davon im Jahr 2012. Eine kleine Einführung, wie mit dem Material umgegangen wird, eröffnet das Kapitel. Akribisch und sehr dicht werden die Daten im Fließtext dargestellt. Kleine Kapitelüberschriften, oftmals als Interrogativsatz formuliert, unterteilen die dichte Beschreibung. Über einen biographischen Einstieg und die Definitionserhebung, was Schamanismus sei, nähert Mirko Uhlig sich den Heilverfahren und -techniken. Durch die breite Streuung von Vorstellungen und Kulturtechniken des sogenannten westlichen Schamanismus ergibt sich aus den Interviews eine extreme Bandbreite, die es dem Leser teilweise erschwert, das Thema für sich noch fassbar zu machen. Vielleicht hätten weniger Interviewbeispiele mehr Stringenz und Klarheit gebracht. Eine kurze Zusammenfassung am Ende des großen Kapitels wäre für die Lesbarkeit und ein tieferes Verständnis des Lesers sicher hilfreich gewesen.

Das dritte Kapitel „Ausführungen II – Ratsuchende, Hilfesuchende & Interessierte“ umfasst drei Fallbeispiele und zwei gesonderte Interviewteile, die aus dem dritten Fallbeispiel stammen. Das Kapitel endet mit einem Bericht über ein gemeinsames Schwitzhüttenwochenende (466 ff.), in dem Mirko Uhlig mit viel Humor und Selbstironie einen gelungenen Einblick in eine der Kulturtechniken des Heilens gibt.

Im vierten Kapitel „Zusammenführung“ problematisiert der Autor knapp, aber treffend die Fragen nach Deutungssinn und Deutungsgrenzen (478 ff.). Er führt folgerichtig an, dass es sich lohnt im Kopf zu behalten, welchen Deutungssinn die Ethnographie eröffnet und

wie damit umzugehen ist. Das Problem der emischen Perspektive kann auch ein Trugschluss sein, der sich durch die erst im „ethnographischen Dialog geschaffene emische Perspektive“ entwickelt (479). Demnach sei die in vorliegender Arbeit abgebildete Binnenperspektive kein Original in Susan Sontags Sinn, sondern ein „mehrperspektivisches Konstrukt“ (479). Folglich widmet er sich auch der Frage, wo sich die Deutungsgrenzen in der Ethnologie eröffnen. Deutungsgrenzen seien bewusst gezogene Grenzen, „um sich von unvertretbar erscheinenden Interpretationen anderer abzusetzen“ (479). Diese Unverbindlichkeit der Ethnologen und die Gefahr der tiefenpsychologischen Deutungen des Feldes will Uhlig aus der wissenschaftlichen Betrachtung einer Ethnographie ausgeschlossen wissen. Insbesondere seine Ausführungen in diesen beiden Unterkapiteln sind die Essenz der vorliegenden Arbeit.

Mirko Uhlig wagt es, sich der klassischen Herangehensweise der Ethnologie im Feld zu widersetzen, und denkt neue, andere Wege, die er wissenschaftlich fundiert mit einer reichen Kenntnis des Fachdiskurses untermauert. Solche Abschlussarbeiten sind für eine Weiterentwicklung des Faches und eine lebendige Diskussion, wie die Ethnologie mit dem Feld, den Menschen und der Wissenschaft weiter verfahren möchte, unabdingbare Grundlage. In seinem Ausblick sucht Uhlig neue Möglichkeiten, das Feld zu vertiefen und auch von differenten Seiten zu beleuchten. Eine ausführliche Bibliographie mit den wichtigen und auch kritischen Werken des Faches und der Nachbarfächer ermöglicht dem Leser, sich weiter in das Thema einzulesen und einzudenken.

Mit der vorliegenden Arbeit ist Mirko Uhlig ein wichtiger Beitrag zum Fach gelungen. Nicht nur die akribische Erhebung von Daten im Feld, der grundsätzliche Umgang mit den interviewten Personen und der Ethnographie, sondern auch besonders das In-Frage-Stellen des Faches und der eigenen Person, gekoppelt mit Lösungsvorschlägen, gibt dieser Arbeit eine besondere Note.

Kathrin Fischer, Freiburg im Breisgau

Bernd Wedemeyer-Kolwe: Aufbruch! Die Lebensreform in Deutschland. Darmstadt: Philipp von Zabern, 2017. 208 S. m. Abb.

Seit den 1990er Jahren steht die „Lebensreform“ im Zentrum kultur- und geschichtshistorischer Forschungsanstrengungen in Deutschland, ohne dass genau definiert wäre, was darunter zu verstehen sei. Hier setzt das Buch des in Göttingen lehrenden Volkskundlers und Sporthistorikers *Bernd Wedemeyer-Kolwe* an. In fünf Kapiteln, denen eine Einleitung, ein Fazit und ein rund 40 Seiten umfassender bibliographischer Apparat beigeordnet sind, stellt der Autor Forschungsstand, Definitionsprobleme und die vier seiner Ansicht nach zentralen Betätigungsfelder vor, die Lebensreform ausmachten: Ernährung, Naturheilkunde, Körperkultur und Siedlung.

Wedemeyer-Kolwe schildert zunächst den schwierigen Weg der historiographischen Aufarbeitung. Den Startschuss gab 1974 Wolfgang Krabbe mit seiner Studie zur Lebensreform.¹ Es folgten zahlreiche weitere Publikationen, die ihren vorläufigen Höhepunkt in dem zweibändigen Katalog zur Ausstellung „Die Lebensreform“ (2001) auf der Mathildenhöhe in Darmstadt fanden.² Die meisten Autoren erkannten zwar, dass die Lebensreform eine individuelle beziehungsweise kleine Gruppen umfassende Anstrengung zur Perfektionierung des eigenen Selbsts war, die auf eine Erzwingung des Glücks mittels einer Revolution verzichtete. Jedoch blieb lange ungeklärt, was die Kernpunkte einer solchen Hinwendung zur persönlichen Vervollkommenheit sein könnten. In Abgrenzung zur Großstadt spielte stets die Besinnung auf „natürliche“ Lebensweisen eine große Rolle. Doch hier begann schon ein Problem, sowohl für Zeitgenossen als auch spätere Historiker, wie der Autor herausarbeitet. Die „Natur“ an sich war undefiniert und es war unklar, wer überhaupt berechtigt sein konnte, sich von der vorgeblich ungesund lebenden Masse abzuheben. Als bald mischten sich völkische Gedanken in das vage Konzept der Reform von Körper und Geist hinein. Die Idee einer elitären Führungselite, welche die übrigen Angehörigen eines Volkes auf einen „natürlichen“ Weg lenkte, funktionierte auch deshalb so gut, weil tatsächlich eine kleine Zahl von Stichwortgebern auf Ernährungsreformer, Naturheilkundige, Gegner der Stadt oder Muskeltrainer einwirkte: der Maler Fidus mit seinen wirkmächtigen Bildern, der Gymnastiklehrer Rudolf Bode oder der Kreis vom „Monte Verita“. So entstand früh der Eindruck, Lebensreform sei der Nukleus eines Konzepts von „Führer und Gefolgschaft“.

Wedemeyer-Kolwe macht deutlich, dass selbst ein scheinbar geschlossenes Konstrukt wie „Ernährung“ nach vielen Seiten offen war. Es wirkten nicht nur „Kohlrabiapostel“ mit, sondern Wissenschaftler, die mit der naturwissenschaftlichen Ernährungslehre nicht einverstanden waren, aber auch religiöse Freigeister, die im Vegetarismus den Schlüssel für eine neue Welt sahen. Es gab Enthusiasten, die die Versorgung mit Vegetabilien selbst in die Hand nahmen, wie die Mitglieder der „Obstbausiedlung Eden“ bei Oranienburg, aber ebenso viele andere Reformprojekte, in deren Tätigkeit die gesunde Ernährung zwanglos einfluss. Bereits um 1910 hatte sich eine Dienstleistungskultur von Reformhäusern und vegetarischen Gaststätten entwickelt, deren Gedeihen erahnen lässt, wie interessiert Teile der Öffentlichkeit Konzepte der gesunden Ernährung aufnahmen. Eng verbunden mit der Selbstoptimierung durch fleischlose Ernährung war die Idee der Krankheitsvorbeugung durch Anwendung von Heilmitteln, die direkt aus der Natur kamen: kaltes Wasser, Sonnenlicht oder Massage durch den kundigen Heiler. Ziel war stets die Stärkung von Selbstheilungskräften und implizit war die Kritik an der ungesunden Lebensweise in den Städten. Krankheitsvorbeugung bedeutete auch sportliche Aktivitäten und hier kreuzten sich Ertüchtigungstraditionen von „Turnvater Jahn“ und Naturentdeckungsphantasien großstadtmüder Lebensreformer. Insofern war hier der Zuspruch besonders groß, aber auch die

Bereitschaft, neue Körpertechnologien zu integrieren: Yoga, FKK und gymnastische Tänze. Die Überhöhung des nackten Körpers rief sowohl Sittenschützer als auch völkische Träumer auf den Plan, die hier die Möglichkeit zur Schaffung einer „neuen Rasse“ im Hier und Jetzt sahen. Doch Turnübungen ließen sich in einem Stadtpark durchführen, die gesunde Ernährung wurde zuhause gewährleistet und für ein Kneippbad genügte ein kurzer Ausflug in eine Badeanstalt – sah so die Verwirklichung lebensreformerischer Träume aus? Das war allenfalls ihre massenkompatible Variante. Wer wirklich Lebensreform leben wollte, der musste die Stadt dauerhaft verlassen und sich sein eigenes Paradies erarbeiten. Zahlreiche Theoretiker diskutierten ab 1900 Siedlungspläne, autarke kleine Organismen im Daseinskampf. Doch wirklich umgesetzt wurden diese Konzeptionen nur in Einzelfällen. Es bedurfte einer Mischung aus Alternativlosigkeit und eisernem Willen, um tatsächlich dauerhaft „Lebensreform“ konsequent zu leben, zum Beispiel die Kölner Familie Wittmer auf der Galapagosinsel Floreana (1931–2000) oder die FKK-Siedlung Klingberg (1903–1981). Letztendlich blieben von allen Strömungen nur Bruchstücke, die in unterschiedlichen Varianten, aber losgelöst von damaligen Ideologien, bis heute überdauert haben: Eden-Honig, Reformhausmüslis, Nacktkultur oder „Jesuslatschen“. Im Ganzen handelt es sich weiterhin um Projekte, die vor allem vom Bildungsbürgertum und den Angestellten präferiert werden, um sich von der Masse abzuheben. Zumindest dieser Teil des alten Erbes hat sich erhalten. Kritisch ist anzumerken, dass Wedemeyer-Kolwe zu keiner Zeit den eigenen Standpunkt des scheinbar aufgeklärten Historikers, der sich im Kontext früherer Forschungen bewegt, hinterfragt. Die Erforschung der Lebensreform setzte in der Bundesrepublik in den 1970er Jahren im Kielwasser einer betont „linken“ Ökoströmung ein. Viele vormals dem Nationalsozialismus aufgeschlossen gegenüberstehende ältere Akteure konnten dennoch einen Platz finden. Eventuell war die gesamte „Lebensreform“ mit ihren Nebenströmungen politisch höchst ambivalent und erst in Kenntnis der Ereignisse nach 1933 wurden von Historikern Abgrenzungen und Strategien definiert, die den eigentlichen Akteuren niemals in den Sinn gekommen waren. Hinzu kommen einige weitere Punkte: Im Zusammenhang mit der Naturheilkunde fehlen Hinweise auf den bedeutendsten Streitpunkt zwischen Naturheilern und Ärzteschaft, der bis heute nachwirkt: die Impfdebatte. Daneben wäre ein zumindest kurzer Hinweis auf die sozialistischen Varianten der Naturheilkunde sinnvoll gewesen. Denn gerade im Bereich der Krankheitsvorbeugung waren revolutionäre politische Vorstellungen nicht fern, wie sich dann auch im Nationalsozialismus zeigen sollte. Im Kontext der Körperkultur wird der Zionismus seltsamerweise nicht erwähnt, obwohl in dessen Körperkonzept alles zusammenfloss, was die deutsche Lebensreform an asexuellem Gedankengut produzierte. Im Gegensatz zu den Projekten in Deutschland war den Zionisten immerhin die Verwirklichung ihrer Ideen in Teilen und schichtenübergreifend vergönnt.

Auch fehlt jeder Hinweis auf Entwicklungen außerhalb Mitteleuropas. Der Traum von autarker Produktion, gepaart mit neuen Familienkonzepten, Nacktkultur und Naturheilkunde wurde beispielsweise bereits 1848 bis 1881 in Form der „Oneida Community“ in den USA gelebt.³ Erstaunlich ist, dass Wedemeyer-Kolwe die Beziehungen zur Sexualreformbewegung allenfalls streift. So lässt sich schlussendlich zusammenfassen, dass der Autor um den Preis einer Straffung und Definition des Begriffs „Lebensreform“ an einigen Stellen sich etwas knapp ausdrückt. Gleichwohl handelt es sich bei dem vorliegenden Werk um ein in höchstem Maße verdienstvolles, quellengesättigtes und lesefreundlich aufbereitetes Einführungswerk. Der umfangreiche bibliographische Apparat lädt zu weiteren Studien ein und das Personenregister erleichtert den Zugang.

Anmerkungen

- ¹ *Wolfgang Krabbe*: Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im neunzehnten Jahrhundert 9). Göttingen 1974.
- ² *Kai Buchholz, Rita Latocha, Hilke Peckmann* u. *Klaus Wolbert* (Hgg.): Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. 2 Bde. Darmstadt 2001.
- ³ *Ellen Wayland-Smith*: Oneida. From Free Love Utopia to the Well-Set Table. London 2016.

Florian G. Mildenberger, Berlin

Karl Braun, Felix Linzner u. **John Khairi-Taraki** (Hgg.): Avantgarden der Biopolitik. Jugendbewegung, Lebensreform und Strategien biologischer „Aufrüstung“. Göttingen: V&R unipress, 2017. 275 S. m. Abb. (Jugendbewegung und Jugendkulturen. Jahrbuch 13).

Das auf der Jugendburg Ludwigstein in Nordhessen befindliche Archiv der deutschen Jugendbewegung – das als wichtigstes Archiv zur Geschichte der Jugendbewegung gilt – gibt seit 1969 ein eigenes Jahrbuch heraus, das kontinuierlich mit substantiellen Beiträgen zur Geschichte der Jugend, der Jugendbewegung und der angrenzenden Reformbewegungen aufwartet. Der 13. Band dieses Jahrbuchs – früher als „Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung“ bekannt, seit einigen Jahren fortgeführt als „Jugendbewegung und Jugendkulturen. Jahrbuch“ der Stiftung Jugendburg Ludwigstein und Archiv der deutschen Jugendbewegung – ist, wie schon oft, als Themenband konzipiert. Dieser Band fasst einen Teil der Beiträge der jüngsten Archivtagung von 2016 in sich, die sich mit „Avantgarden der Biopolitik. Jugendbewegung, Lebensreform und Strategien biologischer ‚Aufrüstung‘“ auseinandergesetzt hat.

Historische Studien zur Biopolitik haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen, und zugleich befassen

sich etliche historische Disziplinen auch mit Körpertheorien und -praktiken in der Moderne. Im Mittelpunkt solcher Arbeiten stehen in der Regel politische, medizinische, demographische, ökologische und gesellschaftliche Diskurse, Praktiken und Techniken in Bezug auf das Leben und den Körper der Bevölkerung in der Moderne, wobei das (auch individuelle) Ziel die fürsorgliche und kontrollierende Produktivität und die Lebenssteigerung von mit positiven Merkmalen besetzten Körpern beziehungsweise das Verhindern von „Negativkörpern“ war und ist. Dabei haben Studien zur Biopolitik und zur Biomacht mittlerweile derart zugenommen, dass man den Eindruck haben könnte, sie dienen generell als monokausales Erklärungsmuster für staatliche, gesellschaftliche und individuelle Diskurse und Verhaltensweisen (zum Körper) in der Moderne. Jetzt werden auch Jugendbewegung und Lebensreformbewegungen der vorvorletzten Jahrhundertwende – unter biopolitischen Aspekten untersucht, wobei – so suggeriert es der Titel des Tagungsbandes – diese Bewegungen nicht etwa auf mögliche biopolitische Gesichtspunkte hin abgeklopft werden, nein: Sie sind sogar angeblich „Avantgarden der Biopolitik“ gewesen und schritten sozusagen in der Biopolitik voran. Das ist – betrachtet man die bisherige Forschungs- und Interpretationsgeschichte zur Lebensreform und Jugendbewegung – eine ziemlich steile These, und man darf deshalb gespannt sein, wie die Herausgeber und Autoren einen derartigen Paradigmenwechsel aus der bisherigen Forschungsliteratur herleiten, begründen und mit entsprechenden Belegen unterfüttern.

Gleich in ihrer Einleitung lösen sich die Herausgeber des Bandes, *Karl Braun*, *Felix Linzner* und *John Khairi-Taraki*, von den bisherigen wissenschaftlichen Erklärungsmustern zur historischen Funktion der Jugend- und der Lebensreformbewegung und – beide in einen Topf werfend – definieren deren Aktionen und Denkmuster als „Bestrebungen [zur] Hebung der biologischen Qualität“, wobei beide Bewegungen „eines gemeinsam [haben]: Sie dienen biologisch-körperlicher Aufrüstung [und] sie zielen auf ‚vernünftiges Bewirtschaften‘ biologischer Ressourcen.“ (16) Diese Behauptung wird allerdings weder aus den Quellen belegt noch aus der Forschungsliteratur diskutiert und abgeleitet, ja die Forschungsliteratur wird noch nicht einmal am Rande erwähnt. Die bislang gängigen Interpretationen zu den Funktionen der Jugendbewegung – Protest- und Erneuerungsbewegung, Element der wilhelminischen Konfliktgesellschaft, Reaktion auf Wertewandel, Jugend als eigenständige Lebensphase, Jugend als Sinnstiftungselement – und der Lebensreform – rückwärts-gewandte beziehungsweise fortschrittliche Reaktion auf Globalisierung, Modernisierung und Industrialisierung und alternative Außenseiterkultur, bürgerliche beziehungsweise antibürgerliche Protestbewegung, Element im Vergesellschaftungsprozess einer neuen sozialen Schicht – werden weder rekapituliert noch zur Kenntnis genommen. Dagegen werden die Äußerungen und Praktiken beider Bewegungen monokausal als Element einer breiten gesellschaftlichen Furcht vor körperlicher

und geistiger „Degeneration“ verstanden und ihre Projekte und Aktionen als praktischer Ausweg aus jener zeitgenössischen biologistischen Furcht aufgefasst, eben als „biopolitisch motivierte Orientierungssuche“ (14 f.). In den folgenden Aufsätzen, die sich zum Großteil mit – in der Regel bereits bekannten – Vertretern, Organisationen und Periodika der Jugendbewegung und weit weniger mit Protagonisten der Lebensreform befassen, geht es – das ist die inhaltliche Klammer – viel um bürgerliche (und auch unbürgerliche) Sexualität, um Geschlechtermoral und Eros etwa bei Gustav Wyneken (*Gabriele Guerra*) und Friedrich Muck-Lamberty (Felix Linzner), um sexuelle Aufklärung bei Max Hodann (Karl Braun), um Männerbundtheorien, körperliche Selbstbestimmung und um sexuellen Missbrauch (präzise: *Sven Reiß*), um Theorien und Praktiken der Körperkultur bei Eugen Diederichs und seinem Verlagsprogramm (*Christina Niem*) und bei Richard Ungewitter und Gustav Simons (gewohnt quellengesättigt und kenntnisreich: *Uwe Puschner*), um jugendbewegte Körpertheorien bei Hans Paasche und Hermann Popert (John Khairi-Taraki) und in der Zeitschrift „Der Anfang“ (*Vanessa Tirzah Hautmann*) und um die Rezeption des Bachofen’schen Mutterrechts (*Meret Fehlmann*). Es geht also um Thematiken des Körpers zwischen sozialistischen und völkischen Bezügen und um Körperentwürfe zwischen und in öffentlichen Gruppen und privaten Befindlichkeiten; mithin um Themen, um die die Jugendbewegten der Zeit ohnehin schon immer kreisten und die auch schon vor diesem Band immer wieder im Fokus der Forschungsgeschichte gestanden haben. Es geht zwar auch um – ebenfalls schon häufig wissenschaftlich behandelte – Themen wie Rassenhygiene und um die Arbeit am völkischen Körper. Aber um Biopolitik und strategische Aufrüstung im Sinne der gängigen Diskurstheorien geht es, wenn überhaupt, dann nur am Rand.

Da der Band ja auch ein Jahrbuch ist, finden sich auch wieder die gewohnt gängigen und wie immer sehr gut informierenden Rubriken „Werkstatt“ (mit weiteren, nicht zur Tagung gehörenden Kurzbeiträgen), „Rezensionen“ (u. a. über Biografien zu Fabian Wehler, Otto Bennemann und Max Himmelheber) sowie die „Rückblicke“ mit den Tätigkeitsberichten des Archivs selbst.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Michael Fahlbusch, Ingo Haar u. Alexander Pinwinkler (Hgg.) unter Mitarbeit von David Hamann: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017. Bd. 1: Biographien. XXIV, S. 1–942; Bd. 2: Forschungskonzepte – Institutionen – Organisationen – Zeitschriften. X, S. 943–2255.

Im Jahr 2008 erschien erstmalig das Handbuch der völkischen Wissenschaften; diese erste Auflage umfasst einen Band, der 849 Seiten enthält, und seine über 140 Einträge wurden von 85 Wissenschaftlerinnen und

Wissenschaftlern geschrieben. Das Buch erhielt zahlreiche kritische Rezensionen mit den üblichen pseudo-konjunktivistisch formulierten Mäkeleien (inhaltliche Unschärfen, ungleiche Gewichtungen, fehlende Themen und Personen etc.) nach dem Motto: Man könnte jetzt kritisieren, dass ..., was man dann aber in der Folge tatsächlich, also indikativ, auch tat, anstelle es dann doch lieber – wie angekündigt – beim Konjunktiv zu belassen.

Jetzt erschien, „angeregt durch die damaligen Auseinandersetzungen und teilweise herben Kritiken“ (V), die zweite erweiterte und überarbeitete Auflage des Handbuchs, und zwar erweitert in jeder Hinsicht: 170 statt 85 Autorinnen und Autoren, zwei Bände statt einem Band und aktualisiert durch zahlreiche neue Themen und korrigierte alte Sujets. Letzteres war auch deshalb nötig gewesen, weil in der Zwischenzeit – und nicht zuletzt durch das Handbuch selbst angestoßen – eine Fülle neuer Arbeiten zur völkischen Bewegung und zu völkischen Wissenschaften erschienen ist. Daher enthält die erweiterte Ausgabe des Handbuchs auch eine neue Zusatzeinleitung, geschrieben von *Uwe Puschner*, einem der wesentlichen Experten der Geschichte der völkischen Bewegung. Puschner fasst den Gegenstand des Handbuchs nochmals präziser und arbeitet die Bedeutung der völkisch implizierten „Wissenschaft“ für die bevölkerungspolitischen Strategien der deutschen Forschungslandschaft der damaligen Zeit heraus. Damit stellt er das Handbuch in den Kontext thematisch benachbarter Übersichtswerke wie des Handbuchs des Antisemitismus oder des Handbuchs zur „völkischen Bewegung“.

Der erste Band des Handbuchs enthält 170 Biografien von Vordenkern, Protagonisten und Grenzgängern völkischer Wissenschaft beziehungsweise von Wissenschaftszweigen, die von vornherein unter völkischen Gesichtspunkten entworfen wurden, anfällig für völkische Gedankengänge waren oder völkisch imprägniert worden sind. Es handelt sich hier durchweg um männliche Akademiker, zumindest jedoch Gebildete mit entsprechenden (Schul-)Abschlüssen jedweder Couleur und aller möglichen Fachrichtungen, von denen etliche aufgrund ganz verschiedener persönlicher, sozialer oder beruflicher Umstände ihre ehemals sachliche wissenschaftliche Ebene verlassen hatten und sich für die Verfechtung einer völkischen Ideologie im Mantel einer als seriös apostrophierten Wissenschaft entscheiden sollten. Es ist an dieser Stelle weder sinnvoll noch gewinnbringend, einzelne Biografien gesondert herauszuheben, wesentlich wichtiger ist es, einen Gesamteindruck herauszustellen: Das Lesen etlicher Biografien im zusammenhängenden Vergleich macht eindrücklich bis schmerzhaft deutlich, wie gefährlich einfach es zu sein scheint, vom Wissenschaftler zum Ideologen zu werden. Jenseits der Fülle an biografischen Details und übergreifenden Zusammenhängen, die hier geboten werden und die in einer Rezension nicht einmal im Ansatz darstellbar sind, sollte und kann man die Biografien daher auch als konkrete Aufforderung zur biografischen und wissenschaftlichen Selbstvergewisserung und Selbstkritik verstehen.

Dieser Eindruck setzt sich im zweiten Band fort, dessen erster Teil sich mit völkischen „Forschungskonzepten“ befasst, einem Begriff, der im Grunde für nichts anderes steht als für die Transformation von mehr oder weniger konkreten Themenfeldern in politische Ideologie, die vielfach als „wissenschaftlicher“ Begründungszusammenhang für Rassismus, Verfolgung, Ausgrenzung und Massenmord gedient hat. Im engeren Sinn gehörten dazu Forschungsfelder wie Volkskunde, Archäologie und Hausforschung, Geografie und Naturschutz („Wald und Baum“, „Deutscher Wald“), Burgenforschung, Naturwissenschaft („Rassenbiologie“), Orientalistik und Religionswissenschaft („Germanischer Glaube“) oder Sonderpädagogik. Im weiteren Sinne betraf dies nichtwissenschaftliche Konzepte wie Esoterik beziehungsweise völkisch-religiöse Konzepte („Ariosophie“); ein Thema, das gerade in den 1980er und 1990er Jahren hinsichtlich seiner angeblich hohen Bedeutung für die ideologischen Sichtweisen und politischen Entscheidungen der Führungselite in NSDAP und SS seitens der Forschung etwas überinterpretiert wurde und auch in diesem Handbuch mit einem (auf Englisch verfassten) Aufsatz, der doppelt so lang ist wie die anderen Beiträge und die Forschung der 1990er Jahre im Grunde nur noch einmal wiederholt, vertreten ist (der Autor *Eric Kurlander* hat gerade eine englischsprachige Monografie dazu veröffentlicht).

An diesen Block schließt sich ein größerer Abschnitt über Institutionen der völkischen „Wissenschaft“ an, und hier reicht die über 50 Institutionen umfassende Palette von heimat- und landeskundlichen Stellen über Institute für „Osteuropaforschung“ – bei denen es um Rechtfertigungsstrategien für Ausplünderung, Annexion, Besatzung und Massenmord ging – bis hin zu Runenkunde, Sozialforschung, „Rassen und Völkerkunde“. Auch hier fehlt leider nicht der unvermeidliche Ausflug ins esoterisch Absurde; programmgemäß wird auf das „Forschungsinstitut für Geistesurgeschichte“ von Herman Wirth verwiesen, ein schon damals als völkischer Sonderling apostrophierter „Privatgelehrter“, dessen tatsächliche Wirkung völlig überschätzt wird.

Im dritten Teil des zweiten Bandes schließlich werden „Organisationen“ rekapituliert; ein Konglomerat, das sich mit dem Abschnitt „Institutionen“ zu überschneiden scheint, das aber eher denjenigen Institutionen gewidmet ist, die weniger Wissenschaftlichkeit vortäuschen als vielmehr tatsächlich reine außerakademische Instrumente der völkischen Ideologie waren: SS-Ahnenerbe, Rassenpolitisches Amt der NSDAP, Reichministerium für die besetzten Ostgebiete, Kriminalbiologische Gesellschaft, Kampfbund für deutsche Kultur, Reichsschule des SD oder Abteilungen des Reichssicherheitshauptamtes, mithin diejenigen Stellen, die bemüht waren, die theoretischen völkischen Vorgaben praktisch umzusetzen. Der vierte Teil des zweiten Bandes des Handbuchs rekapituliert wesentliche völkische Zeitschriften, die die völkische Ideologie publikatorisch begleitet und medial befeuert haben. Auch im gesamten zweiten Band des Handbuchs wird vor allen Dingen und mit übergreifender Systematik deutlich, wie und

vor allem wie reibungslos mit derselben Klientel Wissenschaft in Ideologie umgewandelt werden kann. Handbücher haben es zurzeit schwer, da ihre einzelnen enzyklopädisch-gesättigten Inhalte vermeintlich besser und schneller im Internet abrufbar sind. Auch in diesem Handbuch lassen sich quasi alle hier enthaltenen Biografien in Wikipedia nachschlagen, lassen sich die hier behandelten Institutionen und Organisationen im Internet recherchieren. Dazu kommt der bemerkenswerte Preis des Handbuches von 249 Euro, der mit Sicherheit nicht auf einen großen Käuferkreis zielt. Wer soll so etwas kaufen? Dennoch hat das Handbuch einen Vorteil: Man blättert, greift hier eine Biografie auf, die an die nächste anknüpft, schlägt hier ein Institut nach, das auf ein anderes im Handbuch verweist, kommt mühelos von einem Thema zu einem anderen Inhalt und fängt an, den Gehalt des Handbuches auf Parallelen und Bezüge abzuklopfen, die anregend und bereichernd sind. Tatsächlich stellt sich beim Lesen ein Zuwachs an Erkenntnis und Interesse ein, und das ist schließlich kein schlechtes Ergebnis für eine Publikation.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Birgit Angerer, Renate Bärnthol, Jan Borgmann, Max Böhm, Sabine Fechter, Heinrich Hacker, Michael Happe, Birgit Jauernig, Herbert May, Martin Ortmeier, Bertram Popp u. Ariane Weidlich (Hgg.): Volk, Heimat, Dorf. Ideologie und Wirklichkeit im ländlichen Bayern der 1930er und 1940er Jahre. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim (Mittelfranken), im Freilichtmuseum Finsterau (Niederbayern), im Fränkischen Freilandmuseum Fladungen (Unterfranken), im Bauerngerätemuseum Ingolstadt-Hundszell, im Freilichtmuseum Glentleiten des Bezirks Oberbayern, im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren, im Oberfränkischen Bauernhofmuseum Kleinlosnitz und im Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen. Petersberg: Michael Imhof, 2016. 288 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 6).

Es handelt sich um die Begleit-Publikation zur gleichnamigen Ausstellung der ARGE Ausstellung Süddeutscher Freilichtmuseen, die für das Jahr 2016 erarbeitet und in insgesamt acht bayerischen Museen gezeigt worden ist. Die 28 Beiträge von meist wenigen Seiten sind nicht im Einzelnen zu besprechen, sondern in ihrer Gesamtheit zu würdigen.

Mit Genugtuung hat der Rezensent registriert, dass dies bereits die siebte Ausstellung mit Begleitband ist, den diese informelle Arbeitsgruppe seit dem Jahr 1997 zuwege gebracht hat,¹ eine beachtliche Leistung, die demonstriert, welchen Erfolg die Kooperation von Institutionen haben kann, wenn diese ihre Synergien bündeln trotz notorischer personeller Unterbesetzung vor Ort. Dies gilt sowohl für die jeweiligen Sammlungs-Bestände wie auch die wissenschaftlichen Kompetenzen. Das organisatorische Zentrum wandert da-

bei von einem Museum zum anderen; im vorliegenden Fall war das Fränkische Freilandmuseum Bad Windsheim federführend, für die redaktionelle Arbeit wie immer *Martin Ortmeier*.

Bei der neuesten Thematik handelt es sich zudem um ein Sujet, das nicht automatisch im Fokus der Sammlungs-Tätigkeit der Freilandmuseen in den letzten Jahrzehnten gestanden hatte und darum für die Behandlung der diversen Aspekte wiederholt neue Recherchen notwendig machte. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Der vorliegende Band hält nicht nur zentrale Aspekte der Ausstellung in den Bilddokumenten fest, sondern – und dies darf unterstrichen werden – liefert mit den genannten 28 Aufsätzen eine äußerst lesenswerte Beschreibung der lokalen und regionalen Lebenswirklichkeit in Bayern während der Zeit des Nationalsozialismus und kurz danach. Die Herausgeber haben darauf verzichtet, zentrale Überblicks- oder Einführungs-Artikel vorzusehen, die ja auch zum Thema „Nationalsozialismus“ auf dem beengten Raum kaum etwas anderes als Schlagworte hätten liefern können, sondern sie haben konsequent die lokale Perspektive eingefordert. Dies hat häufig dazu geführt, dass im Einzelfall die Deskription im Vordergrund stand; an ihr wurde aber durchweg die umgreifende Lebenswirklichkeit des „Dritten Reiches“ sichtbar, so dass aufs Ganze eben doch eine plastische Vorstellung vom Leben in Zeiten des Totalitarismus beim Leser erzeugt wurde. Konkret angesprochen werden unter anderem die Bemühungen um landwirtschaftliche Autarkie in diversen „Erzeugungsschlachten“, die Einvernahme der ländlichen Kleidung durch Hitler und Konsorten, die Bau- und Wohnsituation (von der Planung und Realisierung von Neubauern-Höfen bis zu Baracken und anderen Behelfsbauten für den Reichsarbeitsdienst, Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Ausgebombte) bis hin zur Verdrängung und Vernichtung jüdischer Mitbürger, Jenischer und anderer (inklusive einem Blick auf Außenlager im ländlichen Raum als Dependancen von großen Konzentrationslagern); es fehlt auch nicht an Beispielen für distanzlose Gläubigkeit an ideologische Vorgaben des Regimes wie zur Verführbarkeit von Menschen und Institutionen auch auf dem flachen Land. Überwiegend stammen die Aufsätze von aktuellen oder gewesenen Mitarbeitern der involvierten Museen (Ausnahmen: *Thomas Huonker, Johann Kirchinger, Axel Töllner, Angela Treiber, Georg Waldemer* und *Elsbeth Wallnöfer*, deren Beiträge etwas weiter ausgreifen, sich aber dezidiert in Geist und Ton des Ganzen einfügen); dies möchte ich werten als einen Beleg dafür, dass die hier tätigen Museen die gegenwärtigen Anforderungen an kulturgeschichtliche Museen verstanden haben – und diesen auch gewachsen sind.²

Anmerkungen

¹ Der von *Hermann Heidrich* 1997 herausgegebene Begleitband „Mägde, Knechte, Landarbeiter“ zur ersten Ausstellung dieser Arbeitsgruppe erschien als Band 27 der Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums.

² Vgl. *Manfred Seifert*: Zur Neubewertung volkskundlicher/kulturgeschichtlicher Sammlungen. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 50 (2014), S. 105–119.

Walter Hartinger, Passau/Regensburg

Marguerite Rumpf: „Pantoffeln gebe ich Dir mit auf den Weg“. Schenken in den Konzentrationslagern Ravensbrück, Dachau, Sachsenhausen und Buchenwald. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017. 311 S. m. 15 Farbabb.

Mit dem *Schenken in Konzentrationslagern* beschäftigt sich *Marguerite Rumpf* in ihrer Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg, die nun in Buchform vorliegt. Um es kurz zu machen: Es ist ein wunderbares Buch, ein wichtiges zugleich und mit seiner sachkulturellen Fokussierung ein großartiges Beispiel dafür, was unser Fach auf diesem Gebiet leisten kann. Danke und Bravo!

Derzeit arbeitet Marguerite Rumpf als Projektkoordinatorin in der Kulturabteilung des Goethe-Instituts und ist Lehrbeauftragte am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität.

In sechs umfangreichen Kapiteln nähert sich die Autorin akribisch, stark kontextorientiert und vielschichtig dem Thema, so dass es dem Leser einfach gemacht wird, dem schwierigen und gerade in heutiger Zeit umso wichtigeren Thema zu folgen. Die zentrale Frage, der die Arbeit folgen sollte, lautete: „Welche Themen wurden vom Schenkenden in das Geschenk auf welche Weise hineingelegt?“ Dazu bezieht sich die Autorin im ersten Kapitel auf die Schenktheorie von Marcel Mauss und gibt einen kurzen Einblick in das Themenfeld „Schlimme Gaben“, bevor sie sich kontextual mit der Schenkkultur in Europa im Allgemeinen befasst. Eine systematische Einführung in die Theorien der Sachkulturforschung folgt, in der die Autorin auch zu dem Schluss kommt, dass die Gedanken Günter Wiegelmans und Karl-Sigismund Kramers zur „Dingbedeutsamkeit“ für sie das ideale Forschungsfundament bilden, um sich den vorliegenden Gegenständen auf differenzierte Weise nähern zu können. Über den materiellen Aspekt hinaus gehören die untersuchten Objekte jedoch auch zur Erinnerungskultur, da sie exemplarisch in den konsultierten Gedenkstätten verwahrt werden.

Im zweiten Kapitel führt die Autorin kontextual in das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager ein. Die Intention dahinter, dem Leser ein besseres Verständnis der „Häftlingsgesellschaft und -kategorien“ und der „Einteilung der Konzentrationslager in verschiedene Entwicklungsphasen“ zu vermitteln, bringt den Entstehungsprozess und die -situation der Geschenkobjekte näher und zeigt ganz eindrücklich Alltag und Leben im KZ. Dabei beschäftigt sie sich auch mit den Thematiken Funktionshäftlinge, Schwarzmarkt und Tauschhandel.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich Marguerite Rumpf mit der Methodik der Forschung. Um sich dem Themenfeld zu nähern, konzentrierte sie sich auf die im Titel genannten Mahn- und Gedenkstätten der frühen Hauptlager der SS. Sie wählte aus über 500 Objekten zehn aus, „die in ihrer Stilistik und Materialität, aber auch im Geschenkanlass beispielhaft für die verschiedenen Orte stehen, an denen sie entstanden“. Im Zentrum der Arbeit standen daher eine Karte mit Miniaturpantoffeln, ein Leporello, ein Taschentuch, ein rotes Miniaturpferd, eine Karte mit Aufschrift „Souvenir“, eine Karte des Fußballausschusses, ein Pfannkuchen, eine Karte mit Giftflasche/Karte mit Karikatur und Gedicht, ein Zigarettenetui und eine Karte mit Reh. Nach Recherchen der Autorin entstanden die Objekte allesamt zwischen Juni 1940 und Weihnachten 1944 innerhalb der Lager. Eine Unterscheidung in Männer- und Frauenlager wollte die Autorin nicht, da es sich um die erste Arbeit zu diesem Thema handelte und deswegen beide Geschlechter repräsentiert werden sollten. Die gesamte Arbeit ist, wie bereits an dieser Stelle erkennbar, exemplarisch angelegt und schafft es auf der Ebene einer Mikrostudie hervorragend, Form, Funktion aber vor allem auch Bedeutung des Schenkhandelns in Konzentrationslagern zu beleuchten und die Wichtigkeit weiterführender Studien zum Thema zu unterstreichen.

Im vierten Kapitel beschäftigt sich Marguerite Rumpf mit Geschenkkarten und -akten allgemein mit einem speziellen Fokus auf den Akt des Schenkens während der Lagerhaft, wozu sie auch das Schenken an Funktionshäftlinge oder die SS zählt. Die beiden Kapitel des Hauptteils, fünf und sechs, widmen sich dann dezidiert den Objekten, wobei die Autorin im fünften Kapitel die Objekte und ihren Kontext in Form beispielsweise der Biografien der Gebenden und Nehmenden beschreibt. Darauf aufbauend folgt im „Analysekapitel“ eine Beleuchtung der einzelnen Themen und eine Darstellung, wie jene in den jeweiligen Objekten erscheinen. Intention dahinter ist das Aufzeigen der Sprache, der Themen, schlicht die Geschichte der Menschen, der „Erschaffer und Besitzer“, hinter den Objekten. Auch das gelingt der Autorin sehr eindrucksvoll.

Die Arbeit von Marguerite Rumpf zeigt, dass die Schenkenden über die Objekte nicht nur mit den Beschenkten, sondern auch mit der „Jetztzeit“ kommunizieren und richtig kontextualisiert und analysiert zu wichtigen Zeitzeugen werden können. Sie verdeutlicht, dass die Objekte „einzigartige Zeugnisse der Beziehungen zwischen Menschen, die innerhalb der Zwangssituation der nationalsozialistischen Konzentrationslager aufeinandertrafen“, sind. Auf inhaltlicher Ebene weist die Autorin nach, dass „thematisch die (eigene) Verarbeitung der Erlebnisse“, aber auch der Wille, „Bindungen zu festigen“, zentrale Motive darstellten. Daneben standen aber auch Erinnerungen an die gemeinsame Lagerhaft und die „Möglichkeit des Zeugnisablegens zur Lagerhaft an sich“. Als weiterer Themenschwerpunkt identifizierte die Autorin „die Sehnsüchte der Schenkenden und die Wünsche an die Beschenkten nach einem baldigen Ende der Haftzeit“, und trotz der Codierung verstand der Beschenkte die Inhalte und Andeutungen der

Geschenke, die zumeist zum Geburtstag erfolgten. Ein Stück Menschlichkeit in einer unmenschlichen Zeit! Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass es sich hier um ein äußerst lesenswertes, logisch aufgebautes und gut geschriebenes Buch zu einem vordergründig schrecklichen Thema handelt. Ist man jedoch bereit, sich dem Thema zu nähern, überrascht einen das Buch immer wieder und schafft es, die volkskundliche Sachkulturforchung – abseits einer allgegenwärtigen Metropolen- und Ländlichkeits- und Heimatforschung – mit all ihrem Potential und ihrer Relevanz zurück in die Erinnerung des gegenwärtigen Forschungskanons zu katapultieren.

Sebastian Gietl, Regensburg

Rainer Hofmann (Hg.): Fürchten, Bangen, Hoffen. Leben um 1945 auf dem Land am Beispiel der Fränkischen Schweiz. Begleitband und Aufsatzband zur Sonderausstellung im Fränkische Schweiz-Museum Tüchersfeld, 91 278 Pottenstein, vom 19. Juni – 08. November 2015. Tüchersfeld: Zweckverband Fränkische Schweiz-Museum, 2016. Begleitband: 108 S. m. 112 Abb., z.T. farbig; Aufsatzband: 171 S. m. Abb., z.T. farbig, Tab. (Ausstellungskatalog des Fränkische Schweiz-Museums, Bd. 23 u. 24).

Das im sogenannten Judenhof, einem Häuserkomplex aus dem 18. Jahrhundert, beheimatete Fränkische Schweiz-Museum Tüchersfeld (<http://www.fsmt.de>) bei Pottenstein ist nicht zuletzt durch seine besondere Lage unterhalb zweier steil aufragender, markanter Felstürme als ein Wahrzeichen der Fränkischen Schweiz weit über seine Grenzen hinaus bekannt. Nach einer Generalsanierung der bis in die 1970er Jahre als Wohnraum genutzten Gebäude wurde das Museum am 24. Juli 1985 eröffnet und stellt sich seitdem mit Erfolg den sich verändernden Anforderungen seiner Besucher. Gezeigt werden neben Handwerk und Trachten insbesondere Gegenstände aus der Erdgeschichte, Archäologie, Geschichte, Landwirtschaft und Volksfrömmigkeit. Eine Besonderheit ist die originale Synagoge aus dem 18. Jahrhundert, in der sich auch Informationen über den jüdischen Jahreskreislauf finden. Darüber hinaus konzipiert das Museumsteam jedes Jahr umfangreiche Sonderausstellungen zu besonderen Themen. Zur mittlerweile langen Liste der erfolgreichen Ausstellungsprojekte gehört auch die vom 19. Juni bis 8. November 2015 gezeigte Sonderausstellung „Fürchten, Bangen, Hoffen. Leben um 1945 auf dem Land am Beispiel der Fränkischen Schweiz“, zu der Museumsleiter *Rainer Hofmann* einen gleichnamigen Begleitband und einen Aufsatzband herausgegeben hat. Anlass für die Wahl des Themas, mit dem zugleich die Auswirkungen und Folgen des Krieges für die Bevölkerung der Fränkischen Schweiz dokumentiert werden sollten, war dabei die Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 70 Jahren.

Hermann Hübner, Vorsitzender des Zweckverbands Fränkische Schweiz-Museum und Landrat des Land-

kreises Bayreuth, hat zu den beiden Veröffentlichungen ein Geleitwort geschrieben, in dem er auf die erstaunliche Themenvielfalt der Ausstellung aufmerksam macht. So sei es dem Fränkischen Schweiz-Museum gelungen, auf engstem Raum eine Vielzahl interessanter Informationen zu präsentieren, und das in äußerst ansprechender Weise. Die Besucher könnten so die Nöte und Ängste der Menschen von damals, aber auch deren Hoffnungen nachvollziehen, sich mit ihnen identifizieren, Empathie entwickeln oder auch Entsetzen empfinden. Vor dem Hintergrund der aktuellen Flüchtlingskrise (2015) schreibt er sodann zur Bedeutung und Intention der Ausstellung beziehungsweise der Veröffentlichungen: „Zum einen Wissen um unsere Vergangenheit vermitteln, gleichzeitig aber auch uns die Augen öffnen für heutige Entwicklungen und uns so zum Nachdenken anregen“ (5).

Im Einzelnen vereint der Aufsatzband die folgenden acht Beiträge: *Alexander Schmidt* „Alltagsbewältigung in der Kriegszeit – Stimmungsberichte aus dem ländlichen Franken und der fränkischen Schweiz“ (9–25); *Christoph Rabenstein* „Ein KZ-Häftling erlebt das Kriegsende: der Widerstandskämpfer Oswald Merz“ (26–48); *Josef Motschmann* „Als Hitler-Bilder in der Wiesent schwammen“. Kriegsende 1945 und Nachkriegszeit in Oberfranken“ (49–58); *Jim G. Tobias* „Nach der Schoa – neues jüdisches Leben zwischen Bayreuth und Pegnitz“ (59–72); *Thomas Greif* „Weitab von jeglicher Zivilisation“. Die Fränkische Schweiz als Rückzugsort der SS-Organisation ‚Ahnenerbe‘“ (73–86); *Ulrich Fritz* „Die ‚deutsche Stammzelle des Karstwehrwesens‘ – Hans Brand, die SS-Karstschulungsstätte und das KZ-Außenlager in Pottenstein“ (87–101); *Manfred Franze* „Umbruch in der Fränkischen Schweiz: Evakuierte, Ausgebombte, Flüchtlinge und Heimatvertriebene“ (103–132); *Albrecht Bald* „Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft der Fränkischen Schweiz 1939–1945“ (133–171).

In seiner Einführung weist Rainer Hofmann darauf hin, dass sich die Fränkische Schweiz – wenngleich sie scheinbar abseits lag – in der Zeit des Zweiten Weltkriegs sowie in der darauffolgenden Nachkriegszeit als äußerst facettenreich erweist. So könne man bei einem genaueren Blick auf die Region überraschende Details erkennen. Zudem sei die Region eine „Kontaktzone“ gewesen, in der verschiedenste Charaktere zusammenprallten. Von daher hält er wörtlich fest: „Weder die Ausstellung noch dieser Katalog kann deshalb Ansprüchen nach einer vollständigen, objektiven Darstellung gerecht werden. Sie können aber Impulse geben, sich intensiv mit den einzelnen Facetten zu befassen.“ (7)

Wie die Darstellung zeigt, waren im Verlauf des Krieges immer mehr Männer und Jugendliche eingezogen worden und fehlten deshalb als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und im Handwerk. Kriegsbedingt – allein aus der Fränkischen Schweiz lassen sich mehr als 6 000 Gefallene beklagen – fielen große Teile einer Generation ersatzlos aus; viele kamen verwundet zurück. Kriegslazarette, in denen Verwundete gepflegt wurden, befanden sich unter anderem auf der Burg Feuerstein und in Unterleinleiter.

Wie in anderen Regionen mussten Kriegsgefangene auch vielerorts in der Fränkischen Schweiz auf den Feldern als Ersatz für die zum Kriegsdienst eingezogenen Bauern schuften. In nahezu jedem zweiten Ort waren Kriegsgefangenenkommandos zu deren Unterbringung eingerichtet, meist in Gasthäusern und Scheunen. Oftmals schrieb man sich noch lange nach Kriegsende gegenseitig Briefe oder besuchte sich gegenseitig.

In die Fränkische Schweiz waren nicht nur Teile der Bevölkerung des Saarlandes evakuiert worden, vielmehr kamen im Zuge der Kinderlandverschickung ganze Hamburger Schulklassen dorthin. Das schwere Los der Schüler fernab ihrer Familien insbesondere gegen Kriegsende zeigen dabei erschütternde Dokumente, Bilder, Briefe, Tagebücher und verbliebene Erinnerungsstücke.

Während in den letzten Kriegsjahren etliche Rüstungsbetriebe und politische Institutionen wie das Ahnenerbe in die Region verlagert wurden, aus der Nazi-Propagandazeitschrift „Signal“ entwickelte sich in der Fränkischen Schweiz gar die Zeitschrift „Quick“, erfolgten in den letzten Kriegsmonaten Tieffliegerangriffe. Vereinzelt ist von Flugzeugabstürzen die Rede, wovon Fotos brennender Häuser und bis heute aufbewahrte Geschossteile zeugen.

Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner betrieben die Menschen ihre „Entnazifizierung“ dahingehend, dass sie eilig Uniformen, Waffen, Auszeichnungen und sonstige Gegenstände mit NS-Symbolen wegwarfen oder versteckten. Die vielerorts einquartierten amerikanischen Soldaten verteilten auch in der Fränkischen Schweiz zum Teil großzügig Schokolade an die Kinder sowie Zigaretten und Lebensmittel an die Erwachsenen. Auch wenn offiziell keine privaten Kontakte unterhalten werden sollten, kamen hier solche im Laufe der Zeit doch zu Stande, wobei vereinzelt sogar Ehen geschlossen wurden.

Mit dem Ende des Krieges kamen zahlreiche Flüchtlinge in die Fränkische Schweiz, wodurch sich in vielen Orten über Jahrhunderte bestehende Konfessionsgrenzen veränderten; zudem entstanden neue Betriebe, die wesentlich zur Weiterentwicklung der Region beigetragen haben.

Ihrem selbst gesetzten Anspruch werden beide Publikationen in jeder Beziehung gerecht, indem sie eine ideale Grundlage bieten, um sich mit den Lebensumständen der Menschen in der Fränkischen Schweiz vor und nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen zu befassen. Neben den fundierten Textbeiträgen, durch die eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Thema leicht möglich ist, geben vor allem die zahlreichen persönlichen Bilder, Dokumente und Erinnerungsstücke tiefe Einblicke in das Leben der Menschen in den Jahren 1943 bis 1948 und erlauben so auch Jüngeren, diese Zeit nachzuvollziehen.

Zwar wurden andernorts schon viele Ausstellungen zum Zweiten Weltkrieg und zur Nachkriegszeit erarbeitet, in deren Fokus standen jedoch nahezu ausnahmslos größere Städte und deren Zerstörung durch die Bombardements der Alliierten. Da bisher die Situation auf dem Land – wenn überhaupt – nur am Rande Beach-

tung fand, kommen dem vorliegenden Ausstellungskatalog und Begleitband eine umso größere Bedeutung zu.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Thomas E. Hauck, Stefanie Hennecke, André Krebber, Wiebke Reinert u. Mieke Roscher (Hgg.): *Urbane Tier-Räume*. Berlin: Reimer, 2017. 144 S. m. Abb., z. T. farbig. (Schriften des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung der Universität Kassel, Bd. 4).

Bei urbanen Tier-Räumen handelt es sich um Raumanordnungen, die von und für Menschen planerisch gestaltet wurden – und die Tiere sich aneignen. Dieser außerplanmäßige Eroberungsfeldzug erfolgt nicht allein von Seiten domestizierter Spezies, die der menschgemachten Ordnung der Dinge (mehr oder minder aus eigenem Antrieb) Folge leisten. Auch Vertreter ungezähmter Tierarten bevölkern die vorgefundene, aber nicht unberührte „künstliche Natur“ der Städte und wissen sie für ihre Überlebenszwecke zu nutzen. Die Bandbreite reicht vom im Stadtpark nistenden Vogel bis hin zur Ameisentruppe zwischen den Bodenfügen.

Die Herausgeber des vorliegenden Bandes finden darüber hinaus symbolische Komponenten der Mensch-Tier-Verbindung in Figuren wie dem Maskottchen, welches sich aber bei näherem Hinsehen als eine die sozialen Elemente herauskitzelnde und zuspitzende Variation des Wappentieres entpuppt. Aus konstruktivistischer Sicht sind Tiere zu keinem Zeitpunkt außerhalb menschlicher Funktionsräume lokalisiert gewesen: Ihr Dasein jenseits humaner Zugriffe galt so lange als inexistent, bis sie katalogisiert, eingesperrt und studiert, mithin also: begriffen wurden. Die Kulturgeschichte sowohl der Domestizierung wie auch des Zoowesens spricht Bände über die besonderen Formen des Für-, Mit- und Gegeneinanders, das Menschen und Tiere seit Jahrtausenden ebenso verbindet wie voneinander abstößt.

Entscheidend ist die einseitig bestimmte und gesteuerte Distanz: Nicht alleine als Transportmittel, sondern vor allem als Rohstofflieferanten sind Tiere zwar für den Lebenserhalt einer dereinst durchgängig carnivoren Gesellschaft unerlässlich – gerade deshalb durften sie aber lange Zeit nicht als selbstzweckhafte Sozialpartner agieren, deren Nähe man um dieser Nähe willen sucht. Die animalische Moderne beginnt da, wo differenziert wird zwischen rationalistischer und bedingungslos-emotionaler Beziehungspflege. Friedrich II. hat diese spezifische Intimität im innigen Verhältnis zu seinen Hunden (italienische Windspiele) gewissermaßen in aristokratischer Ausprägung vorgelebt. Hund und Katze und viele andere Tiergattungen sind mittlerweile Okkupanten derselben Räume, die ihre menschlichen Besitzer benutzen und beleben. Verbunden ist die engere soziale Nähe mit einem gehobenen Anpassungsaufwand, mit einer Adaption an artifizielle und eben nicht naturwüchsige Umgebungen.

Das Nutztier dagegen? Es verharrt im Zwischenstadium: Der Stall als Behausung, der Landwirt als fürsorg-

licher, aber irgendwann vielleicht auch erbarmungsloser Schicksalsgestalter ist nie ganz fern, auch aber nicht wirklich nah. In urbanen Räumen sind diese Tiere rar; in ländlichen Regionen gelten sie dagegen als visuelle Markenzeichen.

Übrig bleibt eine dritte Gruppe, die der unbehelligten Tiere. Ihr ontologischer Status ist weitgehend unhinterfragt; sie sind da, weil sie da sind. Das gilt insbesondere für kleine und kleinste Lebewesen. Die Spinne an der Zimmerdecke beispielsweise erfüllt durchaus eine „Funktion“, die ihr aber nicht aufgetragen wurde, sondern die sich im Zuge globaler Verhäuslichungs- und später Verstädterungsprozesse gewissermaßen als arachnoide Lebensführungsoption herauskristallisiert hat. Das Tier hat sich der Urbanität also anzupassen gewusst, ohne dass dies im Prozess der Urbanisierung je intendiert oder auch nur reflektiert worden wäre.

Spannungreich sind jene Orte, an denen sich verschiedene Bedeutungszuweisungen an die Tierwelt überlappen. Sie werden in dem von *Thomas E. Hauck, Stefanie Hennecke, André Krebber, Wiebke Reinert und Mieke Roscher* herausgegebenen Buch thematisiert. Einer im Jahr 2000 im Zeichen der „Urban Animal Geography“ postulierten Differenzierung zufolge lässt sich differenzieren zwischen „animal spaces“ und „beastly places“: Der legitim(iert)e tierische Raum wäre demnach beispielsweise ein Zoo; eingerichtet und betrieben von Menschen, lässt er Tiere insofern Tiere sein, als das artifizielle Setting zumindest vordergründig doch etwas über den „Naturhabitus“ gerade jener Tiere zu vermitteln verspricht, die – zumindest in der je vorliegenden Kultur – nicht den Lebensraum der Menschen mitbevölkern. Bestialisch sind hingegen solche Plätze, die von Tieren gemäß autonomer Intentionalität erobert werden – wie der Fuchs, der den Hühnerstall zum Schlachtfeld macht, oder, dies ist das Beispiel der Herausgeber, wie der Waschbär, der seinen Appetit ungefragt mit den Inhalten von Kasseler Mülltonnen stillt.

Bestien sind diejenigen, die einem nicht begegnen sollen. Sie halten schlichtweg keinen sozialpsychologischen Mehrwert parat, wie die niedlichen, die dressierten Tiere es tun. „Der Nutzen von Hunden und Vögeln“, heißt es denn auch lapidar, sei heute „auf den emotionalen Gewinn reduziert“ (20). Unangepasste Tiere sind dagegen Störfaktoren wider die Ordnung der Dinge, zumal jener ungeschriebenen Regel, dass städtische Räume sich für animalische Kolonisation nur bedingt eignen. Und selbst dort, wo die Anpassungsfähigkeit sich durchsetzt – man denke an Großstadtauben oder daran, dass in Brüssel die Friedhöfe von sich selbst „ausgewilderten“ Papageien bevölkert sind –, wird dies üblicherweise nicht als Gewinn deklariert, sondern als Missstand. Krankheiten, Ekel oder schlichtweg das Abweichen von der Norm brandmarken urbane Tiere als Grenzgänger, wenn nicht als Störfaktoren. So ging es einst selbst den Katzen (vgl. 26). Heute geben marodierende Wildschweine (oder das, was man dafür hält) ein dankbares animalisches Feindbild ab (der offizielle Berliner „Wildtierreferent“: „Anrufer sind oft verärgert, weil ein Wildtier plötzlich bei ihnen im Garten auftaucht“; 47). Wer weiß: Vielleicht liegt der eigent-

liche Makel des urbanisierten Tiers darin, sich von seiner außerstädtischen Natur so dezidiert entfernt zu haben? Wie aber wären dann Kleintier- und Brieftaubenzucht zu interpretieren? Werden Fell und Feder an Straßen und Bauten angepasst oder laufen hier zwei Strömungen zusammen: das Beherrschen des Raums und des Tieres, die beide als Dominanzstreben über die „Natur“ gelten können? Immerhin, mit der Zuchtkultur wird das Verhältnis von Mensch und Tier partnerschaftlicher. Bereits im 19. Jahrhundert, so berichtet der Band, wurde das Schlachten zunehmend unsichtbar gemacht; die blutroten Flecken, welche die Beziehung zwischen Nutztier und Ausnutzenden kennzeichnen, konnten so besser verschwiegen werden. Es fällt nicht schwer, die Parallele zu erkennen, die Michel Foucault in seiner Studie zu „Überwachen und Strafen“ aufspannt: Moderne bedeutet hier unter anderem, die Hinrichtungen von Verbrechern nicht mehr als öffentlichen Event auf dem Marktplatz, sondern klammheimlich hinter Gefängnismauern vorzunehmen. Dass heute im Zoo viele Spezies gleichsam hinter Gitter ziehen, sei nur am Rande angemerkt. Ob nun Schädling oder wundersamer Anblick, Tiere im urbanen Raum tauchen dort auf, wo sie Bedingungen finden, die (halbwegs) mit ihren Bedürfnissen korrelieren (vgl. 73). Je mehr Zustimmung für und Bau von Grünanlagen, desto wahrscheinlicher der Besuch unerwarteter Gäste. Gerade das Wildtier ist, als „ungelenkes“, nicht-domestiziertes Wesen dort, wo es in Parks auf den folgsam gezüchteten Dackel trifft, eine Komplementärfigur, die sich als Staffage und buchstäbliches Kuscheltier nicht eignet. Das wilde Tier ist das andere Tier. Seine Wildheit ist sein Problem und zugleich sein Mehrwert. Dabei sind die Impulse, die bei menschlichen Beobachtern ausgelöst werden, wohl recht unterschiedlich; sie dürften von Akzeptanz bis zum Jagdaufruf reichen. Die spannende Frage ist, ob es denn überhaupt zwischen Menschen und Tieren in humanen Lebensräumen ohne „Demarkationslinie“ funktionieren könnte (91) – ob also eine Balance der Inanspruchnahme jener Räume sich etablieren ließe. Der Stöckchenwurf im Park zum Pläsir des Hundes gilt weithin nicht als Überschreitung; das Taubenfüttern dagegen ist an demselben Ort, und eigentlich überall, eine Hygienegefahr. Sind die Kategorien also im Kern dichotom – hier das gute Tier, dort das schlechte Viech?

Diese immanente Konfliktstellung lässt sich nicht ohne Einbeziehung von Verdrängungsstrategien nachvollziehen: „Menschen haben lange versucht, Tiere aus den urbanen Räumen zu verdrängen – mental und physisch.“ (94) Tiere wiederum haben erfolgreiche Gegenmanöver gestartet und damit den Diskurs überhaupt erst begründet, der dem vorliegenden Band und vielen weiteren Arbeiten im Zeichen der „Human-Animals-Studies“ zugrunde liegt. Das perfekt assimilierte Tier im urbanen Raum ist längst jenes, welches nicht mehr auffällt. Beachtet und damit häufig genug problematisiert werden jene Spezies, die im städtischen Feld dem dort aktiven Menschenrudel überhaupt noch als „fremd“ auffallen. Im eigenen Haushalt findet sich nichts Fremdes: Hund, Katze und Wellensittich gelten als „durchschaut“, ihnen werden Eigenschaften zugeschrieben,

sie dürfen mithin also sogar ein wenig menschlich sein. Urbane Räume gehören ihnen auch, weil ihre Menschenfreunde ihnen Partizipation zugestehen. Dahinter steckt die zutiefst menschliche Vorstellung, vermutlich ist es tatsächlich eher ein Wunsch, dass auch Tiere intersubjektive Wesen seien. Denn dann kann man sie lieben und von ihnen geliebt werden, was aber auch bedeutet, dass man sie hassen und vice versa gehasst werden kann. Wären Tiere „verdinglicht“ und gewissermaßen „interobjektiv“ unterwegs, wären sie im Großstadtdschungel harmonisch eingegliedert. Dass sie immer stärker menschliche Gefühlswelten bevölkern, ist so gesehen das größte Hindernis auf dem Weg zur bedingungslosen Anerkennung dessen, was Tiere jenseits des Menschen sind.

Thorsten Benkel, Passau

Justin Winkler (Hg.): „Gehen in der Stadt“. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar: Jonas, 2017. 131 S. m. 1 Abb. (Cultural Anthropology meets Architecture, Bd. 2).

Die derzeitige Mehrheitsfraktion in der französischen Nationalversammlung, die Bewegung „En Marche“, drängt in mehreren politischen Handlungsfeldern nach Veränderungen, innerhalb Frankreichs wie auch innerhalb Europas. Da passt es ausgesprochen gut dazu, dass der Basler Geograph, Musikwissenschaftler und Ethnologe *Justin Winkler* gleichermaßen positiven Druck ausübt, wenn auch lediglich für den Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften, konkret für das Forschungsfeld der Mobilität, dies unter besonderer Konzentration auf den Themenkomplex des städtischen Gehens. Auch wir sollten uns in Marsch setzen! Die besondere Leistung dieses kreativen Herausgebers besteht darin, dass er, zusätzlich zum Einführungstext „Gehen als widerständige Alltagspraxis“, sieben bereits publizierte Texte aus den Jahren zwischen 1971 und 2010 versammelt hat, von denen zwei in der Originalsprache Deutsch vorgelegen haben, die anderen fünf jedoch von Winkler selbst erstübersetzt worden sind, um sie einer breiteren Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Das ist ausgesprochen verdienstvoll; und dafür gebührt ihm bereits an dieser Stelle ein nachdrückliches Dankeschön, denn machen wir uns nichts vor: Die Kenntnis der französischen Sprache kann in unseren Breiten leider nicht mehr als gegeben vorausgesetzt werden!

Im Editorial liefern die beiden Reihenherausgeber *Johanna Rolshoven* und *Manfred Omahna* einen Schnelldurchgang durch die einschlägige, und zwar multidisziplinäre, Wissenschaftsgeschichte, während der Bandherausgeber kurz auf die Autoren der Texte eingeht, auf ihre institutionellen Umfelder, Projekte und Werke. Manche der Autoren dürften auch einem kulturwissenschaftlichen Publikum bekannt sein; zu denken wäre an Colette Pétonnet, die beim Berliner Volkskunde-Kongress 1983 ihre Forschungen in der Pariser Banlieue vorgestellt hat, oder an Henri Lefebvre, dessen dreibändiges Werk „Kritik des Alltagslebens“ an man-

chen unserer Institute bald nach Erscheinen (München 1974/1975) zur Standardlektüre gehörte.

Einige der vielseitigen Texte seien kurz vorgestellt: Der Philosoph und Anthropologe *Pierre Sansot* widmet sich in eher grundsätzlich-allgemeiner Weise, aber sozial klar differenzierend, dem Thema „Tagesanbruch und Morgenspaziergang“. Sein Text enthält eine Fülle von Reflexionen, was an Szenen aus Louis Sébastien Merciers Paris-Beschreibung (1781–1788) ebenso erinnert wie an die letzten Sequenzen aus Walter Ruttmanns quasi-analytischem, neu-sachlichem Dokumentarfilm „Berlin. Die Sinfonie der Großstadt“ (1927). *Jean-François Augoyard* setzt sich im bei weitem umfangreichsten Beitrag zum Sammelband mit Erzählungen von ganz konkreten alltäglichen Gängen und den dazugehörigen Praktiken und Taktiken auseinander, dies am Beispiel von Menschen, die sich durch eine Großwohnanlage im Stadtteil La Villeneuve von Grenoble im Jahr 1975 in unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichen Zielsetzungen bewegen. Er geht aus von der These „Durch die Gehpraxis erhält der Alltag den Anschein einer Sprache“ (28) und untersucht das Geschehen unter sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten, was dazu führt, dass ein breites Spektrum an Figuren herausgearbeitet wird, als da sind: elementare Figuren (Ausschluss, Vermeidung, Umgehung, Variation, polysemische Figuren), Figuren der Kombination (Redundanz, Symmetrie) sowie fundamentale Figuren (Synekdoche, Asyndeton). Stets geht es bei diesem Beitrag um die „Rhetorik des Gehens“ (54) – und das erinnert sehr stark an jenen von Michel Butor entworfenen theoretisch-methodologischen Ansatz einer künftigen kombinierten Reise-, Lese- und Schreibwissenschaft: „Ich schlage eine neue Wissenschaft vor [...], die eng mit der Literatur verbunden ist, die Wissenschaft von den menschlichen Ortsveränderungen, die ich zu meinem Vergnügen Iterologie nenne, damit der Weg im Wort selbst erhalten ist.“⁴¹

Colette Pétonnet stellt sich die Frage: „Wie soll man etwas erfassen, dessen Wesen es ist, immer zu entweichen?“ (63) Sie empfiehlt zwei Vorgehensweisen, zum einen die visuelle Aneignung des zu erkundenden Raumes sowie die Konzentration auf die sich dortselbst bewegenden Menschen, wobei sie hauptsächlich jene Probleme behandelt, mit denen sich ethnologische Forschung konfrontiert sieht, nämlich typische Orte für massenhaftes Großstadtleben zu bestimmen und aus der Begegnung mit den anonymen Menschenmengen unterwegs Situationen herauszufiltern und zu untersuchen, die dennoch in der Lage sind, Verbindungen zwischen den handelnden Menschen zu demonstrieren. Auch sie landet bei sprachwissenschaftlichen Reflexionen, indem sie eine kurze „Exkursion“ (66) durch bestimmte semantische Felder unternimmt, die mit der Beschreibung von Massen zu tun haben.

Mit Ordnungen als von Menschen hergestellten Regelsystemen setzen sich die Beiträge von *Walter Siegfried* (über das Tanzen und die Entwicklung der Perspektivenlehre), *Henri Lefebvre* (über Rhythmen des Alltagslebens) und *Johanna Rolshoven* (über das Gehen in der Stadt, dazugehörige Erwartungen und Wahrnehmungen

gen sowie mannigfaltige Differenzierungen im Bereich der Gehenden und ebenso dem der von ihnen genutzten Räume) auseinander. Abgerundet wird der Sammelband durch einen furiosen Aufsatz von *Jean-Paul Thibaud*, in dem der Autor ein „experimentelles Dispositiv“ (114) entwickelt, eine methodologische Übung einschließlich zugehörigen Reflexionen, welche darauf hinaus laufen, zwischen den drei Perspektiven des Gehens „in der Ersten Person“, der „Zweiten Person“ und der „Dritten Person“ zu unterscheiden, das heißt, zwischen dem eigenen Gehen, dem Begleiten einer weiteren Person und gemeinsamem Kommentieren des Erlebten, schließlich mit der Beobachtung fremder Menschen unterwegs, dem Nachvollzug verschiedener Wege und begleitender Tätigkeiten von fremden Menschen sowie die kontextualisierende Analyse und Ausdeutung des konkreten Verhaltens, um zu Schlussfolgerungen über das tatsächliche „Bewohnen“ des öffentlichen Raumes und seine Bedeutungen für die Akteure zu gelangen. Es ist zu bedauern, dass der Autor sich nicht näher mit der Bestimmung dieser Raumkategorie befasst, denn ein Gang durch eine (öffentliche) Straße oder Fußgängerzone stellt etwas anderes dar als ein Gang durch eine (sich als öffentlich gerierende) Passage (alias Shopping-Mall) oder Kunsthalle.

Kritische Worte sind nötig: Warum wurde auf den Abdruck von Illustrationen verzichtet? Das wirkt restlos unpassend in einem Band, der sich durchgängig mit An- und Einsichten auseinandersetzt. Zudem hätte ein weiterer Korrekturdurchgang dem verdienstvollen Unternehmen mehr als gutgetan. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Der Titel von Marie Jahoda ist falsch bibliographiert (111, 130); Henri Lefebvres „Critique de la vie quotidienne“ ist 1947 erschienen, nicht 1937 (13). Und wenn in der Einführung die Lebensdaten von Jacques Gutwirth auftauchen (13), warum fehlen dann zwei Zeilen darüber die entsprechenden Angaben für Michèle de la Pradelle (1944–2004) sowie Gérard Althabe (1932–2004)? Sollte es zu einer auf jeden Fall wünschenswerten zweiten, dritten und so weiter Auflage kommen, so gäbe es einen Vorschlag meinerseits zur Ergänzung der Gesamt-Bibliographie: das Kapitel „Pavements and Paths“ aus John Urry’s Studie „Mobilities“ (Cambridge/Malden MA 2007, S. 63–89).

Anmerkung

¹ *Michel Butor*: Reisen und Schreiben (franz. Original 1972). In: ders.: Die unendliche Schrift. Aufsätze über Literatur und Malerei. Wien/Zürich 1991, S. 24–46, hier S. 29.

Burkhard Lauterbach, München

Sarah Willner: *Geschichte en passant. Archäologisches Wandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis*. Münster/New York: Waxmann, 2017. 328 S. m. 38 Abb. (Edition Historische Kulturwissenschaften, Bd. 2).

In ihrer Ethnografie über das archäologische Themenwandern in den Alpen, welche die veröffentlichte Version ihrer Dissertation darstellt, gelingt es der Autorin *Sarah Willner*, einen lebensnahen Einblick in die Praktiken und Erfahrungen des Wanderns zu geben, durch welche Wissen über historische Lebenswelten produziert wird. Die performativen Geschichtskonstruktionen, welche Willners Erkenntnisinteresse anleiten, beziehen sich auf das neolithische Zeitalter. Ötzi gilt sowohl als zeitlicher als auch geografischer Referenzpunkt – Willner fokussiert sich vor allem auf die alpinen Wanderwege rund um die Ötzi-Fundstelle an der Grenze von Südtirol/Italien zu Tirol/Österreich.

Die Autorin nimmt die Leser und Leserinnen im Aufbau ihres Buches mit auf eine archäologische Themenwanderung durch die Alpen. Beginnend mit den Kapiteln „Gepäck“ (Forschungsstand) und „Vor-Gehen“ (Methodik), führt sie im Hauptkapitel „Themenwandern“ durch die verschiedenen Phasen und Stationen einer Bergwanderung. Die Arbeit endet mit einem Kapitel über die Zeit nach der Wanderung („Wieder zu Hause“) und finalen Schlussbetrachtungen („Interpretamente“). Willner fragt nach den „Modi der Wissensaneignung auf archäologischen Themenwegen und Prozesse[n] der Wissenszirkulation“ (45) und interessiert sich vor allem für deren performative Dimensionen. Um diese kulturwissenschaftlich zu verstehen, verbindet sie Ansätze der Living History Forschung mit analytischen Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Emotions- und Raumforschung, welche sie im ersten Kapitel „Gepäck (Forschungsstand)“ (15–44) darstellt. Während sich die Living History Forschung vorwiegend mit den intentionalen Praktiken der Wissensaneignung beschäftigt, legt Willner ihren Fokus auf ein vernachlässigtes Feld dieses Forschungszweiges: auf die erfahrungsbasierte und vielfach implizit ablaufende Konstruktion des Wissens über historische Lebenswelten (22). Sie stellt damit eine praxisorientierte Geschichtskonstruktion und -vermittlung in ihr Erkenntnisinteresse und argumentiert für die Berücksichtigung der „leiblichen Beteiligung“ (18) von Akteuren und Akteurinnen in der Erfahrung historischer Lebenswelten während des Wanderns. Aus der Emotionsforschung übernimmt Willner das Konzept der „emotionalen Stile“ (27), um auf die Heterogenität und Subjektivität von Wanderpraktiken und hieran anschließend auf die pluralen „Umgangsweisen der Wanderer mit geschichtsträchtigen Orten“ (27) zu verweisen. Aus der Raumforschung greift Willner den aktuellen Diskurs um die Erfahrungsqualität und performative Konstruktion von Räumen auf und verbindet dies mit einer Diskussion und Kritik des Konzeptes der Atmosphäre. Willner arbeitet im Verlauf ihrer Studie heraus, dass der analytische Fokus durch die Verwendung des Konzeptes der Atmosphäre lediglich auf die Raumwahrnehmung gelenkt und die performative Dimension von Räumen vernachlässigt wird (225). Auch

hier rekurriert sie auf das Konzept der emotionalen Stile, um die raumbezogenen Praktiken und Erfahrungen des historischen Themenwanderns kulturwissenschaftlich zu verstehen.

Bereits in diesem ersten Kapitel zum Forschungsstand beschäftigt sich Willner mit methodologischen Fragen des Zugangs zu Geschichtspraktiken und -erfahrungen. Sie bleibt hier jedoch auf einer abstrakten Ebene und wendet sich erst im folgenden zweiten Kapitel „Vor-Gehen: Kulturelle Praktiken der Ethnografie“ (45–79) ihrer konkreten methodischen Vorgehensweise zu. Diese zeichnet sich durch eine hohe Methodenpluralität aus: Willner verbindet Medien- und Fotoanalysen, Interview- und Gesprächsführung mit teilnehmender und autoethnografischer Beobachtung (46–50), um sich dem performativ erzeugten Wissen und den Erfahrungen der Wanderer und Wanderinnen auf historischen Themenwegen zu nähern.

Im Hauptkapitel „Themenwandern: Emotionale Stile und Praktiken der Wissenszirkulation“ (80–149) setzt sich die Autorin mit den Praktiken des Themenwanderns und den Erfahrungen, welche die Wanderer und Wanderinnen dabei machen, auseinander. Das Kapitel beginnt mit der Darstellung der Entstehung und Konzeption der archäologischen Themenwege rund um die Ötzi-Fundstelle, mit der Beschreibung der musealen Darstellung des neolithischen Zeitalters, mit dem Packen des Rucksacks, der Routenplanung sowie dem Aufbruch zur Wanderung (81–107). Diese stellt die Autorin als Praktiken heraus, durch welche das „neolithische Theming der Wege“ (105) vorbereitet wird. In den hieran anschließenden Unterkapiteln nimmt Willner anhand des Berganstiegs (108–125, 140–171), anhand von Pausen (125–140) an „geschichtsträchtig ausgewiesenen Destinationen“ (125), dem Aufenthalt am Wanderziel (175–199), der Einkehr und Übernachtung in Wanderhütten (200–212) sowie des Bergabstiegs (212–217) performative Praktiken der Geschichtskonstruktion in den analytischen Fokus. Durch detaillierte ethnografische Beschreibungen zeigt sie, dass das Wissen über das neolithische Zeitalter und das Alltagsleben dieser historischen Zeit auf körperlich-sinnlichen Erfahrungen und den emotionalen Wanderstilen (von der Urlaubs- bis hin zur Forschungsreise) der Forschungsakteure und -akteurinnen aufbaut. Geschichtserzählungen und Interpretamente über das Wandern in den Alpen und die neolithische Lebenswelt, welche in Gesprächen unter Wanderern und Wanderinnen entlang des Weges, während Pausen und beim Zusammensein in Wanderhütten geführt und generiert werden, erlangen Evidenz durch die während des Wanderns gemachten körperlich-sinnlichen Erfahrungen (125). Diese bilden die Grundlage der Produktion des Wissens über neolithische Lebenswelten (168). Im folgenden Kapitel „Wieder zu Hause“ (218–249) geht Willner auf die „Performanzen des Erinnerns“ (244) ein und stellt heraus, dass besonders einprägsame Geschichtserfahrungen, welche die Wanderer und Wanderinnen während ihres Aufenthaltes in den Alpen machten, als starke Sinneindrücke kommuniziert werden (245). Sie hebt damit die Verwobenheit von Körperlichkeit/Sinnlich-

keit, Erinnerung und Geschichtswissen hervor. In ihren Schlussbetrachtungen (250–264) greift Willner das Wissen, welches die Forschungsakteure und -akteurinnen vom neolithischen Zeitalter durch ihre Wander- und Raumperformanzen generiert haben, zusammenfassend auf. Für die Wanderer und Wanderinnen zeichnet sich das Alltagsleben im neolithischen Zeitalter durch Überlebenskampf und Konkurrenzdruck, durch ein im Vergleich zur Gegenwart überschaubareres und ökologischeres Leben sowie durch Komplexitätsreduktion und Ursprünglichkeit aus. Was genau sich für ein Wissen über das neolithische Zeitalter generiert und wie genau der durchwanderte Raum als historischer Raum erfahren wird, ist von den jeweils unterschiedlichen emotionalen Stilen der Wanderer und Wanderinnen abhängig. Das hierbei produzierte Geschichtswissen, so konstatiert Willner, ist zu begreifen als „Abfolge von Sozialisation, Artikulation, Kombination und Internalisierung, die implizite und explizite Ebenen“ (262) aufweist und „individuell wie kollektiv bedeutsam“ (262) ist. Die Autorin zeichnet hierdurch ein heterogenes Bild des performativ produzierten Wissens über das neolithische Zeitalter und der Koexistenz unterschiedlicher emotionaler Wanderstile (108).

Von Anfang an betont Willner die leibliche und sinnliche Fundiertheit von Geschichtskonstruktionen und Raumerfahrungen. Es überrascht daher, dass sich Willner nicht ausführlicher mit körper- und sinnestheoretischen Ansätzen der Kultur- und Gesellschaftswissenschaften auseinandersetzt. Willners Interpretationen hätten hierdurch kulturanalytisch stärker fundiert werden können und ihre Argumentation hätte an Aussagekraft gewonnen, beispielsweise durch die Diskussion der Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge der von ihr verwendeten Konzepte Leib, Körper, Praxis und Erfahrung. Auf methodischer Ebene erkennt die Autorin zwar die Schwierigkeiten und Herausforderungen des Zugangs zu performativen, körperlich-sinnlichen und erfahrungsbasierten Geschichtskonstruktionen in ihrem Forschungsfeld. Und sie liefert mit der eigenen Teilnahme an Wanderungen und der Nutzung des „Forscherkörpers [...] als Erhebungsinstrument“ (68) gute Ausgangspunkte, um sich den performativen Geschichtskonstruktionen der Wanderer und Wanderinnen anzunähern und damit die Methodenreflexion über die Zugänge zu körperlich-sinnlichen Dimensionen spezifischer Lebenswelten weiterzuführen. Im Forschungsprozess konzentriert sie sich jedoch leider zu sehr auf die Erhebung verbal-sprachlicher Daten. So konstatiert sie zum Beispiel, dass die „Teilnehmer [...] immer wieder irritiert [waren], wenn sie nach ihren körperlichen Techniken gefragt wurden“, und es „[w]ährend des Gehens [...] daher kaum möglich [war], Interviews über das Gehen als Mobilitätspraktik zu führen“ (60). Trotz der offensichtlichen Irritiertheit der Forschungsakteure und -akteurinnen berücksichtigt sie nur unzureichend, dass kulturelle Bedeutungen nicht immer in Worte zu fassen sind, in den ausgeführten Praktiken selbst liegen und daher oftmals nicht über Sprache vermittelt werden können. Abgesehen von diesen kleineren theoretischen und methodischen Schwächen bereichert die Arbeit

die Europäische Ethnologie um ein bislang weitestgehend unbehandeltes Themenfeld und die Living History Forschung um den Einbezug kulturanthropologischer Ansätze der Emotions- und Raumforschung. Die Stärken der Arbeit liegen ganz klar in der detaillierten Präsentation des empirischen Materials, durch welche bei den Lesern und Leserinnen ein eindrückliches Bild der Praktiken und Erfahrungen des archäologischen Themenwanderns aufkommt. In ethnografischem Detail vermittelt Willner einen lebensnahen Eindruck vom Wandern auf historischen Themenwegen in den Alpen. Sie zeigt damit, wie akteurszentrierte und mikroperspektivische Forschung einseitigen und vorschnellen Interpretationen entgegenwirkt und auf die Komplexität und Heterogenität soziokultureller Wirklichkeiten aufmerksam macht.

Barbara Sieferle, Freiburg im Breisgau

Katharina Löffler: Allgäu reloaded. Wie Regionalkrimis Räume neu erfinden. Bielefeld: transcript, 2017. 379 S. m. 10 Farbbabb. (Edition Kulturwissenschaft, Bd. 158).

In ihrer Dissertation im Fach Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen untersucht *Katharina Löffler* populäre Regionalkrimis und ihre Raumdarstellungen. Ihr wichtigstes Material sind die Allgäu-Krimis um „Kommissar Klüftinger“ des Autorenduos Volker Klüpfel und Michael Kobr. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes „Milchgeld“ im Jahr 2003 ist die Reihe auf zehn Bände (zuletzt 2018) angewachsen. Zahlreiche Auflagen und hohe Verkaufszahlen, teilweise auch Verfilmungen, sind Belege eines großen Publikumserfolgs. Laut Löffler gehören die „Klüftinger“-Krimis zu den erfolgreichsten eines äußerst populären belletristischen Genres, von dem ja tatsächlich kaum eine Region in Deutschland (aber auch anderswo) unberührt ist. Die im Untertitel ihres Buches zugespitzte Ankündigung „Wie Regionalkrimis Räume neu erfinden“ verfolgt Löffler in zwei Hauptperspektiven: „Raum im Buch“ handelt von Elementen und Strategien, mit denen in den belletristischen fiktionalen Krimis das Allgäu als Raum konstruiert und dargestellt wird; „Buch im Raum“ thematisiert die Umsetzung der populärliterarischen Raumdarstellung in unterschiedlichen touristischen Angeboten und Medien und deren Folgen für Wahrnehmungen der Region Allgäu. Aus zwei Richtungen nähert sie sich damit Fragen von semantischen und kognitiven kulturellen Raumkonstruktionen und kann sie mit reichlichem empirischen Material aus ihren text- und medienanalytischen sowie ethnografischen Recherchen differenziert veranschaulichen.

Im Kapitel „Raum im Buch“ stellt Löffler zunächst die Region Allgäu anhand verschiedener Krimis dar, deren Autoren persönlich mal mehr, mal weniger mit der Region verbunden sind und deren Äußerungen zu Orten, Bewohnern und sozialen Verhältnissen für die jeweiligen Krimihandlungen von nachgehbaren Landschaftsbeschreibungen bis zu beliebigen Allgemeinplätzen

reichen. Im Allgäu-Krimi konkurrieren demnach „verschiedene literarische Raumnarrative: persiflierende stehen neben touristisch-ästhetisierenden, andere betonen ein Klischee-Korrektiv oder zielen auf die Engführung von Fiktion und außertextlicher Wirklichkeit“ (83). Genauer analysiert Löffler die Strategien der Autoren für die von 2003 bis 2013 erschienenen sieben „Klüftinger“-Krimis und zeigt unter dem Begriff „Wirklichkeitsimporte“ (87), dass die literarischen Handlungsorte zwar auf kulturelle Geschichten oder historische Orte verweisen, aber „fiktionalisierte Orte“ (88) sind. Detailliert geht sie schließlich einzelnen Elementen aus dem Repertoire nach, die das „Allgäu im Krimi“ ausmachen, ausgerichtet auf die Hauptfigur „Kommissar Klüftinger“. Es geht um Speisen („Kässpatzen“ stehen für eine „nur vordergründig [...] homogenisierte und repräsentative Regionalküche“ [93]), Rituale (die „Musikprobe“ als Beispiel des dörflichen Soziallebens u. a.), Sprache (der regionale Dialekt in Abgrenzung zu anderen Sprachen und Dialekten), materielles und immaterielles Kulturerbe (Ruinen, Klöster, Sagen usw.), Orte (tatsächliche Orte dienen der Verortung der Erzählung „an wirklichkeitsadäquaten Institutionen, Gebäuden und Plätzen“ [115]) und Landschaften (die auch Emotionen transportieren). „Wenn Klüpfel und Kobr Klüftinger majestätische Gebirgszüge der Allgäuer Hochalpen passieren und Kässpätzen genießen lassen, festigen auch sie romantisierende Zuschreibungen und streuen vermarktungsfähige Ikonografien einer attraktiven Destination.“ (131) Unter „Dynamik“ und „Reibung“ sind dann heterogene Raumelemente der Krimis dargestellt, die jenseits touristisch-idyllischer Zuschreibungen liegen und Brüche in diesem Bild markieren (Industriebranche, Kaufhaus, Gefängnis usw.), sie sogar – als Meinung „Kommissar Klüftingers“ – satirisch kritisieren können. Die Allgäu-Krimis sind für Löffler damit ein „Speichermedium [...] multipler alltäglicher, kultureller, historischer Wissensbestände einer Region, ihrer Herstellung und Erweiterung“ (146). Die Krimihandlung selbst scheint im Fall der „Klüftinger“-Bände nachrangig, es gilt „Spaßfaktor vor Nervenkitzel“ (147). Die Bücher sind Löffler zufolge Bestseller, weil die Autoren sowohl „Markenqualität und Popularität“ (148) des Allgäus referieren als auch die „populäre Allgäu-Semantik“ aufbrechen und „Region in ihrer Heterogenität“ (152) schildern. „Der Boom der Regionalkrimis liegt nicht an Darstellungen arkadischer Landschaften, die kompensationskompatibel auf spätmoderne, enttraditionalisierte Alltage wirken. Das zeitgeistige Pfund der Regionalkrimis ist vielmehr ihr situatives Identifikationspotential für den Einzelnen. Sie halten in der Fiktion Wiedererkennungsmöglichkeiten des Erlebten oder Erlebbareren einem globalisierten Allerweltskulturkonglomerat entgegen.“ (162) Mit der Möglichkeit, die Krimis als „Reiseführer“ im Sinne eines „Literaturtourismus“ (164) zu nutzen, leitet Löffler zu ihrem zweiten Hauptkapitel über.

In „Buch im Raum“ fragt sie nach der Rolle und Bedeutung, die die Krimi-Erzählungen in der touristischen Vermarktung der Region gewonnen haben. Ein kurzer historischer Exkurs erläutert den Wandel der wirtschaft-

lichen Struktur des Allgäus seit dem 19. Jahrhundert und den Stellenwert des Tourismus als Wirtschaftsfaktor heute. Die „mediale Transformation“ der populären Kriminalromane in touristische Angebote wird sowohl von lokalen Veranstaltern als auch der Allgäu GmbH als zentraler Agentur für Regional- und Wirtschaftsstandortmarketing vorangetrieben. Löffler hat mit diesen Akteuren ausführliche Interviews geführt und ihre „Produkte“ untersucht. Schwerpunkt hierbei sind Krimi-Führungen als „konsumierbare Events“ (182), die an „originalen“ Schauplätzen der Romane stattfinden und sich auf literarische Szenen, Ereignisse oder Figuren beziehen. Katharina Löffler war bei sieben unterschiedlichen Angeboten mit „auf Tour“ und untersucht sie mit Methoden der teilnehmenden Beobachtung. Ihre Darstellung speist sich aus dem Verhältnis von Literatur und vorfindbarem Raum und folgt jeweils drei Etappen. Unter „Start“ stellt sie den „realen“ Ort vor, der im literarischen Schauplatz mit eingefangen ist (z. B. Altusried als den Heimatort „Kluftingers“; Orte als Schauplätze der Morde usw.). Unter „Design“ analysiert Löffler detailreich, was bei den Führungen wie und mit welchen literarischen Motiven verwoben besucht und gezeigt wird. Unter „Effekte“ schließlich fragt sie nach Auswirkungen des Krimi-Angebots auf den „realen“ Ort, meist scheinen sie eher marginal zu sein. Löfflers Hauptinteresse gilt den Raumkonzepten und sie konstatiert: „Die Führungen präsentieren mehrheitlich stabile und monolithische Raumeinheiten. Allgäu ist dort komplexitätsreduziert und ein thematisch jeweils eindeutig festgelegtes Konstrukt“ (249 f.), das sich nicht um Nuancierungen und Differenzierungen der Raumdarstellung in den Romanen kümmert. Der „Raumkreatur Fremdenverkehr modelliert Destinationen nach seinen eigenen Interessen“ (254). Löffler beobachtete und befragte auch die anderen Führungs-Teilnehmer*innen. Diese sehen die Veranstaltungen als Urlaubs- oder Freizeitunterhaltung an, reagieren locker und kreativ. Ein Beispiel liefern Löffler zwei Freundinnen, die sich nicht für die Krimis interessieren und sich dennoch an der Themen-Stadtführung beteiligen, um gemeinsam etwas zu unternehmen. Nach Löffler „unterlaufen [sie] den kluftingerisierten Stadtraum im metaphorischen und buchstäblichen Sinn und gravieren ihm autonom semiotische Spuren ein“ (266). Löfflers Interpretation scheint hier jedoch von der im Widerspruch zu ihren Befunden stehenden Annahme auszugehen, man müsste die angebotenen Konzepte unbedingt ernst nehmen.

Ergebnis ist ein „Allgäu im Plural“. Für eine Region, die als touristische Destination gut bekannt ist, erweitert sich durch die Romannarrative der „Kluftinger“-Krimis der „Pool an regionalen Polysemien“ (322). „Allgäu reloaded“ soll heißen, eine neue Geschichte ist zu den bereits bestehenden hinzugekommen. Die Autoren Klüpfel und Kobr fiktionalisieren in ihren Romanen Elemente der „Region Allgäu“ und die hier verarbeiteten Räume werden wiederum in eigene touristische Konzepte umgesetzt und vermarktet. Wirklich neu erfinden weder Regionalkrimis noch Tourismusindustrie die Räume, neu sind die Kombinationen. Diese zirkulierenden Transformationen sind in Katharina Löfflers

Buch detailreich und vielstimmig – mit Interviewzitate im Dialekt – präsentiert und vielfach mit hohem theoretischen Aufwand analysiert. Die wenigen Zitate hier verweisen auf Sprache und Schreibstil der Autorin. Einfallsreiche Wortschöpfungen und mitunter stark abstrahierende Formulierungen überhöhen und wiederholen variantenreich bisweilen aber auch eher schlichte Sachergebnisse oder Zusammenhänge.

Gabriele Wolf, München

Laura Gozzer: Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2016. 186 S. m. 11 Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 41).

Wohnen ist eine vielschichtige Angelegenheit. Sie beinhaltet Aspekte der Selbstverortung, des Sich-in-Beziehung-Setzens, der Repräsentation und Distinktion, der Verhandlung von Öffentlichkeit und Privatheit, der Vermarktung und noch vieles mehr. Angesichts steigender Mieten, städtischer Nachverdichtungen und Gentrifizierungstendenzen sind Fragen rund um den Wohnraum zudem wieder Bestandteil kontroverser gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Dies verdeutlicht mit aktuellem Fokus die 2016 erschienene Masterarbeit „Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien“ von *Laura Gozzer*.

Die Autorin geht mit ihrer Studie an den Anfang und untersucht, wie sich „Wohnen“ als Praxis in einer Neubausiedlung erst noch herausbildet. Geleitet von der Frage, was „sich vor Ort in den Neubaugebieten konkret abspielt“ (10), wählt sie eine Perspektive, die in der Lage ist, Aspekte des Wohnens vom Moment ihrer vielschichtigen Entfaltungen aus zu skizzieren. Für die Untersuchung wurde ein 800 Ar großes Areal einer 2002 geschlossenen Lebensmittelfabrik im Wiener Arbeiterbezirk Simmering gewählt, welches zwischen 2012 und 2015 neu überbaut wurde. Die in sich geschlossene Mautner-Markhof-Siedlung wird dabei als „eine spezifisch materialisierte, durch Diskurse und Praktiken ständig neu verhandelte Form von Wohnen [betrachtet], die so und nicht anders im Zusammenspiel eines zeitlichen und räumlichen Kontexts [...] entsteht“ (13). Diese Kontextualisierung erfolgt zunächst in Form einer Übersicht über sozialen Wohnungsbau in Wien, der in der MieterInnenstadt auf eine lange Geschichte – insbesondere hinsichtlich kommunaler und genossenschaftlicher Wohnraumversorgung – zurückblicken kann. Anschließend werden die Rahmenbedingungen der untersuchten Bebauung umrissen, die auf gewandelte Paradigmen kommunaler Wohnungspolitik verweisen. So zielt die Wohnraumförderung Wiens heute hauptsächlich auf Angehörige der Mittelschicht, für die nicht die reine Versorgungsleistung, sondern deren Selbstverwirklichung in kleinteiligen, gemischten

Nachbarschaften angestrebt wird. Auch tritt die Gemeinde seit 2004 nicht mehr selbst als Bauherr und Verwalter auf, sondern nimmt über Förderinstrumente Einfluss auf die Planung und Vermarktung. Auf Grundlage eines „Vorschlagsgerüst[s]“ (52) in Form eines auch über die untersuchte Siedlung hinaus praktizierten 4-Säulen-Modells werden stadtplanerische Richtlinien bezüglich Ökonomie, sozialer Nachhaltigkeit, Architektur und Ökologie umrissen, die von konkurrierenden Bauträgern unterschiedlich interpretiert werden können, was im Ergebnis einen Wandel von einheitlicher sozialstaatlicher Versorgung zu Vielfaltigkeit auf Grundlage eines regulierten Wettbewerbs bedeutet. Dieser Bruch öffnet nicht nur Spielräume für ganz unterschiedliche Siedlungsentwürfe, sondern auch für die Erforschung ihrer nun offener zu Tage tretenden Aushandlungsprozesse.

Dazu nimmt Gozzer im zentralen dritten Kapitel „Wohnen als Praxis: Materialisierungen, Sozialitäten und Bezüge zur Umgebung“ unterschiedliche AkteurInnen in den Blick, welche die Wissensordnung Wohnen als vielschichtigen Aushandlungsprozess hervorbringen. In Anlehnung an Andreas Reckwitz wird diese Wissensordnung als Zusammenspiel von Planungsdiskursen, Materialisierungen und lokalen Praktiken verstanden. Zentrale Frage ist dabei, „[w]elche Praktiken, Diskurse, Materialisierungen und Subjektivierungen [...] Wohnen im Kontext der öffentlich geförderten Mautner-Markhof-Siedlung [konstituieren]“ (22). Damit wird als Fokus nicht eine rückblickende Bilanzierung der Planungsideen, sondern „die Wissensordnung Wohnen im Hier und Jetzt“ (24) gewählt.

Zugang bieten Gozzer teilnehmende Beobachtungen, Planungsunterlagen und Gespräche beziehungsweise Interviews mit MieterInnen, die im Sinne einer Grounded Theory im wechselseitigen Bezug aufeinander analysiert werden. Dieses reichhaltige Material wird anhand von drei räumlich gegliederten Analyseebenen geordnet, die aufeinander aufbauend die Aneignungsprozesse des individuellen Wohnraums, die nachbarschaftlichen Beziehungen und die Bezüge der Siedlung zum umliegenden Stadtraum thematisieren. Diese Perspektive wird der Tatsache gerecht, dass die von unterschiedlichen Bauträgern errichteten Blöcke erheblichen Spielraum für Binnendifferenzierungen bieten, was auch durch detaillierte Betrachtungen von drei kontrastierenden Einzelprojekten Berücksichtigung findet. Besonders interessant ist dabei die gelungene Nachzeichnung, wie neue BewohnerInnen versuchen, sich mit ihrer Wohnung, ihrem Block, der neuen Siedlung und dem Bezirk „in Einklang“ zu bringen, was eine mitunter widersprüchliche Einpassung der eigenen Subjektivität in Konstellationen bedeutet, die noch jung, fragil und deutungs offen sind.

Bei der Einordnung dieser Prozesse greift Gozzer auf theoriegeleitete Deutungen zurück, die Orientierungen im dichten, vielschichtigen Material bereithalten. Dabei kommen jedoch alternative Interpretationen etwas zu kurz, so dass manche gezogenen Schlüsse weniger als Ergebnis von Erörterungen einer komplexen Empirie, sondern als Bestätigung von theoretischen Schlussfolge-

rungen anderer erscheinen – beispielsweise wenn Nachbarschaften mit Max Weber als Notgemeinschaften charakterisiert werden (134 f.) oder Unsicherheiten bei der Aneignung von Außenflächen mit Elisabeth Katschnig-Fasch zum Resultat einer ansozialisierten Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit werden, die keine Nutzung halböffentlicher Räume kennt (110).

Im bilanzierenden Schlusskapitel fasst Gozzer die raumgliedernden Erkenntnisse anhand der Leitlinien symbolisch, materiell und sozial ordnend zusammen, wobei auf die Skizzierung eines konsistenten Gesamtbildes verzichtet wird. Stattdessen entsteht auch hier der Eindruck eines vielschichtigen Ortes, „der ständig in Transformation ist“ (162).

Insgesamt liegt mit Gozzers Studie eine lesenswerte Momentaufnahme von Aspekten vor, die „Wohnen“ in einer zeitgenössischen Neubausiedlung konstituieren. Dass die untersuchte Siedlung am Ende mehr als Möglichkeitsraum denn als gefestigtes Ensemble erscheint, ist angesichts des gewählten Fokus und des behandelten zeitlichen Horizonts konsequent. Schließlich bezieht sich die facettenreiche Untersuchung auf eine städtebaulich gesehen äußerst kurze Phase, in der vieles erst im Entstehen ist.

Wofür das Wohnen in der Wiener Mautner-Markhof-Siedlung einmal stehen wird, wenn sich dort beziehungsweise darüber eine stabile Wissensordnung etabliert hat, lässt sich nach der Lektüre schwer abschätzen. Wie und unter welchen Voraussetzungen dafür zentrale Prozesse heute in der entscheidenden Phase der Erstbesiedlung eines urbanen Neubauquartiers ablaufen, dagegen umso besser.

Matthias Möller, Freiburg im Breisgau

Anke Rees: Das Gebäude als Akteur. Architekturen und ihre Atmosphären. Zürich: Chronos, 2016. 364 S. m. 15 Abb. (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Bd. 5).

Vorliegender Band ist das Ergebnis mehrjähriger Studien zur sogenannten „Schiller-Oper“ in Hamburg-Altona, einem Gebäude von 1890/91, das ursprünglich für den Zirkus Busch errichtet worden war. Die Autorin hatte sich bereits in ihrer Magisterarbeit mit der Bau- und Nutzungsgeschichte dieses Gebäudes auseinandergesetzt (Hamburg 2008, unveröffentlicht), in beiden Projekten betreut von Thomas Hengartner, den *Anke Rees* als Begründer der „Kulturwissenschaftlichen Technikforschung“, institutionell verankert in dem von ihm 2002 gegründeten „Forschungskolleg Kulturwissenschaftliche Technikforschung“ an der Universität Zürich, anführt¹ (19, Anm. 25). Dem dort vertretenen Forschungsansatz folgt auch die Autorin: „Technik nicht als statische Größe, sondern als offenes Konzept, das Deutungen und Umdeutungen, vor allem aber auch dem Prozesshaften im Sinne eines Ver- und Aushandelns [und damit auch Machtkonstellationen] Rechnung trägt‘ [...]. Dieses erweiterte Verständnis von Technik, das den Blick auf die Wechselbeziehungen richtet und

den Schwerpunkt auf das Prozesshafte legt, ist auch die Basis für die vorliegende Arbeit.“ (71)

Eine zentrale Rolle bei der Verfolgung solcher Erkenntnisziele nimmt im vorliegenden Band die Akteur-Netzwerk-Theorie („ANT“) der französischen Soziologen Michel Callon und insbesondere Bruno Latour ein, die seit den 1980er Jahren im Rahmen der „Science and Technology Studies“ entwickelt wurde und seit etwa Mitte der 1980er Jahre vermehrt zur Erklärung wissenschaftlicher und technischer Innovationen, aber auch des „Katastrophischen und Dysfunktionalen“ herangezogen wird.² In Deutschland markiert vermutlich das Erscheinen eines entsprechenden „Handbuchs“ die verstärkte Rezeption dieses Forschungsansatzes.³ Im Kapitel „Das handelnde Artefakt“ (66–79) zeichnet Rees ausführlich eine Geschichte von vorherigen Ansätzen nach, die den Artefakten bereits entsprechende Wirkmacht zugestanden hatten.

Im Sinne der ANT unternimmt es Rees, am Gegenstand eines Gebäudes Wechselbeziehungen zwischen Menschen und Technik zu analysieren, richtet den Blick auf „dynamische, komplexe Aushandlungsprozesse zwischen Menschen und Dingen“ und untersucht, „wie das Gebäude Wirkmacht entfaltet“ (23). Dabei benutzt sie nach eigener Aussage „die ANT für die vorliegende Arbeit als eine spezielle Erweiterung der volkswirtschaftlich-kulturwissenschaftlichen Sachkulturforschung und der kulturwissenschaftlichen Technikforschung“ (77).

Aus Sicht der Autorin seien gerade Gebäude „technische Gegenstände par excellence“ (72), die sich für ANT-Analysen ausgezeichnet eignen. Sie verweist in diesem Zusammenhang auf Sigfried Giedions Untersuchung „Mechanization Takes Command“ (Originalausgabe Oxford 1948, in deutscher Übersetzung erst Frankfurt am Main 1982), der damit als Vordenker der ANT gelten könne (75). Giedion richtete seinen Blick primär auf technische Innovationen, ihn interessierten die erfinderischen Reaktionen der Ingenieure und Techniker auf immer neue Herausforderungen, die durch kulturellen Wandel ausgelöst wurden.

Als bemerkenswert in diesem Zusammenhang darf die Rezension des Schriftstellers Hans Magnus Enzensberger zum Erscheinen der deutschen Übersetzung von Giedions Untersuchung gelten, in der er bereits explizit vom „Widerstand“ und der „Widerständigkeit“ des nichtmenschlichen Materials sprach,⁴ einer Vokabel, die auch im vorliegenden Band zum zentralen Begriff wird. Bei der Auswahl ihres Untersuchungsgegenstands lag für die Autorin auf der Suche nach einem „eindrucksvolle[n] Gebäude“ zunächst ein 1918 fertiggestellter Grenzbahnhof, durch Streckenstilllegung heute weit überdimensioniert, in den Pyrenäen⁵ an erster Stelle, wurde dann jedoch aus forschungspraktischen Erwägungen wie auch die zwischenzeitlich verfolgte Alternative „Palast der Republik“ in Berlin schließlich durch die Schiller-Oper ersetzt (120).

Methodisch orientiert sich Rees weitgehend an der von Bruno Latour vertretenen ANT. Im Unterschied zu Latour nimmt sie allerdings nicht alleine das Entstehungsnetzwerk in den Fokus, sondern erweitert ihre Untersuchung auf die gesamte bisherige Biographie des

Untersuchungsgegenstands mit all den darin enthaltenen „Aushandlungsprozessen“ (208).

Die Grenzen dieser Betrachtungsweise sieht die Autorin darin, dass es mit der ANT nicht gelingen könne, wichtige Kategorien wie „Emotionen, Affekte, Atmosphären“ zu fassen (20), und erweitert deshalb ihr Instrumentarium zu einer „Atmosphären-Netzwerk-Theorie“, zu deren Herleitung, Methodik und Umsetzung sie in vorliegender Arbeit ausführlich Auskunft gibt (28–35). Im weiteren Verlauf der Untersuchung geht Rees auch ausführlich auf ältere bzw. bestehende Atmosphären-Konzepte ein (79–103). Die Erweiterung der Forschungskategorien Raum, Zeit und Soziales um die „Kategorie des Gefühlhaften“ (23) in vorliegender Untersuchung markiert den wichtigsten Unterschied zu anderen, der ANT verpflichteten kulturhistorischen Arbeiten und rückt sie in die Nähe jüngerer architektursoziologischer Analysen, wie die der „Urbanen Szenarien“.⁶

Der Anspruch der Autorin ist es, den Forschungsgegenstand interdisziplinär, fächerübergreifend und multidimensional zu analysieren. Zur Materialbasis zählen überwiegend archivalische Quellen einschließlich audiovisuellen Materials, dann Feldforschung und Interviews, insgesamt ein sehr breites Spektrum (105–118). Bei den archivalischen Quellen wird vermerkt, dass der weitaus dichteste Bestand für die Autorin nicht einsehbar war, was zur Kompensation über Parallelüberlieferungen führen musste. „Wahrnehmungsspaziergänge“ runden das breitgefächerte methodische Spektrum ab.

Zur Geschichte des ausgewählten Gebäudes, der sogenannten „Schiller-Oper“, dem Umgang mit ihm und seinen Bedeutungen, gibt Rees zu Beginn folgenden knappen Abriss: „Das Gebäude ist eine markante, zwölfeckige Stahlkonstruktion, die zwischen 1890 und 1891 für den Zirkus Busch errichtet wurde. Inzwischen ist es der letzte Zirkusbau dieser Art in Deutschland, was es zu einem seltenen Zeugnis der Ingenieursbaukunst des 19. Jahrhunderts macht. Die Schilleroper ist außerdem ein Zeugnis der Unterhaltungskultur, denn von 1905 bis 1939 wurde das Bauwerk als Theater und Oper genutzt, was ihm seinen heutigen Namen einbrachte. 1944 und 1945 waren Kriegsgefangene in den Anbauten einquartiert, anschließend Arbeitssuchende, später sogenannte Gastarbeiter und bis in die 1990er Jahre hinein Asylbewerber. Das Foyer wurde am längsten genutzt, als Restaurant, Kneipe und zuletzt als Musikklub.“ (10 f.). Seit 2006 leerstehend, ist es zwischenzeitlich Gegenstand von Diskussionen und Spekulationen im gentrifizierten Stadtteil St. Pauli. Heute macht sich eine bürgerschaftlich organisierte „Schiller-Oper-Initiative“ stark für den Erhalt der baulichen Reste: Im Jahr 2017 veranstaltete sie zwei Aktionstage.

Einen der zentralen Abschnitte des Bandes bildet die differenzierte und sehr detailreiche, quellengesättigte Darstellung der Gebäudegeschichte in chronologischer Abfolge. Auf die erste Epoche („Bau- und Zirkuszeit“), die von 1888–1904 währte, folgen die „Bühnenzeit“ (1905–1939), die „Kriegszeit“ (1940–1945) und schließlich die Zeit nach 1946.

In den letzten Jahren – insbesondere nach Wegfall der gewerblichen beziehungsweise städtischen Nutzung – geriet der Bau in den Brennpunkt unterschiedlichster Interessen (168–204), die zwischen Abriss und Weiternutzung nach Sanierung liegen. Akteure im üblichen Sinne des Begriffs sind dabei Eigentümer beziehungsweise Investoren, das Stadtplanungsamt, die Denkmalpflege, aber auch Stadtteilbewohner, die „Schiller-Oper-Initiative“, erwartungsgemäß auch die Lokalzeitung (124 f.) und nicht zuletzt die Autorin selbst, wie sie in einer Reflexion ihrer eigenen Rolle als Expertin, die mit detaillierten Darstellungen an die Öffentlichkeit getreten ist, in dieser Sache angibt (126–131).

Rees' Darstellung holt die teilweise paradoxen Vorgänge ans Licht, nicht zuletzt den langen und wechselvollen Weg, den die Bemühungen um Eintrag in die Denkmalliste nehmen mussten. Erst im Jahr 2012 erfolgte die offizielle Unterschutzstellung, obgleich alleine aus konstruktions- und nutzungs geschichtlicher Sicht die solitäre Bedeutung des Bauwerks schon geraume Zeit erkannt war.⁷

Nachdem in Kapitel 5 (205–234) „Verhandlungen aus ANT-Sicht“ referiert werden, wobei neben den menschlichen Akteuren auch „Gesetze und Beschlüsse“ angesprochen werden, unternimmt Rees im folgenden Abschnitt unter der Überschrift „Das Gebäude als Akteur – die unterschiedlichen Handlungs(spiel)räume am Beispiel der Schiller-Oper“ die als erweiterte ANT-Analyse angekündigte Untersuchung, in der dann konstruktive, stadträumliche und ausführlicher schließlich auch affektiv-emotionale Aspekte im Fokus stehen (235–320). Der Rezensent, dessen fachliche Sozialisation von einer traditionellen Historischen Haus- und Bauforschung geprägt ist, bekennt, dass er mit sprachlichen Formulierungen, die der Symmetrie-Vorstellung der ANT zugrundeliegen, gewisse Mühe hat. Einige Beispiele: Es wird festgestellt, das „Interesse der Schiller-Oper gilt in erster Linie ihrem Bestehen“ oder es sei „ihr Bestreben“, „ihr Ziel durchzusetzen, als Gebäude zu überleben“. Die Schiller-Oper sei in der Lage, „andere dazu zu bewegen, sich mit ih[r] zu beschäftigen und etwas für [sie] zu tun“ (209). Sie besitze die Fähigkeit, nicht in Gänze wahrgenommen werden zu können, gleichsam „unterzutauchen“. Diese „Überlebensstrategie“ verdanke sie ihrer Form und ihrer Größe (267).

Bei der „Analyse der Atmosphären“ (277–317) nennt die Autorin eine „Atmosphäre des Kühnen“, die durch die vom konstruktiv innovativen Neubau 1890/91 ausgelöst worden sei. Hinzu kommen Charakteristika wie „sinnlich und exotisch“, „Vergnügen“ oder „Glamour“ (293 f.), die unschwer nachvollziehbar durch die entsprechenden Nutzungen generiert werden konnten, aber auch in der Eigenschaft eines großen Abenteuerspielplatzes zu entdecken wären. Schließlich entnimmt Rees den zahlreichen Interviews und Zeitzeugenberichten, ebenso wie ihren eigenen „Wahrnehmungsspaziergängen“, die sie herangezogen hat, auch emotionale Werte wie „Zuhause“ (295–302) oder „Wehmut“, „Trost“, „Irritation“, „Sehnsucht“ (302–317).

Rees trägt solche Argumente berechtigterweise mit Vorsicht vor, lässt erkennen, dass die Bedeutung die-

ser Assoziationen und Assoziationsketten im Einzelnen durchaus spekulativ bleiben muss.

In der Abwägung des Erfolgs der Bemühungen aller Akteure kommt Rees zum Schluss, dass einzig die Schiller-Oper dabei erfolgreich blieb: „Ihr Interesse, als Gebäude bestehen zu bleiben, hat sie bis heute erfolgreich durchsetzen können.“ (232)

Kommen wir noch einmal zum Untersuchungsgegenstand und seiner Eignung für die Anwendung der erweiterten ANT-Analyse zurück: Rees betont, die Schiller-Oper sei ein ausgesprochen „widerständiges“ Gebäude, woran die nach Maßgabe der ANT zu analysierenden Netzwerke und Prozesse in hervorragender Weise erkennbar würden: „Widerspenstige Gebäude machen es einem in der Regel leichter als andere Gebäude, sie überhaupt als Akteure wahrzunehmen und analytisch zu (be)greifen.“ (323) Und an anderer Stelle: „In den Aushandlungsprozessen um solche Bauwerke zeigt sich das Akteurspotential von Gebautem wie in einem Brennglas“ (16 f.), schließlich in weniger vom Jargon der ANT beeinflusster Ausdrucksweise: „zeigen sich die politischen, ökonomischen, ökologischen, kulturellen und privaten Interessen, Möglichkeiten und Bewertungen der Beteiligten und ihrer Zeit“ (205). Es braucht also möglichst Untersuchungsgegenstände, um die ein kontroverser Diskurs geführt wird: „Wenn Gebäude nicht mehr zu ihren Umfeldern, ihren bisherigen Bedeutungen oder Zuschreibungen oder in neue Planungen zu passen scheinen, sie herausfordern und provozieren, dann sind sie zu Akteuren geworden – der Aushandlungsprozess um ihre Nutzung, Umnutzung oder ihren Abriss beginnt.“ (322)

Wie schon eingangs angesprochen, ist die Schiller-Oper kein Gebäude wie viele andere, sondern seit ihrer Errichtung in öffentlich-gewerblicher Nutzung und vielfach im Zentrum stadtplanerischer Überlegungen und von Investoren-Interessen, sie bildet einen Teil des öffentlichen Lebens und steht bei Kontroversen um Nutzung beziehungsweise Erhalt schnell im Fokus der Öffentlichkeit.

Im Falle der Schiller-Oper kommt ein sozialtopographischer Aspekt hinzu: Erst 1937 wurde Altona administrativ zu Hamburg gezogen und lange Jahre hatte das Etablissement als unterhaltungskultureller Gegenpol zur hansestädtischen Hochkultur und als quasi Stadtteiltheater (273), als Ort der Partizipation für Menschen der im Umfeld gelegenen Arbeitersiedlungen verstanden werden können, nicht zuletzt aufgrund eines entsprechend orientierten Programms.

Die abschließend zu stellende Frage, inwieweit mit der vorliegenden Untersuchung Beweis zu führen ist, dass die ANT ein „Analyse-Tool für alle Gebäude“ (326 f.; vgl. 322, 323) sei, dürfte negativ zu beantworten sein: Zwar ist Rees zuzustimmen, dass die traditionelle, stark volkskundlich ausgerichtete Hausforschung in großen Teilen deskriptiv arbeite (28) und sich überwiegend noch mit ländlichen Bauten befasse, weshalb die Autorin eine „erneuerte Hausforschung“ (331 f.) fordert, doch gilt ihr Befund lediglich hinsichtlich einer konkreten Anwendung der ANT-Analyse, gegebenenfalls erweitert um Rees' Analyse der Atmosphären, und für die

gefügekundliche und typologisch orientierte Hausforschung. Jüngere Arbeiten der Hausforschung, insbesondere solche, die ins 20. Jahrhundert vorgedrungen sind und damit die Möglichkeit haben, Zeitzeugen zu befragen, nehmen im Sinne einer differenzierten Faktorenanalyse längst auch Wechselbeziehungen zwischen Gebautem und Bewohnern in den Blick.

Ergänzend sei auch hingewiesen auf Manfred Seiferts Habilitation „Technik-Kultur. Das Beispiel Wohnraumheizung“ (gedruckt Dresden 2012), dessen stark auf Günter Ropohl und Stefan Beck fundierter Ansatz eines „neuen Forschungsmodells zur Technik im Alltag“ bei Rees allerdings keine Erwähnung findet.

Im Übrigen gibt der Band Anlass zur Anregung, die Tauglichkeit der ANT-Analyse nicht wie im vorliegenden Falle alleine bei baulichen Solitären, welche im Fokus der Öffentlichkeit stehen, zu überprüfen, sondern beispielsweise in Reihenhaussiedlungen, wo in der meist rigiden Matrix der baulichen Strukturen sich im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche individuelle Gebäudebiographien entwickeln (können) – die Dimension des Vergleichs wäre damit hinzugewonnen.

Auch wenn man den Argumentationssträngen im Rahmen der ANT-Analyse nicht folgen will, der Band bietet aufgrund seiner sehr breiten und differenzierten Quellenbasis eine sehr anregende Lektüre zur wechselvollen Geschichte eines außergewöhnlichen Gebäudes der Freizeitkultur in einer deutschen Großstadt.

Anmerkungen

- ¹ S. z.B. *Thomas Hengartner*: Zur „Kultürlichkeit“ der Technik. Ansätze kulturwissenschaftlicher Technikforschung. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.): *Technikforschung. Zwischen Reflexion und Dokumentation*. Bern 2004, S. 39–57.
- ² *Tobias Conradi* u. *Florian Muhle*: Verbinden oder trennen? Über das schwierige Verhältnis der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Kritik. In: Tobias Conradi, Heike Derwanz u. Florian Muhle (Hgg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. München 2011, S. 313–333, hier S. 328.
- ³ *Andréa Belliger* u. *David J. Krieger* (Hgg.): *ANThologie. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld 2006.
- ⁴ *Der Spiegel* vom 7.2.1983, S. 197–201, hier S. 201.
- ⁵ Canfranc, Spanien; etwa 5 km südlich der Grenze zu Frankreich.
- ⁶ Vgl. dazu beispielsweise *Elena Wilhelm* u. *Ulrike Sturm* (Hgg.): *Gebäude als System*. Luzern 2012 oder die Schriften von *Albena Yaneva*.
- ⁷ Hier sei die Anmerkung gestattet, dass der im Zusammenhang mit der Konstruktionsgeschichte mehrfach von Rees genannte Architekt und Schöpfer des sogenannten „Crystal Palace“ in London 1851 nicht Joseph Paxton (266 f.), sondern Paxton hieß.

Georg Waldemer, München

Christoph Rauhut: *Die Praxis der Baustelle um 1900. Das Zürcher Stadthaus*. Zürich: Chronos, 2017. 437 S. m. zahlr. Abb., z.T. farbig.

Die vorliegende Publikation ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung der an der ETH Zürich angenommenen Dissertation des Verfassers und entstand im Kontext eines Forschungsprojektes zum Thema „Verwissenschaftlichung des Bauwissens“. *Christoph Rauhut* befasst sich hier mit dem Bauprozess des Zürcher Stadthauses, 1898–1901 errichtet von dem Architekten Gustav Gull, der im ausgehenden 19. Jahrhundert das Zentrum Zürichs mit zahlreichen Neubauten geprägt hat. Ertragreiche Abhandlungen zur Praxis des historischen Bauens sind vergleichsweise rar gesät. Gewissermaßen zu den Klassikern zählt Günther Bindings 1993 erschienenes Werk zum „Baubetrieb im Mittelalter“. Einen großen Stellenwert nimmt der Baubetrieb auch in dem fünfbandigen, von Achim Hubel und Manfred Schuller herausgegebenen *Opus Magnum* zum Regensburger Dom ein (2010–2016, in der Reihe „Kunstdenkmäler in Bayern“). Die historische Hausforschung hat sich dem Thema unter anderem in zwei Publikationen angenähert, die sowohl den Norden wie auch den Süden Deutschlands im Blick haben: zum einen mit dem von Heinrich Stiewe 2005 herausgegebenen Werk „Auf den Spuren der Bauleute. Historische Bau- und Ausstattungsgewerke in Nordwestdeutschland“ und zum anderen mit dem Band „Unter Dach und Fach. Häuserbauen in Franken vom 14. bis ins 20. Jahrhundert“, das 2002 von Konrad Bedal und Herbert May herausgegeben wurde.

Der Bau des Zürcher Stadthauses, das Christoph Rauhut beschäftigt, fällt in eine spannungsreiche Zeit, in der die Folgen des industriellen Zeitalters auch auf der (Groß-)Baustelle erfahrbar sind: Neue Baustoffe und Baugeräte sind auf dem Markt, die Haustechnik entwickelt sich entscheidend weiter und die Baugesetzgebung wird neu geschrieben. Wir kennen und schätzen die zahllosen städtischen „Gründerzeitviertel“ oder die historistischen Büro- und Geschäftshäuser, erfreuen uns am qualität- und oft phantasievollen Baudekor dieser Gebäude, doch über den einstigen konkreten Ablauf auf der Baustelle wissen wir wenig. Oder besser gesagt: wussten wir wenig, denn nach der Lektüre des vorliegenden Bandes ist unser Kenntnisstand ein ganz anderer. Rauhuts ungemein materialreiche Arbeit fußt auf einer exzellenten Quellenlage, zu der neben den Bauakten auch das Bautagebuch des Stadthaus-Neubaus gehört. Nach zwei einleitenden Kapiteln, die sich mit der architektonischen Einordnung des Stadthauses, dem Bauablauf vom Herbst 1897 bis Herbst 1901, der Quellenlage und dann mit den Strukturen und Veränderungen in der Baugesetzgebung, der beruflichen Situation der Bauhandwerker und dem umfassenden Aufgabengebiet des „Bauführers“ im 19. Jahrhundert befassen, geht es in den drei folgenden Hauptkapiteln um die Arbeitspraktiken auf der Stadthaus-Baustelle, die Bauausführung und schließlich um den Einsatz von Baugeräten und Maschinen. Dem anschließenden Resümee folgt – in Auswahl – ein Katalog geplanter und ausgeführter Bildhauerarbeiten am Stadthaus, illustriert durch zeit-

genössische Fotos und Skizzen sowie durch aktuelle Aufnahmen des Autors.

Schon allein die im Buch präsentierte Dokumentation der Gewölbekonstruktionen des Stadthauses (197–201), die nur einen sehr kleinen Teil des Gesamteinblicks ins Baugeschehen auf der damaligen Zürcher Baustelle ausmacht, verdeutlicht bereits den Wert der Darstellung: Detailliert wird die Errichtung der Gewölbe beschrieben, „wie also eine bautechnische Praxis der Wiederentdeckung funktionierte“ (197), wobei zunächst die Gewölberippen versetzt und dann die Gewölbefelder gemauert wurden, was durchaus der gotischen Bautradition entspricht – im Gegensatz zu der von Rauhut ermittelten Vorproduktion der Bauteile auf einem Firmengelände und nicht in der Steinhauerhütte auf der Baustelle. Womit die „neue Zeit“ trefflich gekennzeichnet ist: Wir haben es mit einem aufregenden Amalgam von – auch formentypologischer – Bautradition und noch nie dagewesenen neuen technischen und baustofflichen Möglichkeiten beim Bauen zu tun. Nicht nur die Errichtung der Gewölbe ist mit historischen Aufnahmen auch fotografisch bestens dokumentiert: Noch selten hat man eine derart umfangreiche, den Bauprozess begleitende Serie zeitgenössischer Baustellenaufnahmen gesehen.

Nicht nur auf der Baustelle des Stadthauses, auch generell konstatiert Rauhut für das 19. Jahrhundert eine Dominanz der Maurer (102: „Die Maurer als Nucleus der Baustelle“), da Holz als Baustoff eine immer geringere Rolle spielt, wobei angemerkt sei, dass die „Versteinerung“ im ländlichen Hausbau oft schon deutlich früher einsetzte. Das Steinmaterial hat man auf der Zürcher Baustelle mit der Kniebelhebel-Steinzange gehoben und versetzt, bei der Greifbacken den Stein „in die Zange“ nehmen, obwohl diese gegen Ende des 19. Jahrhunderts verbreitete Art des Steintransports auf der Baustelle unter den Aspekten des Arbeitsschutzes schon damals als höchst bedenklich eingestuft wurde.

Die Fülle der durch Rauhut vermittelten Detailinformationen zum Bauprozess erscheint schier unendlich und stets kontextualisiert der Autor diese Informationen mit zeittypischen Entwicklungen und Tendenzen am Bau, auch wenn er dabei bisweilen etwas sehr allgemein formuliert, wenn es zum Beispiel heißt, dass die Tapete um 1900 „zum Standardrepertoire des Innenausbaus“ gehörte (239). Im ländlichen Raum hat die Tapete oft erst in den 1960er Jahren Einzug in die Bauernhäuser gehalten und die bis dahin gängige Schablonen- und Walzenmalerei verdrängt. Bestens nachvollziehbar ist auch die Lieferung der 124 000 Dachziegel (plus 1 050 Firstziegel) für das Stadthaus durch zwei Firmen, da die gesamte Menge von einer Firma kaum fristgerecht zu produzieren gewesen wäre und die Trennung der Aufträge ein nicht unübliches Verfahren als Absicherung gegen Produktionsausfälle darstellte. Die Materialkontrolle erfolgte nicht auf der Baustelle, sondern am Anlieferungsort, dem Zürcher Vorbahnhof, von dort brachte ein Fuhrunternehmen die Ziegel zur Baustelle, das Um- und Aufladen besorgten Arbeiter einer Maurerfirma – all das ist in den Quellen festgehalten.

Rauhut verfolgt den Bauprozess von der Ausschreibung bis zur Ausführung, stellt dabei ganz vereinzelt

auch Subunternehmertum fest (159 f.), was im Falle der Stadthaus-Baustelle eigentlich nicht zulässig war, und manchmal erfolgte die Vergabe auch ohne Ausschreibung – so bei den Dekorationsmalerarbeiten (134). Rauhut belässt es nicht bei der Darstellung des Wirkens der am Bau beteiligten Firmen, sondern er erzählt ganze Firmengeschichten, zeigt die Entwicklungen dieser Betriebe auf und deren Beteiligungen an weiteren Baumaßnahmen in Zürich und anderswo. Ein (kleiner) Wermuttropfen liegt in der bisweilen etwas akademisch-schwerfälligen Sprache Rauhuts, auch sind manche Schlussfolgerungen recht naheliegend und bieten keine Überraschung, wenn beispielsweise die Diskrepanz zwischen der praktischen Handhabung auf der Baustelle und den geltenden Vorschriften oder der Vorgaben in den Lehrbüchern hervorgehoben wird (115, 201): Die reine Lehre wird selten vollständig umgesetzt, so war es früher, so ist es heute.

Aber das sind zu vernachlässigende Marginalien, viel wichtiger ist, dass die tiefen Einblicke in die Prozesse auf einer Baustelle um 1900 das Buch von Christoph Rauhut zur Pflichtlektüre eines jeden Haus- und Bauforschers mit Interesse für diese – auch für das Bauwesen geltende – Umbruchzeit machen sollten. Denn es ist ja immer noch so, dass die Erkenntnisse der historischen Haus- und Bauforschung über den Hausbau des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit fast umfangreicher sind als über das Bauen in der jüngeren Vergangenheit. Aber schrittweise ändern sich die Schwerpunkte der Hausforschungs-„Zunft“ und Rauhuts Buch, das auch hinsichtlich der Gestaltung und selbst der Papierqualität keine Wünsche offen lässt, setzt diesbezüglich einen gewichtigen Akzent.

Herbert May, Bad Windsheim

Klaus Struve u. Michael Schimek (Hgg.): Tür auf – Licht an! Leuchten und Türbeschläge 1900–1960. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 6.11.2016 – 31.3.2017. Cloppenburg: Museumsdorf, 2016. 171 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens, Bd. 46).

Der vorliegende Begleitband zur Ausstellung präsentiert auf den ersten Blick eine ungewöhnliche Kombination von Objekten: historische Türbeschläge und Leuchten. Beides kann aber im größeren Kontext sowohl dem Bereich der Haustechnik als auch dem des Wohnens zugeordnet werden. Die gezeigten Stücke stammen überwiegend aus der Sammlung „Zweck & Form“, die der Mitherausgeber *Klaus Struve* in fast fünf Jahrzehnten aufgebaut hat, und die unter anderem aus Leuchten, Lichtschaltern, Türbeschlägen und Türdrückern besteht und schwerpunktmäßig den Zeitraum von 1900 bis 1960 umfasst. Von Struve stammt auch die Idee zur Ausstellung von Beleuchtungskörpern und Türbeschlägen. Die Technik des modernen Alltags in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird hier gezeigt,

sowohl im privaten als im beruflichen Bereich. Mit der Verbreitung der Elektrizität gewann das elektrische Licht große Bedeutung, was sich auch in der Ästhetik und Funktionalität der Leuchten ausdrückt. Seit dem frühen 20. Jahrhundert ist die Entwicklung von qualitativ hochwertigen, zeitgemäßen Formen zu beobachten, gestaltet von bekannten Designern wie Walter Gropius oder Wilhelm Wagenfeld, um nur zwei Namen zu nennen. Viele der Entwürfe und Modelle sind im Lauf der Zeit aus der Mode gekommen, nur wenige klassische Designs haben die Jahre überdauert und werden noch immer produziert.

Der Ausstellungsband gliedert sich in vier Teile. Nach einleitenden Gedanken zum Bewahren von Kulturgut von Klaus Struve gibt *Michael Schimek* in „Türen, Fenster, Ziegel“ zum Auftakt einen Überblick über die Verwendung historischer Bauteile in heutigen Bauten. Hinter der Wiederverwendung gebrauchter Materialien für den Hausbau oder die Restaurierung stehen sowohl der Umwelt- als auch der Kulturgut-Schutzgedanke, und der Markt für diese Teile wächst aufgrund steigender Nachfrage. Für Käufer ist nicht zuletzt auch die Individualität der historischen Stücke ein wichtiger Aspekt. Der nächste Abschnitt befasst sich mit der Entwurfs- und Produktionsgeschichte von Türen und Türgarnituren. Die Aufsätze, auch die der nächsten Kapitel, stammen mehrheitlich von Klaus Struve. Er beschreibt darin Haus- und Zimmertüren sowie Türdrücker, auf deren künstlerische Gestaltung viel Wert gelegt wurde und die Ausdruck von Bau- und Wohnkultur ihrer Zeit waren. *Rainer W. Leonhardt* erzählt die Geschichte der Bronzegießerei Loevy in Berlin. Die 1855 gegründete Firma entwickelte sich sehr gut, der Besitzer wurde Anfang des 20. Jahrhunderts Mitglied des Deutschen Werkbundes und stattete in Zusammenarbeit mit Architekten zahlreiche Bauten mit Bronzewaren aus. Nach dem Ersten Weltkrieg änderten sich die Formen der hergestellten Beschläge unter dem Einfluss von Bauhaus-Konstrukteuren in Richtung Neue Sachlichkeit. Ab dem Jahr 1936 wurde die bis dahin erfolgreiche jüdische Firma in ihrer Geschäftstätigkeit durch die Nationalsozialisten stark eingeschränkt und 1939 geschlossen.

Im dritten Teil der Veröffentlichung geht es um die Entwurfs- und Produktionsgeschichte von Leuchten und Leuchtkörpern. Zunächst berichtet Klaus Struve, wie die zunehmende Verbreitung des elektrischen Lichts die Produktion und die Entwürfe von Leuchten und Leuchtkörpern beeinflusst hat.

Es folgt, zusammen mit *Anja Specht*, ein Beitrag über spezielle Arbeitsplatzbeleuchtungen, wie die Midgard-Lenklampen von Curt Fischer, die durch hohe Beweglichkeit und Verstellmöglichkeiten für blendfreies Licht sorgten. Eine Ausführung zur industriellen Massenproduktion von Deckenleuchten, sogenannten Luzetten, ein Leuchtensystem des Elektrokonzerns Siemens & Schuckert, sowie ein Bericht über die Zusammenarbeit von Bauhaus-Künstlern mit der Leuchtenfabrik Körting & Mathiesen (Leipzig) bei Entwürfen von Schreibtischlampen runden das Kapitel ab (Klaus Struve).

Den Abschluss bildet ein Interview von Michael Schimek mit Klaus Struve zu seiner Sammlung „Zweck &

Form“. Schon während seines Studiums für Bauwesen begann er mit dem Sammeln von Bugholzmöbeln, die er fachgerecht restaurierte, als weitere Sammelgebiete kamen Leuchttechnik und Türbeschläge hinzu. Der Schwerpunkt liegt dabei in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Entwürfen vom Bauhaus beziehungsweise im Stil des Neuen Bauens in den 20er Jahren. Neben dem Wiederherstellen der Funktion und der Originalität wurden die Objekte auch umfassend dokumentiert, was den besonderen Wert der Kollektion ausmacht.

Ziel der Restaurierung ist es, die Stücke wieder dauerhaft benutzen zu können, damit ihre „Gestaltung und Schönheit weiter wahrgenommen werden kann“ (101). Es geht dem passionierten Sammler um das Bewahren von Kulturgütern, nicht von Kunst im engeren Sinne, sondern um Gegenstände des täglichen Bedarfs seit den Anfängen maschineller Massenproduktion. Dahinter standen Einrichtungen wie der Deutsche Werkbund oder das Bauhaus mit der Forderung nach einer modernen Gestaltung der Dinge. Die Entwürfe vereinten Zweckmäßigkeit und Ästhetik bei gleichzeitig hoher Qualität.

Ein ausführlicher Katalogteil mit begleitenden Texten von Klaus Struve schließt sich an, in dem anhand zahlreicher Abbildungen Türgarnituren, Lichtschalter und Leuchten aus der Zeit des Historismus über die Gründerzeit bis zur Klassischen Moderne vorgestellt und beschrieben werden und darüber hinaus die Geschichte ihrer Herkunft erzählt wird. Die Entwicklungsgeschichte der Objekte macht das Bestreben nach der perfekten Form und Funktion für die industrielle Massenproduktion deutlich.

Ein eigenes Kapitel ist der Biographie der Konstrukteure und Künstler gewidmet – von Adolf Behne bis Otto Wagner –, die für die Entstehung der Entwürfe maßgeblich waren.

Insgesamt ein gelungener Ausstellungsband mit vielen Hintergrundinformationen, die das große Fachwissen des Mitherausgebers und Kurators Klaus Struve belegen und seine Bewunderung und Begeisterung für die Objekte spüren lassen. Das Thema spricht vielleicht kein breites Publikum an, aber sicherlich diejenigen, die gutes Design, verbunden mit Qualität und Nachhaltigkeit, in unserer schnelllebigen Zeit zu schätzen wissen.

Petra Serly, München

Thomas Schindler (Hg.): HammerHart?! Werkzeugforschung und Werkzeugvermittlung in Bayern. Gesammelte Beiträge der Tagung im Fränkischen Freilandmuseum in Bad Windsheim vom 23. bis zum 25. Juli 2015. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2016. 239 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig, Tab. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, Bd. 77).

Der Tagungsband bildet den abschließenden Beitrag zu einem Gesamtpaket an Projekten des Jahres 2015 im Fränkischen Freilandmuseum in Bad Windsheim. Nach dem Erscheinen des äußerst umfangreichen und infor-

mativen Bestandskatalogs zu bäuerlichem und handwerklichem Werkzeug im Frühjahr folgte eine thematisch passende Ausstellung zu Werkzeugen aus der Zeit von 1700 bis 1950. Ergänzend fand schließlich vom 23. bis 25. Juli 2015 eine Tagung zur Werkzeugforschung und Werkzeugvermittlung in Bayern statt, die nun nachlesbar gemacht wurde. Das Ziel dieser thematischen Fokussierung und Bündelung war es, die hohe Bedeutung der Sachkultur und der zugehörigen Forschung im Fränkischen Freilandmuseum sichtbar zu machen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Dingen wird dabei zu einer immer zentraleren Aufgabe der Museen, da die universitäre Forschung in diesem Themenfeld in den letzten Jahren zunehmend in den Hintergrund rückte.

Der Band widmet sich dem Themenfeld der Werkzeugforschung und Wissensvermittlung daher auch aus mehreren Perspektiven: Forschungsansätze und Quellen- beziehungsweise Bestandserschließungen werden ebenso behandelt wie Präsentationsformen. Der Band gliedert sich thematisch in zwei Sektionen: Im ersten Teil finden sich fünf Aufsätze zu Forschungsansätzen und Quellen, den zweiten Teil bilden acht Beiträge zu Sammlungs-, Forschungs- und Vermittlungsperspektiven.

Die erste Sektion wird eingeleitet von zwei methodischen Beiträgen. *Reinhold Reith* präsentiert in seinem Beitrag „Überlegungen zum Werkzeug in der handwerksgeschichtlichen Forschung“ zunächst die Situation in der Geschichtswissenschaft. *Wolfgang Brückner* stellt die „Realien- und Geräteforschung in der einstigen Volkskunde“ sowie ihre Genese und die Entwicklung des Themenfeldes vor und gibt interessante Einblicke in wichtige Wendepunkte der Fachdiskussion.

Es folgen drei Aufsätze zu Quellen der Werkzeugforschung. *Christine Sauer* widmet sich in ihrem spannenden und umfangreichen Beitrag dem Thema „Handwerkerbilder in den Hausbüchern der Nürnberger Zwölfbrüderstiftungen als Quellen zur Werkzeugforschung“. Hierbei umreißt sie knapp die Entstehung der von 1388 bis 1806 geführten Bücher und deren Entwicklung von den anfänglichen Totenlisten hin zu Porträts mit Textinformationen über die verstorbenen Bewohner der beiden Armenhäuser. In einem exemplarischen Rundgang durch das Werk zeigt die äußerst kundige Autorin die Bedeutung der Werkzeuge als Identifikationsmedien bestimmter Handwerke auf. Sie erklärt zugleich die realitätsnahe Wiedergabe bestimmter Geräte und ihrer Nutzung und macht sie mit zahlreichen Abbildungen nachvollziehbar. Ihre umfangreichen Literaturhinweise ermöglichen dabei eine vertiefende Beschäftigung mit den beschriebenen Werkzeugen und dieser zentralen Quelle der Handwerksgeschichte.

Ihr folgt der Aufsatz „Handwerker- und Werkzeug-Bilder auf den Messing-Epitaphien der Nürnberger historischen Friedhöfe (1500–1650)“ von *Peter Zahn*. Diese Quellengattung wurde in den ersten drei Bänden der „Inschriften der Stadt Nürnberg“ inventarisiert und so allgemein zugänglich gemacht. Die Sektion wird beschlossen mit dem Beitrag von *Eva Moser* zum Bayerischen Wirtschaftsarchiv und seinen Beständen, das auf Initiative der Industrie- und Handelskammern gegrün-

det wurde. Hier wird die landesweite Sicherung und Bewahrung von Dokumenten aus der Privatwirtschaft angestrebt.

Die zweite Sektion eröffnet *Silvia Glaser* mit ihrem Beitrag zur Werkzeugsammlung des ehemaligen Bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg, dessen Bestand heute an das Germanische Nationalmuseum angegliedert ist. Diese Einrichtung sollte ursprünglich der Aus- und Weiterbildung im Handwerk dienen und erwarb im Rahmen der Weltausstellung in Philadelphia 1876 zahlreiche bemerkenswerte Objekte.

Georg Waldemer berichtet in seinem „Streiflicht“ über die Werkzeugsammlungen nichtstaatlicher Museen in Bayern. Dabei geht es dem Autor vor allem um programmatische Grundlagen, Sammlungsgeschichte und Präsentationsformen. Einen weiteren Aspekt trägt *Martin Ortmeier* bei, der sich mit Leitfäden zur Inventarisierung als Hilfsmittel für Museen beschäftigt. Er stellt hierbei die „pragmatischen“ Leitfäden der Freilichtmuseen Finsterau und Massing vor.

Thomas Schindler berichtet in seinem Beitrag „Tool Time?!“ über den inzwischen erschienenen und äußerst interessanten Bestandskatalog „Handwerkszeug und bäuerliches Arbeitsgerät“ des Freilandmuseums in Bad Windsheim. Spezialwerkzeug und deren dialektal unterschiedliche Bezeichnungen behandelt *Hubertus Habel* in seinem Beitrag zur Ausstellung von „Beggfreedla“ (kleinen Blatthacken) des Gärtner- und Häckermuseums Bamberg. Ihm geht es dabei vor allem um die positiven Effekte der Zusammenarbeit von Forschung und personaler Vermittlung.

„Erkenntnisse aus einer ‚Museumsfabrik‘“ liefert *Karl Borromäus Murr* am Beispiel historischer Webmaschinen. Neben der Technikgeschichte des maschinellen Webens geht es in seinem Beitrag vor allem um kulturhistorische Perspektiven und die Frage der heutigen Vermittlung des Schauwebens im Museum. Die überaus aufschlussreichen Schlussüberlegungen seines Beitrages widmen sich den Fragen nach dem Reiz dieser Vorführungen und den Faktoren des Erkenntnisgewinns für Museumsbesucher. Dem praktischen Wissenswerb widmet sich auch *Rudolf Dick* mit der Frage nach Werkzeugvermittlung durch Kurse. Die Firma Dick GmbH aus Metten konnte nicht zuletzt durch ihr breites Kursangebot geschäftliche Erfolge erzielen. Auch wenn der Beitrag vorwiegend auf neue Werkzeuge fokussiert, liefert er zusammen mit den Überlegungen von Karl Borromäus Murr spannende Anreize für die Museumsarbeit.

Damit liegt ein sehr breit gefächertes Tagungsband vor, der zahlreiche Anreize und Ideen enthält. Es wäre sehr wünschenswert, wenn aus Tagung und Band weitere Konzepte für eine aktive Wissensvermittlung sprießen würden, wie sie gerade in den Freilichtmuseen wichtig sind. Die enthaltenen Themenfelder und Konzeptionsideen lassen hoffen, dass bei weiteren Veranstaltungen neue Vermittlungsformen diskutiert und weiterentwickelt werden. Die Beiträge des Tagungsbandes geben hierzu aufschlussreiche Anregungen, hätten in manchen Fällen jedoch durchaus eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Themenfeld erreichen können.

Als Grundlage ist jedoch bereits die enthaltene Beschreibung von Sammlungen und Vermittlungsformen sehr lesenswert. Damit ist zu hoffen, dass der Tagungsband und das „Gesamtpaket“ des Freilandmuseums in Bad Windsheim keineswegs eine abgeschlossene Präsentation darstellen, sondern vielmehr den Grundstein für weitere Auseinandersetzungen mit dem Themenfeld Werkzeug und Werkzeugforschung bilden.

Melanie Burgemeister, Regensburg

Petra Weber, Wolfgang Sauter, Susanne Sagner u. Astrid Pellengahr (Hgg.): Die protestantischen Hinterglasbilder des Stadtmuseums Kaufbeuren. Thalhofen: Bauer, 2017. 271 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Kaufbeurer Schriftenreihe, Bd. 18).

Es gibt Rezensenten, die schreiben gerne Verrisse. Ich gehöre zu denen, die oft loben, weil ich meine, jene Titel gehen uns in Bayern an oder besondere bayerische Arbeiten gehören über unsere Grenzen hinaus bekannt gemacht. Das vorliegende Buch passt in beide Kategorien, ja es bietet darüber hinaus ein wunderbares Beispiel für Wissenschaft vor Ort, und das Thema zeugt von genereller Relevanz. Dabei kommt es ganz bescheiden daher als ein Realienkatalog des kleinen städtischen Museums, erschienen in dessen Schriftenreihe. In Wirklichkeit aber haben wir eine Team-Leistung außerhalb der akademischen Projektmanie vor uns, die öffentlich prämiert gehört und zwar angemessen, nämlich von ganz oben.

Worum geht es? Ich darf mit zwei persönlichen Erfahrungen beginnen. Das Cover des Buches bildet in Farbe die Verkündigung der Confessio Augustana im Jahre 1530 ab. Dahinter steht eine Nürnberger Druckgraphik aus dem Jubiläumsjahr 1630, die in meinem Buch „Die lutherischen Bekenntnisgemälde“ die Katalognummer 36 besitzt, der dann eruierte Gemäldekopien folgen. Diese hier nun habe ich nicht gekannt, auch nicht gewusst, dass sie sich auf einen Kupferstich aus der Reihe der Augsburger sogenannten Friedensgemälde der jährlichen Jubelfeste seit 1648 bezieht, mithin gleich zwei Neuenennungen für das Genre erbringt.

Deshalb bin ich begeistert, und zwar auch, weil ich mitbekomme, wie sehr das wirklich neue Erkenntnisse sind. Ich habe nämlich an der Universität Eichstätt 1995 den Otto-von-Freising-Stiftungslehrstuhl für Gastprofessuren innegehabt und dort unter anderem ein Seminar über Hinterglas angeboten. Eine Studentin aus Kaufbeuren durfte das entsprechende Referat übernehmen. Damals besaß das ehrenamtlich verwaltete Museum jenes Bild noch nicht, sondern nach nur 15 Exemplaren im Jahre 1960 erst heute 73 Stück.

Nur diese Stücke sind im vorliegenden Buch durchgezählt und nach Motiven geordnet und einzeln bearbeitet. Hinzu treten allerdings viele weitere Stücke aus öffentlichen und privaten Sammlungen zum Vergleich und zur Hilfe für Zuschreibungen. In vorangestellten Kapiteln haben die Herausgeber und weitere Autoren das historische Umfeld, die wenigen greifbaren Herstel-

ler, die Techniken und stilistischen Eigenarten ausführlich behandelt.

Warum erscheint mir das so aufregend? Die reiche, aber entlegene landesgeschichtliche Literatur wird sachkundig ausgewertet und durch eigene Quellenstudien vor Ort ergänzt. Die genaue Erforschung der Familienverhältnisse der örtlichen Kaufleute und Gewerbetreibenden steht richtigerweise im Vordergrund. Hersteller und Abnehmer der Kunstproduktion (auch aus den umliegenden protestantischen Gemeinden) kommen damit in den Blick und zwar im Rahmen der regionalen Entwicklung schwäbischer Reichsstädte. Vor allem im Vergleich mit Augsburg, dessen Graphikproduktion über die Friedensgemälde viele Vorlagen für die geistlichen Themen der Hinterglasmaler abgaben. In Kaufbeuren war es die konfessionelle Konstellation nach 1648, als die schwäbischen Reichsstädte im Friedensschluss von Münster und Osnabrück Sonderkonditionen erhielten, um ihre vorhandene Bikonfessionalität politisch und gesellschaftlich leben zu können. Demographische Veränderungen ergaben sich im Laufe der Zeit durch massenhaften Zuzug katholischer Landleute in die protestantisch regierte Stadt mit zunächst 80 Prozent evangelischer Bevölkerung, der schließlich zur Parität führte (trotz zeitweisem Einwanderungsverbot). In Kaufbeuren standen sich im 18. Jahrhundert die zwei verschiedenen kulturellen Milieus und deren Identitätsstiftungen mit Hilfe des symbolischen Kapitals des spezifischen Kunstgebrauchs erkennbar gegenüber. Dies deutlich herausgearbeitet zu haben, stellt meiner Ansicht nach die Hauptleistung der wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit dar.

Natürlich gehört auch die ikonographische Rechercheleistung besonders belobigt. Die Themenkreise des 18. Jahrhunderts waren für die Protestanten der Rückblick auf Luther und die Augustana, auf den als Befreier gefeierten Schwedenkönig Gustav Adolf, dann aber auch den zeitgenössischen Volkshelden Fridericus Rex von Preußen. Neben Szenen der biblischen Geschichte dominierten fromme Spruchtafeln im Blumenschmuck und veränderbare Kalender. Selten sind allegorische Gestalten der Augsburger Stecher.

Wo gibt es in Deutschland ein vergleichbares Tableau der Entstehung von sogenannter Volkskultur oder gar Volkskunst? Ich weiß nur die Studien von Helmut Ottenjann (1931–2010) aus dem Niedersächsischen Freilandmuseum, Museumsdorf Cloppenburg, zu nennen. Dort hat er in den vergangenen Jahrzehnten durch systematische Dokumentation der Sachkultur und parallele umfassende archivalische Untersuchungen zeigen können, dass es „historische Identifikationsräume und deren kulturelle Artikulationen“ gab, was wir früher „Kulturlandschaften und deren zivilisatorische Eigenprägung“ genannt haben. Gemeint sind gezielte museale Materialaufbereitungen bestimmter Gebildeproduktionen und neu entdeckter Massenbilderangebote, das heißt die genaue Untersuchung der Hersteller, des Vertriebs und des Gebrauchs solcher „Luxusgüter“ (im Gegensatz zu den existenznotwendigen Umständen) als Waren bestimmter sozialer Verkehrskreise und historisch bedingter regionaler Herkunft sowie

sich wandelnder technischer Bedingungen und Kunstfertigkeiten. Ottenjann spricht von „emblematischer Regionalkultur“ zur „Identitätsstiftung der führenden Schicht teilautonomer Landgemeinden“ im 18. Jahrhundert (also einem winzigen bäuerlichen Patriziat vorrevolutionären Rechtsverständnisses).

Ich habe diese Begründung seiner Grundaussagen zum Problem sogenannter Volkskultur 2011 „Kulturwissenschaftliche Exzellenzforschung aus dem Museum“ genannt. Genau das Gleiche gilt für das vorliegende Veröffentlichungsergebnis aus einem Museum. Was gegenwärtig Universitätsinstitute nicht mehr schaffen, leisten inzwischen Einzelkämpfer in der Region. Große Gratulation!

Wolfgang Brückner, Würzburg

Schloßmuseum des Marktes Murnau u. Oberammergau Museum, Eigenbetrieb Oberammergau Kultur (Hgg.): Gabriele Münter und die Volkskunst. „Aber Glasbilder scheint mir, lernten wir erst hier kennen.“ Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Schloßmuseum Murnau und im Oberammergau Museum vom 27. Juli bis 12. November 2017. Murnau: Schloßmuseum Murnau/Oberammergau: Oberammergau Museum, 2017. 136 S. m. zahlr. Abb., meist farbig.

Die in der grundsätzlichen Kritik an den künstlerischen Ausdrucksformen des Historismus wurzelnde Faszination der Künstlerinnen und Künstler des „Blauen Reiters“ für Erzeugnisse so genannter Volkskunst – insbesondere für Hinterglasbilder und Kleinplastiken – fand ihre nahezu zeitgleiche Entsprechung in der Entdeckung dieser gestalteten Objekte aus bäuerlich-ländlichen Kontexten durch die Kunstwissenschaft und die Feuilletons: „Das Hinterglasbild ist das Volklied in der Geschichte der Malerei“, formulierte der Essayist Max Picard 1917 treffsicher.¹ Druckwerke wie seine mehrfach aufgelegten Bilderserien „Expressionistische Bauernmalerei“ sorgten dafür, dass sich das eigentlich inhomogene Objektsammelsurium aus meist hausgewerblicher Produktion zu einem festen kunstwissenschaftlichen Gattungsbegriff, nämlich zur „Volkskunst“, formieren konnte. Die volkscundliche Forschung beschränkte sich in der Folge auf eine Ausdifferenzierung einzelner Erscheinungsformen derartiger „Volkskunst“ und nutzte dabei vornehmlich das Methodeninventar der klassischen Kunstgeschichte zur Beschreibung und Einordnung. Erst die Volkskunst-Debatte der 1970er und 1980er Jahre zeigte neue kulturwissenschaftliche Forschungsansätze auf und leitete zugleich eine stetig wachsende Distanzierung von der klassischen Kunstwissenschaft ein. Nur vereinzelt wurden die sich verschärfenden – nicht zuletzt in unterschiedlichen Begriffsdefinitionen greifbaren – Gegensätze noch überbrückt. Wolfgang Brückner unternahm 1995 einen solchen (im vorliegenden Katalog nicht rezipierten) Versuch ausgerechnet am Beispiel des „Blauen Reiters“.²

Die vom Schloßmuseum in Murnau und dem Oberammergau Museum anlässlich des 140. Geburtstags von Gabriele Münter an beiden Standorten realisierte Ausstellung „Gabriele Münter und die Volkskunst“ sollte nun Anlass bieten, die Rolle von Objekten der „Volkskunst“ in der Kunst Münters und der klassischen Moderne aus unterschiedlichen Perspektiven neu zu betrachten und dabei gegebenenfalls Verständigungsschwierigkeiten zwischen Kunst- und Kulturgeschichte zu überbrücken. Eine nahtlose Übereinstimmung im Themenzugriff und beim Begriffsgebrauch konnte und sollte dabei freilich nicht hergestellt werden, stattdessen legten die verantwortlichen Kuratorinnen Sandra Uhrig (Schloßmuseum Murnau) und Constanze Werner (Oberammergau Museum) ihr Augenmerk vor allem darauf, aus den verschiedenen Betrachtungswinkeln ein möglichst umfassendes Panorama zu entwerfen. Daher baten sie die ehemalige Leiterin der volkscundlichen Abteilung im Bayerischen Nationalmuseum Nina Gockerell um einen Gastbeitrag im Katalog aus dezidiert volkscundlicher Sicht.

Den Auftakt macht allerdings *Constanze Werner* mit dem Artikel „Gabriele Münter im Kontext von Volkskunst als Inspiration, Sammelgegenstand und Stil“. Die Leiterin des Oberammergau Museums versucht, Münters Begeisterung für alpenländische Glasmalerei und Kleinschnitzerei in den Kontext einer allgemeinen Entdeckung der Volkskunst um 1900 zu stellen. Dass es sich dabei um einen „bislang unbeachteten Zusammenhang“ handelt (7), darf bezweifelt werden. Auch überzeugen nicht alle Verbindungslinien, die die Autorin dabei zieht, etwa wenn sie Münter und Kandinsky bei der Gartenarbeit in oberbayerischer Tracht zu direkten Nachfahren des absolutistischen Adels bei seinen Schäferspielen erklärt. Weit entscheidender sind die Hinweise auf die vom bayerischen Königshaus im Lauf des 19. Jahrhunderts initiierten Bemühungen um Kunstaltertümer und immaterielle Überlieferungen sowie die unter anderem daraus erwachsende Kunstgewerbebewegung. Von hier aus führen breite Wegschneisen direkt ins Oberbayerische, etwa nach Murnau zum Braumeister Johann Krötz und zu seiner über 1000 Stücke zählenden Sammlung regionaler und überregionaler Hinterglasbilder, oder nach Oberammergau zum Schnitzwarenverleger Guido Lang, der am Ort ein Museum für Erzeugnisse des örtlichen Kunsthandwerks errichten ließ. Solche individuellen Initiativen fanden bereits 1902 im Münchner „Verein für Volkskunst und Volkscunde“ zusammen, dem zunächst jedoch vor allem Großstadtbürger und zahlreiche Architekten angehörten. In diesem geistigen und gesellschaftlichen Umfeld verortet die Autorin Münters und Kandinskys Volkskunst-Interesse, das nicht zuletzt in deren aufmerksamem Studium der Sammlung Krötz und dem Unterricht seinen Ausdruck fand, den Münter beim letzten Murnauer Glasmaler Heinrich Rambold nahm. Prägende Künstlerpersönlichkeiten der Moderne fügen sich so nahtlos in die Modernisierungstendenzen der Zeit nach 1900 ein, scheinbar weit mehr rezipierend als selbst gestaltend.

Sandra Uhrig vom Murnauer Schloßmuseum wählt in ihrem Beitrag „Gabriele Münter und die Volkskunst

im Spiegel ihrer Lebensstationen“ die entgegengesetzte Perspektive, indem sie chronologisch Münters Werke mit den zeitgleichen Lebensumständen abgleicht und nach der jeweiligen Rolle der Volkskunst fragt. Ausgangspunkt ist dabei der Erwerb eines Wohnhauses in Murnau durch Gabriele Münter im August 1909, das sie gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Wassily Kandinsky mit örtlichen Schreinermöbeln, Hinterglasbildern, Schnitzfiguren und bäuerlich gemusterten Textilien einrichtete. Das Paar legte dabei auch immer wieder selbst mit Pinsel und Farbe Hand an. Bald breitete sich ihre Volkskunst-Sammlung auch auf die gemeinsame Münchner Wohnung in der Ainmillerstraße aus und fand Eingang in Münters künstlerische Arbeit. Sie begann einerseits selbst Hinterglasbilder zu malen und bildete sie – zusammen mit verschiedenen volkstümlichen Kleinplastiken – auf Ölgemälden vor allem der Jahre zwischen 1909 und 1912 ab. In einem „dunklen Stilleben mit Figürchen“ sieht Uhrig Münters depressive Stimmung während einer Russlandreise Kandinskys. In glücklicheren Zeiten in ihrem Haus in Murnau entstanden hingegen hellere und alltäglichere Gemälde, wie etwa das „Stilleben mit Herrgottswinkel“, wohingegen sich im Gemälde „Die Klage“ von 1915, das eine Zimmerwand mit Kreuzigungsgruppe zeigt, dann bereits die Gräuel des Ersten Weltkriegs abzeichnen sollen. Während Münter ab 1916 in Skandinavien vergeblich auf ein Wiedersehen mit Kandinsky wartete, griff sie wieder auf die Hinterglastechnik zurück und stellte 1918 und 1919 in Kopenhagen jeweils rund 20 Hinterglasbilder aus. Außerdem erwarb sie neue Nippesfiguren – nun aber aus schwedischen und britischen Herstellungsorten – und fügte sie dem Figurenarsenal ihrer Stilleben hinzu. Abschließend führt Sandra Uhrig eine Reihe weitere Künstlerinnen und Künstler auf – von Kandinsky und Alexej Jawlensky über Franz Marc bis hin zu Hermann Stenner –, die ebenfalls in bestimmten Lebensabschnitten Inspiration aus Hinterglasbildern zogen.

Die Verbindung zwischen den beiden Aufsätzen der örtlichen Museumsleiterinnen stellt schließlich *Nina Gockerell* mit ihrem Beitrag „Gabriele Münter und ihre Volkskunstsammlung“ her. Sie verweist auf die Entstehung erster volkskundlicher Sammlungen (Rudolf Virchow) und frühe Darstellungen zur Volkskunst (Alois Riegl) und benennt dahinterstehende Strömungen, insbesondere die Ablehnung der industrialisierten Moderne und die Kunstgewerbebewegung. Ihr eigentliches Interesse gilt allerdings der Identifizierung der volkskundlichen Objekte auf Münters Bildern, die sich zu einem beachtlichen Teil bis heute in den Künstlernachlässen erhalten haben. Den Sammlungsauftritt machte Kandinsky bereits 1889, als er eine Forschungsreise ins russische Gouvernement Wologda unternahm. Bei seiner Ankunft 1896 in München hatte er wohl erste russische Figürchen aus Sergejew Possad mit dabei, die später ebenso den Weg auf Münters Stilleben fanden wie ein so genannter „Kovsch“ und ein großer russischer Bilderbogen. Gockerell identifiziert auch die Kleinplastiken, die Gabriele Münter in der Folge auf Dulten und in Trödeläden erstand: Altöttinger Gnadenbildkopien,

eine Herzogspital-Muttergottes oder eine fast bis zur Unkenntlichkeit entstellte Devotionalkopie des Ettaler Gnadenbildes. In Skandinavien kamen zuletzt ein Dalarna-Pferd und ein Kaminhund dazu. Es gelingt Nina Gockerell in ihrem Beitrag, eine Vielzahl der auf Münters Gemälden sichtbaren Gegenstände korrekt zu benennen und damit die Entstehungshintergründe der Kunstwerke weiter auszuleuchten. Dabei spielt die Volkskunde jedoch fast ausschließlich die Rolle einer Hilfswissenschaft für die Kunstgeschichte. Zwar kann Nina Gockerell dazu auf die breite Grundlage ihrer eigenen Forschungsergebnisse zurückgreifen, sie formuliert aber keine eigenen Fragestellungen zum Thema. Möglicherweise zeigt sich hier eine weiterreichende Tendenz volkskundlich-ethnologischer Forschung, die derzeit nicht daran interessiert scheint, zeitgemäße Fragen an reale historische Objekte zu stellen. Die materielle Kultur spielt im disziplinären Diskurs nurmehr eine untergeordnete Rolle, es fehlt an relevanten Forschungsansätzen und -ideen. Während die Kunstgeschichte sich unverbrüchlich an den Gegenständen ihrer Disziplin abarbeitet, findet die Europäische Ethnologie/Volkskunde momentan keinen zukunftsweisenden Zugang zu den Objekten, die bis vor Kurzem noch zum festen Forschungskanon des Faches zählten. Der eingangs erhoffte Dialog mit der Kunstgeschichte auf Augenhöhe kann – das zeigen die Katalogtexte deutlich – auf dieser Grundlage nicht geführt werden. Vielleicht braucht es auf dem Forschungsfeld der materiellen Kultur neue Gesprächspartner.

Anmerkungen

- ¹ *Max Picard*: Expressionistische Bauernmalerei. München 1917, letzte Seite.
- ² *Wolfgang Brückner*: Der Blaue Reiter und die Entdeckung der Volkskunst als Suche nach dem inneren Klang. In: Gottfried Boehm u. Helmut Pfotenhauer (Hgg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. München 1995, S. 520–542.

Jochen Ramming, Würzburg

Richard Bauer: Altmünchen. Der Maler Joseph Puschkina (1827–1905) und die Sammlung Neuner im Münchner Stadtmuseum. Weißenhorn: Anton H. Konrad, 2017. 280 S. m. zahlr. Abb., überwiegend farbig.

Kaum eine Publikation zu München im 19. Jahrhundert kommt ohne eine Abbildung nach Aquarellen von Joseph Puschkina aus. Farbenfroh und detailfreudig werden meist unbekannte Ecken und verlorene Gebäude gezeigt. Datiert waren die Bilder nur vereinzelt und nicht selten kam es zu einem Rätselraten, wann das eine oder andere Bild entstanden sein könnte, da es in sich zeitliche Widersprüche vereint. Nun wurden nicht nur viele Geheimnisse um die einfach als hinreißend zu nennenden Bilder gelüftet, sondern auch ein Großteil der Sammlung in äußerst qualitativollen Abbildungen und

mit begleitenden Texten vorgestellt – ein Desiderat der Münchner Geschichte seit vielen Jahren.

Bereits das Titelblatt gibt Auskunft darüber, dass die Veröffentlichung der Bildersammlung ganz im Sinne des Auftraggebers sei: „Alt München, Ansichten nach der Natur gezeichnet und in Aquarell ausgeführt von Joseph Puschkin, Kunstmaler, gesammelt von Edmund Neuner, dem Alten, Weinhändler, und als Schenkung für das Historische Stadtmuseum zum Zeugnis der Gestaltung Münchens im 19. Jahrhundert seinen lieben Mitbürgern gewidmet, München im Jahre 1905“.

Der Weinhändler Edmund Neuner (1828–1905) – das Weinhaus Neuner in der Herzogspitalstraße mit seiner altdeutschen Einrichtung besteht bis heute – sah wie so viele seiner Zeitgenossen mit Sorge das Verschwinden alter Bausubstanz durch den Bauboom der sogenannten Gründerjahre und der Prinzregentenzeit. Aus diesem Grund beauftragte er den Maler und Grafiker Puschkin, das Bild der Stadt mit seiner traditionellen bürgerlichen Wohn- und Lebenswelt festzuhalten. Dabei ging es ihm nicht allein um die Wiedergabe der dramatischen Verluste des aus spätmittelalterlichen und barocken Elementen zusammengesetzten Altstadtbildes, sondern nach eigener Aussage auch um emotionale Rückblicke auf die Jahre seiner Kindheit und Jugend, was die an der Biedermeierzeit orientierte starke Ideologielastigkeit ebenso erklärt wie die Irritationen, die die häufig gegeneinander verschobenen Zeitebenen der bewusst undatierten Darstellungen hervorgerufen haben. Doch will der gesamte Bestand nicht nur Vergangenes dokumentieren; er belegt auch den zu Beginn des 20. Jahrhunderts langsam einsetzenden Prozess des Umdenkens in Fragen des Denkmalschutzes und der Erhaltung historischer, ortsbildprägender Bausubstanz. Auch wenn Neuner sich nicht in der Realität für die Erhaltung einsetzen konnte, hat er – so *Richard Bauer* – sich doch stark gemacht „für eine auf dem Papier durchgeführte ‚Rettungsaktion‘, das abgestorbene und absterbende München der Biedermeierzeit für die Nachwelt zu konservieren“. Das Resultat waren weit über 300 Aquarelle, die beginnend 1868 im Wesentlichen jedoch zwischen 1880 und 1902 entstanden sind. Als Künstler beauftragt er Joseph Puschkin, der vermutlich vereinzelt durch andere, nicht genannte Maler unterstützt wurde.

Wenig war bekannt über Joseph Puschkin, der – entgegen anderslautender Angaben – am 12. April 1827 in München geboren wurde und hier am 9. Februar 1905 auch verstarb. Richard Bauer ist es nun gelungen, Licht in seine Biografie zu bringen; Anhaltspunkte für eine Verwandtschaft mit dem berühmten russischen Dichter Alexander Sergejewitsch Puschkin fand er dabei jedoch nicht. Josephs Vater war als Koch des russischen Gesandten nach München gekommen. Der Sohn ging nach dem Besuch der Lateinschule (Ludwigsgymnasium) von 1842 bis 1847 zur Ausbildung an die Münchner Kunstakademie. Über den weiteren Lebensweg ist bekannt, dass er sich länger in Hamburg aufhielt und Exkursionen in Mitteldeutschland unternahm sowie für eine Reihe populärer illustrierter Zeitungen tätig war, in denen immer wieder „nach Joseph Puschkin“ gefertigte Xylografien veröffentlicht wurden. Nach München

ist der Künstler vermutlich im Jahr 1866 zurückgekehrt, wo er verschiedene Aufträge übernahm, darunter andere, nicht für Neuner gefertigte Altmünchner Darstellungen. So gelangten zum Beispiel durch den Sammler Carlo Proebst (1887–1970) weitere 45 Aquarelle Puschkins an das Münchner Stadtmuseum. Bauer schätzt, dass Puschkin rund 500 München-Aquarelle in Umlauf gebracht hat, von denen sich heute noch einige in Privatbesitz befinden könnten.

Der Wunsch Edmund Neuners, seinen seit 1905 im Münchner Stadtmuseum befindlichen Bilderschatz von Zeit zu Zeit durch Ausstellungen bekannt zu machen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Dies soll nun durch die vorliegende Publikation kompensiert werden: In drei „Rundgängen“ wird jeweils auf einer Seite ein Aquarell mit Daten abgebildet und das Gebäude beziehungsweise die Situation in einem informativen Begleittext erläutert und geografisch verortet. Neben der genau beobachteten Architekturdarstellung und eher biedermeierlich reizenden Staffagen sind es viele kleine Details, die den Band auch volkscundlich beziehungsweise kulturgeschichtlich interessant machen: Wandgemälde und Heiligenfiguren an den Fassaden, Brunnen und Schilderhäuschen und nicht zuletzt die Darstellung der zahlreichen Wirtshäuser mit und ohne Gastgarten. Noch sitzen die Zecher vor dem „Damen-Wirt“ auf dem Mariahilfplatz. Im Garten der alten Schießstätte, da wo heute der Hauptbahnhof steht, spielen und schaukeln Kinder, während ihre Eltern die Gasträume ansteuern. Auf dem Geißmilchmarkt an der Roßschwemme wird Ziegenmilch angeboten – das erhoffte Heilmittel gegen Lungentuberkulose. An der Wiener Straße verkauft eine Bäuerin Obst an Kinder; Kutschen, Fuhrwerke, Dienstmänner mit Handwägen und Bäuerinnen mit Schubkarren beleben – neben Fußgängern in Uniform und Zivil – die Straßen. Die Waisenknaben in ihren einheitlichen Kleidern warten am Waisenhaus vor dem Sendlinger Tor. In einer Schmiede in der Sendlinger Straße werden Pferde beschlagen. Holz aus dem Oberland wird an der Floßlande an Land gezogen und später im Holzgarten an der heutigen Liebigstraße gelagert. Noch gibt es eine ganze Reihe von Mühlen im Stadtgebiet, wie überhaupt einige Ecken überraschend ländlich geprägt sind. Ein großes Taubenhaus prangt am Gasthof „zum Lamplgarten“ mit seinen landwirtschaftlichen Nebengebäuden. Er stand in etwa dort, wo sich heute die Siemens-Zentrale befindet. Vor der Schmerzhafte Kapelle an der Staubstraße ist eine Gruppe Wallfahrer angelangt. Zeitlich festzulegende Ereignisse, wie der Brand der Glockengießerei im August 1831, und die Bemühungen, diese mit Handpumpe und Eimerketten zu löschen, bilden die Ausnahme. Selbst die Zurschaustellung eines Delinquenten auf dem Platz vor dem heutigen Polizeigebäude in der Ettstraße lässt sich keinem bestimmten Verbrecher zuordnen. Auf der anderen Seite sind einige Bautätigkeiten der Zeit um 1900 festgehalten wie die Nivellierung der Prinzregentenstraße oder die Grundarbeiten zum Bau der Prinzregentenbrücke. Es gibt viel zu entdecken auf den Aquarellen des Joseph Puschkin, der ein Bild der Stadt zeigt, jenseits der allgemein bekannten Vorzeige-Architekturen aus der Zeit

König Ludwigs I. oder Maximilians II. Es ist das Verdienst des ehemaligen Leiters des Münchner Stadtarchivs Richard Bauer, dass dieser Schatz gehoben wurde: Der Künstler wurde näher vorgestellt und vor allem die Aquarelle abgebildet, erklärt und eingeordnet. Nicht nur Münchner werden diesen Band dankbar und mit Begeisterung in die Hand nehmen!

Cornelia Oelwein, Ilmmünster

Frank Hartmann (Hg.): Wilhelm Ostwald. Farbenlehre, Formenlehre. Eine kritische Rekonstruktion. Hamburg: Avinus, 2017. 183 S. m. Abb., meist farbig. (Forschung Visuelle Kultur, Bd. 4).

Mit der vorliegenden Publikation rufen die Autoren Thomas Hapke, Frank Hartmann, Markus Krajewski, Rolf Sachsse, Karl Schawelka, Gunnar Schmidt und Jan Willmann die modernen Medientheorien des außergewöhnlichen Physikochemikers Wilhelm Ostwald (1853–1932) in „ambivalente Erinnerung“ (19). Die sieben renommierten Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum diskutierten in der Reihe „Forschung Visuelle Kultur“ an der Fakultät Kunst und Gestaltung der Bauhaus-Universität Weimar das philosophische Betätigungsfeld des Farben- und Formenlehren-Pioniers Ostwald. Sie unterzogen sein diesbezügliches Schaffen – gleichermaßen in seinen Bann gezogen sowie seine Irrungen und Fehlanalysen erhellend – einer kritischen wissenschaftlichen Einordnung und Würdigung (19). So zeichnet sich für die visuelle Kommunikation, moderne Ästhetik und Kunsttheorie mit Wilhelm Ostwalds damaligen Erkenntnissen der Codierungsweisen einer „Tiefengrammatik des Visuellen“ in Malerei, Fotografie und Film (als Kunstformen der Moderne) – mit zunehmender Bedeutung computergesteuerter Automatismen – ein neuer diskussionswürdiger Stoff nach der formalen Berechenbarkeit von Farbe und Form ab (7, 14).

Die Autoren des 2017 vorgelegten Bandes

- reflektieren die Farbenlehre Wilhelm Ostwalds im Kontext von Moderne und Pädagogik („Malen nach Zahlen“: *Rolf Sachsse*, Hochschullehrer an der Hochschule der Bildenden Künste, Saar, 21–38);
- untersuchen die ästhetische Ordnung am Beispiel der Ostwaldschen Farborgeln („Ein Blick zurück auf Ostwalds Farbsystem“: *Karl Schawelka*, Emeritus für Geschichte und Theorie der Kunst an der Bauhaus-Universität Weimar, 39–82);
- verdeutlichen die Problematik einer verwissenschaftlichten Ästhetik bei Wilhelm Ostwald sowie sein dogmatisches Betonen eines Harmonie-Bestrebens („Die neuen seelisch-technischen Mittel der Kunst“: *Gunnar Schmidt*, Professor für Theorie und Praxis des Intermedialen an der Hochschule Trier, 83–116);
- hinterfragen Ostwalds wissenschaftliches Weltsprachenprojekt, welches Weltformat beanspruchte („Röhrende Hirsche. Wede, Ido, Volapük“: *Markus Krajewski*, Professor für Medientheorie und Medien-geschichte an der Universität Basel, 117–146);

- erläutern die Absage an die Idee der genialen Schöpfung des vorangegangenen Jahrhunderts („Digitale Kombinatorik: Daten, Empirie und Partizipation“: *Jan Willmann*, Juniorprofessor für Theorie und Geschichte des Designs an der Fakultät für Kunst und Gestaltung, Bauhaus-Universität Weimar, 147–164);
- und widmen sich wissenschaftsorganisatorischen Fragen, die Wilhelm Ostwald systematisch über Projekte, wie zum Beispiel seine Wissenschafts-Möbel, stellte („Formieren, Formatieren und Informieren“: *Thomas Hapke*, Fachreferent für Verfahrenstechnik und Chemie an der Technischen Universität Hamburg, 165–181).

Überblicken wir den Inhalt der Publikation, so lässt sich grobmaschig herausstellen:

Den unbedingten wissenschaftlichen und technischen Fortschritt sah der in Riga/Lettland geborene Wilhelm Ostwald Anfang des 20. Jahrhunderts (übrigens beeinflusst vom Glauben an eine finale geothermische Katastrophe) im Zeitalter der Erfindungen hauptsächlich darin, Ordnung in die Welt zu bringen. Er rationalisierte die Dinge in der Schaffung transparent gehaltener Ordnungssysteme und Normierungen.

Sein Ziel? Die Welt und die Wissenschaftskommunikation (über Formen, Formate und industriell begründete Typisierungen) zu verbessern sowie Weltverkehr, Weltpost, Normierungsbehörde und Universalbibliothek (einschließlich „Weltdeutsch“), einheitliches Geld und eine einheitliche Registratur für das Wissen der Welt zusammenzuschließen.¹

Sein Zielpublikum? Die Bevölkerung beziehungsweise letztlich jedermann. Ostwalds vielfältige Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften unterstreichen das aktive Hineinwirken in die breite Masse und das Beeinflussen der Menschen im Hinblick auf neueste industriell wirksame Technologien.

Wilhelm Ostwald überließ nichts dem Prinzip Zufall. Ausgehend von einer Ordnungsstruktur der Mathematik, Geometrie und Mechanik als Modelle begann er in seinen philosophischen Überlegungen mit dem System des Chemikers Farben und Formen zu berechnen und (in einem grundlegenden Harmoniegesetz) systematisiert abzubilden.

Zwar sorgen seine mit zweifelhaften Vorschlägen besetzten, fehlerhaften naturwissenschaftlichen Analysen beziehungsweise die formale Berechenbarkeit von Farbe und Form in Kunst und Gestaltung bis heute für eine gespaltene Aufmerksamkeit. So macht beispielsweise Rolf Sachsse deutlich, dass die Ostwaldschen Farbtechniken wie die chemischen Komponenten seiner Farben nicht lichtecht sind; damit konnten Ostwalds „Ewigkeits-Postulate“ nicht erfüllt werden (33). Weiter wurde und wird insbesondere Ostwalds prophetisch vorgetragene physikalische Farbenlehre im damals als elitär beschriebenen Kunstbetrieb – jenseits industrieller Normierungen – als höchst maßregelnd interpretiert. Tatsächlich erprobten jedoch vor allem Praktiker in den unterschiedlichsten Wirkungsfeldern seine wissenschaftlichen Theorien und wertschätzten die Ergebnisse bereits zu seinen Lebzeiten: Farbstoffe der chemischen Industrie aller Art zum Beispiel ließen eine

vollkommen neue Textilindustrie entstehen. Wilhelm Ostwald bot diesem Industriezweig und weiteren sein Farbsystem über Farbkarten an, welche gerade auf Messen und Märkten stark nachgefragt waren, weil es zur damaligen Zeit noch keine visualisierten Farbspektren gab. Unter „Pelikan-Normfarben“ („Original-Ostwaldfarben“) wurden um 1920 die „richtigen der Ostwaldschen Farbenlehre angepassten Farben“ produziert und ausgeliefert (116). Und gerade Berufsgruppen wie die Restauratoren profitieren noch immer von Ostwalds in der Praxis erprobten materialtechnischen Analysen, so etwa im Bereich der Kunstfälschungen.

Um die Diskussion weiter zu befördern, werden die vorgetragenen Inhalte des Bandes von Rezensenten-Seite um Nuancen erweitert:

Als Vorreiter und industrieller Trendsetter in der Farben- und Formenlehre fordert der Physikochemiker Ostwald bis heute alle Disziplinen heraus, die mit dieser Materie zu tun haben. Seine damaligen Forschungs-Erkenntnisse erlangten internationale Anerkennung und sind bei genauerer Betrachtung niemals völlig ignoriert worden.²

Ostwald verstand es, sich in seinem Weltverständnis selbst zu verorten. Innerhalb des Selbststudiums der Philosophie sprach er in einer bemerkenswert selbstreflektierten Weise über sein Grenzgängertum als Chemiker: „Nicht ohne Zögern wage ich mich zu den Männern zu gesellen, welche die Philosophie zu ihrem Lebensinhalt und -beruf gemacht haben. Denn ich muss bekennen, dass ich die Philosophie nicht um ihrer selbst willen getrieben habe, sondern als Mittel zum Zweck, erstens meine auf anderen Gebieten liegende fachwissenschaftliche Arbeit zu erleichtern und zu verbessern und zweitens, eine gleiche Erleichterung und Verbesserung bei der Gestaltung meines inneren und äußeren persönlichen Lebens zu erzielen. Nach beiden Richtungen hat mich mein Vertrauen in die Möglichkeit, solches auf dem Wege philosophischen Denkens zu erreichen, nicht getäuscht, und der Wunsch, meine Mitmenschen des gleichen Gewinns teilhaftig zu machen, mag als Rechtfertigung dafür gelten, diese zunächst persönlichen Dinge der Allgemeinheit mitzuteilen.“³

Seine Farben- und Formentheorien band Wilhelm Ostwald an Experimente – ausgehend von einem selbst auferlegten regelmäßigen Tagesrhythmus in einer streng strukturierten Selbst-Organisation und Selbst-Disziplinierung innerhalb des selbst erschaffenen „Familienmanagement-Systems“ – in seinem im Landkreis Leipzig gelegenen Farblabor in Großbothen bei Grimma.

Mittels selbst erstellter Rezepturen gingen Ostwalds Produkte in einen kleinen Wirtschaftskreislauf, wie zum Beispiel Pastellkreiden auf Bestellung unter anderem ins Bauhaus nach Dessau. Im Sortiment waren weiter: Buntpapiere, Farbatlanten, Farbkreise und Übersichtstafeln, Farbkästen, Farbstifte und die so genannte Farborgel (mit allen 680 Farben seines Systems; malferdig als Pigmentstücke oder in flüssiger Form zum Anrühren oder Auftragen).⁴

Ostwald schien seine Erkenntnisse in höchster Konzentration (darf man sagen: wie kaum ein anderer Gelehrter seiner Zeit?) gutgläubig weitergetragen zu haben.

Sein (mit Fehlern behaftetes) Wissen teilte er Ende der 1920er Jahre den Menschen nicht nur über seine Selbstbiographie mit, sondern mit großem Eifer publizistisch über die damals zur Verfügung stehenden öffentlichen Medien, so dass der geistig Vorseilende sich in dieser Transparenz vermutlich zusehends selbst angreifbar machte.

Es war dem Visionär Zeit seines Lebens bewusst gewesen, dass zum Beispiel in der Diskussion um die Weltformate „führende Männer“ gegen ihn „eine entschiedene Abneigung“ hegten.⁵

Wurden damalige Farbbezeichnungen Ostwalds wie etwa Kreß, Veil, Ublau mitunter von seinen Zeitgenossen extrem belächelt, sind entsprechende Wort-Kreationen verschiedenster Farbbezeichnungen industriell gefertigter Produkte beispielsweise im saisonalen Kosmetikbetrieb heute nicht mehr wegzudenken – was diesen ja geradezu die Modernität verleiht.

Wir lernen anhand der vorgelegten Publikation, dass gerade Ostwalds populär gewordenen Erkenntnisse der Farben- und Formenforschung für die Medientheorien im Computerzeitalter sehr aufschlussreich sind.

Jedoch waren sie auch für die Teppich- und Gobelinfabrikation, die Lederfärberei, die Botanik, den Gartenbau (insbesondere die Rosenzucht) und die Bienenzucht, die Medizin, die Homöopathie, für Kanarienvogel-Züchter, für Drogisten, die Meteorologie, den Buchdruck und für die Kakao-Produktion bzw. die Lebensmittelherstellung hilfreich.⁶

Seine Farbkunde aus dem Jahr 1923 – als Hilfsbuch verstanden wissend – hatte Ostwald explizit praktisch wirkenden Berufsgruppen gewidmet: Chemikern, Physikern, Naturforschern, Ärzten, Physiologen, Psychologen, Koloristen, Farbtechnikern, Druckern, Keramikern, Färbern, Webern, Malern, Kunstgewerblern, Musterzeichnern, Plakatkünstlern und Modisten.⁷

In der Praxis scheint daher das Gesamtkunstwerk Wilhelm Ostwald „irgendwie“ weiter zu leben; es befindet sich sozusagen in fließender Anwendung als selbstverständliches, jedoch insgesamt wenig reflektiertes Wissen mitten unter uns.⁸ Und dieses in den unterschiedlichsten Fachdisziplinen unter entsprechenden Fragestellungen „ganz“ erfassen zu wollen, erweist sich bei näherer Betrachtung von Ostwalds facettenreicher Beheimatung als ein Ding der Unmöglichkeit!

Meines Erachtens hätte es die Publikation (über Weimar hinausschauend) bereichert, den in den Fußnoten auffallend oft zitierten Kunsthistoriker und Pigment-Experten Albrecht Pohlmann (Referatsleiter Zentrale Restaurierung am Kunstmuseum Moritzburg, Halle/Saale) sowie auch den mit profunden Ostwald-Kenntnissen betrauten, inzwischen emeritierten Farbexperten Eckhard Bendin (u. a. Betreuer der Sammlung Farbenlehre an der TU Dresden) mit einem eigenen Beitrag zu berücksichtigen.

Ebenso wäre ein Querverweis auf die künstlerische Forschung zur niederländischen „De Stijl-Bewegung“ wünschenswert gewesen (Stichworte: Ostwald und die Graustufen; Ostwalds Einfluss auf Vilmos Huszár und George Vantongerloo). Denn es scheint bemerkenswert, dass Ostwald im Jahr 2017 – im 100. Jubiläums-

jahr seiner Farbenfibel – in der Kunsthalle KADE im niederländischen Amersfoort neben Johann Wolfgang von Goethe und Isaac Newton eine internationale kunsthistorische Würdigung erfuhr.⁹

Insgesamt hinterlässt das Ergebnis des Vorhabens des Bandes, die fachinternen Diskussionen der Ostwaldschen Farb- und Formenlehre zwischen zwei Buchdeckel zu pressen, ein schales Gefühl. Und so ermuntere ich geradezu, Wilhelm Ostwalds Lehren – eingebettet in die verschiedensten zu konstruierenden interdisziplinären Kontexte; gerade in vielerlei Kombinationen geistes- und naturwissenschaftlicher Lesarten – weiter zu entdecken. Denn es bleibt lohnenswert, in das Quellenpektrum der Farb- und Formenlehre des bisher nicht systematisch aufgearbeiteten Ostwald-Nachlasses einzutauchen,¹⁰ um beispielsweise neben Wilhelm Ostwald gerade auch seine Tochter, die Künstlerin und Nachlassverwalterin Grete,¹¹ zu Wort kommen zu lassen.

Abschließend stelle ich die kühne Behauptung auf, dass sich vermutlich ganze Generationsfolgen von (Nachwuchs-)Wissenschaftlern an den Ostwalds in Mitteldeutschland, ihren Biographien und diffizilen, zukunftsweisenden Betätigungsfeldern abarbeiten werden. Ein riesiger Fundus des Historien-Stoffes der Ostwald-Dynastie im Industriezeitalter (Wilhelm und Helene Ostwald mit ihren fünf Kindern) mit Verwicklungen und sich widersprechenden Tendenzen wartet – jenseits heldenhafter Glorifizierungen (welche Wilhelm Ostwald ein Gräuel gewesen sein dürften) – geradezu auf eine filmische Umsetzung.

Anmerkungen

¹ Vgl. *Thomas Steinfeld*: Deutsche Industrienorm. Das Maß aller Dinge. In: Süddeutsche Zeitung online, 27.2.2018.

² Es besteht Forschungsbedarf! S. beispielsweise *Erich Fürchtegott Heeger*: Handbuch des Arznei- und Gewürzpflanzenbaues: Drogengewinnung. Berlin 1956 (Reprint 1989), S. 178 f., mit der Erwähnung der Systematik Ostwaldscher Farben bei den Drogisten. S. auch *Egbert Jacobson*, *Walter C. Granville* u. *Carl E. Foss*: *The Color Harmony Manual*. 3. Aufl. Chicago 1948.

³ *Wilhelm Ostwald*. In: *Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Bd. 4. Leipzig 1923, S. 127–161, hier S. 127.

⁴ S. *Andreas Schwarz*: Vorwort. In: *Die Ostwaldsche Farbenlehre und ihre Anwendung in der Praxis*. Jahreskalender zum 150. Geburtstag, 2003.

⁵ *Wilhelm Ostwald*: *Lebenslinien – Eine Selbstbiographie*. Nach der Ausgabe von 1926/27 überarbeitet und kommentiert von Karl Hansel (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 61). Stuttgart/Leipzig 2003, S. 521.

⁶ S. verschiedene Kalenderblätter bei *Schwarz* (wie Anm. 4).

⁷ S. *Walter Roth* (Hg.): *Chemie und Technik der Gegenwart*, Bd. 1. Leipzig 1923.

⁸ An der Hochschule für Bildende Künste in Dresden wurde in jüngster Zeit das Gemälde „Um die Freiheit“ des Künstlers Sascha Schneider mit Pastellkreiden nach der Rezeptur der Malerbriefe Wilhelm Ostwalds restauriert (Quelle: Chemikerin Annegret Fuhrmann, Dresden).

⁹ S. *Marjory Degen* u. *Judith D. van Meeuwen* (Hgg.): *The*

Colours of De Stijl. Ausst.-Kat. Amersfoort 2017, S. 10 f., 42.

¹⁰ Insbesondere: Archiv-Fundus im Haus Energie in Großbothen, Zentralarchiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin und Universitätsarchiv Leipzig.

¹¹ Grete Ostwald studierte zwischen 1905 bis 1907 in der Damenklasse von Prof. Sascha Schneider Kunst an der Großherzoglich-Sächsischen Kunstschule in Weimar (<http://www.wilhelm-ostwald.de/seiten/s21.htm>).

Silke Kral, Grimma

Heimhuber-Archiv, Klaus-Peter Mayr u. Ingrid Grohe: *Heimat, Heu & Haferlschuh. Das Allgäu in den 1950er-Jahren*. München: J. Berg, 2017. 188 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig.

Der großformatige Bildband präsentiert überwiegend schwarz-weiße, aber auch einige farbige Aufnahmen der aus Sonthofen stammenden Fotografen Eugen Heimhuber sen. (1879–1966) und seines Neffen Fritz Heimhuber jun. (1912–1986). Sie gehören in zweiter und dritter Generation zu einer Fotografenfamilie, deren Begründer Josef Heimhuber (1853–1923) als „Fotopionier im Allgäu“ sein Geschäft 1876 begann und 1899 „Königlich Bayerischer Hofphotograph“ wurde. Er widmete sich neben der Porträtfotografie vor allem auch der Landschafts- und Bergfotografie und gründete bereits 1880 einen Ansichtskartenverlag, um diese Motive zu vermarkten und damit die Anfänge des Allgäus als Tourismusregion zu unterstützen. Heute hat die Familie, die ihr Fotogeschäft nun in fünfter Generation betreibt, in ihrem Haus in Sonthofen nicht nur ein Museum über die Frühzeit der Fotografie im Allgäu eingerichtet, sondern sie bietet auch historische Aufnahmen aus ihrem reich bestückten Archiv zum Kauf an. In der Selbstbeschreibung wird dieses als eines der „größten und besterhaltenen Fotoarchive ganz Europas“ charakterisiert; die Behauptung lässt sich allerdings nicht prüfen.

Überwiegend aus diesen Beständen wurde auch der hier vorzustellende Bildband arrangiert, ergänzt um einige Fotos anderer Herkunft. Während Letztere im Impressum verzeichnet sind, lassen sich die Fotos von Eugen und Fritz Heimhuber nicht individuell zuordnen. *Klaus-Peter Mayr* und *Ingrid Grohe*, die vor allem für regionale Zeitungen tätig sind, haben allem Anschein nach die Fotos ausgesucht und zu vier thematischen Gruppen zusammengestellt sowie die einzelnen Bilderläuterungen oder -kommentare verfasst. Jedem dieser kurzen Texte stellten sie ein Stichwort voran, das der Interpretation des jeweiligen Fotos quasi eine Richtung vorgibt. Genaue Datierungen der Fotos und auch präzise Ortsangaben sind leider nicht immer mitgenannt. Locker auf den Seiten verteilt sind zudem Sinnsprüche, Gedichtzeilen, Sprichwörter oder Redewendungen im Dialekt, Schlagerstrophen oder andere Zitate. Die Autoren haben neben einer Einleitung über die „1950er-Jahre im Allgäu“ (10 f.) auch jeweils zweiseitige Einführungen zu den vier Themen Alltag, Arbeitswelten, Freizeitvergnügen sowie „Brauchtum und Kultur“

geschrieben, dazu sehr knappe Porträts der beiden Fotografen Eugen und Fritz Heimhuber.

Der Band gibt Einblicke in eine Zeit wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Als die Heimhubers „mit ihren Kameras loszogen, um Bilder von den Allgäuer Menschen und der Allgäuer Landschaft zu machen, nahmen sie mit ihren Objektiven vor allem die schönen Seiten ihrer Heimat ins Visier“ (10). Analog dazu sind auch Bildauswahl und Beschreibungen gut charakterisiert, die – wie es im Klappentext heißt – „ein facettenreiches Porträt einer der reizvollsten Regionen Deutschlands“ zeichnen wollen, dabei vor allem die „guten“ und auch „guten alten“ Seiten des Alltagslebens der 1950er-Jahre hervorheben. Der Bildband hat kein wissenschaftlich volkskundlich-historisches Interesse, er will ein breites Publikum ansprechen. Die klangvollen Kapitelüberschriften mit ihren Alliterationen „Kirche, Kind & Kässpätzchen“, „Schindel, Schell & Scheunentor“, „Ball, Berge & Badeseen“ und „Trachten, Tanz & Trompetenklang“ leiten die Aufmerksamkeit. Die geschätzt etwa 200 Fotos zeigen sowohl „eher traditionelle“ als auch „moderne“ Aktivitäten, der einsame Älpler vor dem Holzfeuer in der Sennhütte ist ebenso vertreten wie die Teilnehmer am Start eines Motorradrennens oder die Bus- und Autokarawane der Besucher von Skispringen in Oberstdorf, um nur drei Motive zu nennen. Trotz der allgemeinen Tendenz in der Bildauswahl werden nicht nur bekannte Klischees bedient. Das macht es spannend, diesen qualitativ aufgemachten Bildband durchzublättern und bei vielen Fotos auch genauer hinzuschauen.

Gabriele Wolf, München

Ralf Stremmel: *Industrie und Fotografie. Der „Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation“, 1854–1926.* Münster: Aschendorff, 2017. 248 S. m. zahlr. Abb.

Bei der Aufarbeitung der Geschichte der Industriefotografie in Deutschland spielt das Historische Archiv Krupp eine bedeutsame Rolle. Mit dem 1994 vom Historiker Klaus Tenfelde herausgegebenen Band „Bilder von Krupp“,¹ in dem Autoren unterschiedlicher Disziplinen sich mit den Verwendungsweisen und dem historischen Kontext der Fotografien aus dem Kruppschen Werk und von der Familie Krupp exemplarisch beschäftigen, und dem 2011 erschienenen Begleitbuch zu einer groß angelegten Fotoausstellung „Krupp. Fotografien aus zwei Jahrhunderten“² konnte das Archiv die Bandbreite seines fotografischen Bestandes präsentieren. Das Historische Archiv Krupp, 1905 gegründet, ist das älteste deutsche Wirtschaftsarchiv und zählt mit seiner familien- und unternehmensgeschichtlichen Überlieferung zu den bedeutendsten Einrichtungen dieser Art. Eine besondere Rolle spielt dabei der fotografische Bestand. Alfred Krupp (1812–1887), der aus einem regionalen Unternehmen einen internationalen Konzern schuf, hatte früh die Bedeutung des Mediums Fotografie erkannt und ließ 1861 eine „Photographische Anstalt“

aufbauen, die spätere „Graphische Anstalt Krupp“. Im großen Maßstab setzte Krupp die Fotografie für Werbung und Dokumentation ein und übernahm so eine Vorreiterrolle für die Etablierung der Werksfotografie in Deutschland. Auch andere Unternehmen bauten fotografische Abteilungen auf, doch selten so konsequent wie Alfred Krupp.

Auch einer seiner Konkurrenten aus dem Ruhrgebiet, der „Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation“, beschäftigte Werksfotografen. Das Unternehmen geht zurück auf die 1842 von Jacob Mayer (1813–1875) mitbegründete Gussstahlfabrik, die 1854 in der neu gegründeten Aktiengesellschaft „Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation“ aufging. Jacob Mayer, der um 1850 den Stahlformguss erfand, blieb technischer Direktor, und Louis Baare (1821–1897) bestimmte als Generaldirektor die Geschicke des Unternehmens, das zu einem integrierten Montankonzern mit Hochöfen, Stahl- und Walzwerken, Hammer- und Presswerken, Zechen und Erzgruben anwuchs und international bekannt war für seine Glocken aus Tiegelschlacke. 1926 verlor der Bochumer Verein allerdings seine Selbstständigkeit und wurde in die Vereinigten Stahlwerke integriert.

Das Jahr 1926 stellt denn auch das Schlussjahr des Betrachtungszeitraumes dar, den *Ralf Stremmel*, der Leiter des Historischen Archivs Krupp und Professor an der Ruhr-Universität Bochum, für sein Buch über die Werksfotografie des Bochumer Vereins gewählt hat. Rund 2500 Aufnahmen sind aus der Gründungszeit bis zur Aufgabe der Selbstständigkeit überliefert. Insgesamt umfasst das Werksarchiv sogar circa 125 000 Aufnahmen, die heute im Historischen Archiv Krupp aufbewahrt werden. Der Krupp-Konzern hatte seinen Konkurrenten im Jahr 1965 übernommen, so dass das Werksarchiv des Bochumer Vereins heute Teil des Historischen Archivs Krupp in der Villa Hügel in Essen ist.

Der Bochumer Verein trieb den Bereich der Werksfotografie zwar nicht so energisch voran wie die Konkurrenz aus Essen – eine eigene Werksfotografie richtete der Bochumer Verein erst 25 Jahre nach Krupp, 1886, ein; zuvor waren freie Fotografen beauftragt worden. In jenem Jahr wurde der Neffe des Firmengründers Jacob Meyer, Anton Mauch (1860–1942), mit der Werksfotografie betraut; Mauch war fotografischer Laie, der sich das moderne Medium Fotografie erst in seiner neuen Funktion aneignete. Dennoch gewinnt der fotografische Bestand des Bochumer Vereins gerade durch seine „Normalität“ an Bedeutung. Während die Forschung sich bislang intensiv mit dem „Vorreiter“ Krupp beschäftigt, lenkt Stremmel mit der vorliegenden Arbeit den Blick auf den Normalfall in der deutschen Wirtschaft: „Dass die Bochumer Industriefotografien weniger ‚perfekt‘ sind als die Kruppschen, dass sie weniger aufwendig inszeniert sind, dass sie nicht so massenhaft gestreut wurden – das alles macht sie [...] typischer für die Bildproduktion der Wirtschaft.“ (27)

Dieser „Normalfall“ im Bereich Werksfotografie wird schon durch den verallgemeinernden, aber durchaus paradigmatisch gemeinten Titel „Industrie und Fotogra-

fie“ angedeutet. Stremmel regt am Beispiel des Bochumer Vereins eine weitergehende Beschäftigung mit dem Thema Industriefotografie unter Hinzuziehung bildwissenschaftlicher Erkenntnisse an (29). Er bemängelt, dass noch eine Gesamtdarstellung der Industriefotografie fehle, und möchte mit seinem Buch Anhaltspunkte und Anregung für weitere Diskussionen geben. Die Zeichentheorie aufgreifend weist er auf drei Ebenen hin, auf denen Fotografien untersucht werden können: Pragmatik, Syntaktik und Semantik. Er stützt sich dabei auf die Arbeit von Stephan Sensen, der diese Begrifflichkeiten 1993 am Beispiel der Werksfotografie der Gutehoffnungshütte in Oberhausen auf den Bereich der Industriefotografie übertrug.³

Im Bereich Pragmatik sieht Stremmel die Beziehungen zwischen den Bildern und ihren Produzenten beziehungsweise den Rezipienten. Er stellt die freien und angestellten Werksfotografen des Bochumer Vereins und ihre Arbeitsweisen vor, wobei auch diese wie Werksfotografen anderer Unternehmen keinen individuellen Stil entwickelt haben. Ausschlaggebend für ihre Arbeiten waren technisch-handwerkliche Prämissen; der Wille zur Gestaltung war dem Prinzip präziser Dokumentation untergeordnet (31). Auch die Verwendungszwecke ihrer Arbeiten folgten den gängigen Mustern in anderen Unternehmen. Fotografien dienten im Bochumer Verein drei Hauptzwecken: der externen Kommunikation, die mit Prachtalben oder später mit Druckschriften bei Geschäftspartnern und Politikern zur Werbung und Imagesteigerung beitrugen, der internen Kommunikation, die zum Beispiel in Werkszeitungen die Identitätsstiftung bei den Beschäftigten des Unternehmens unterstützte, aber ebenso Informationszwecken oder einfach der Unterhaltung der Belegschaft diene, und – drittens – als Dokumentationsmittel im Bereich betrieblicher Forschung und Materialprüfung.

Im Bereich der Semantik beschäftigt sich Stremmel mit den Bedeutungen und Themenfeldern der Fotografien. Das Themenspektrum der Bochumer Fotografien verbleibt im klassischen Bereich der Werksfotografie: Innenaufnahmen von Werkshallen, Außenaufnahmen von Gebäuden sowie Fotografien von Maschinen und Produkten. Fotografien der betrieblichen Sozialeinrichtungen entstanden zwar auch, waren aber den anderen Themenfeldern eher untergeordnet. Dies galt noch mehr für die Darstellung des arbeitenden Menschen, der als Staffage oder Größenmaßstab diene.

Im Bereich der Syntaktik, der ästhetische Faktoren wie Bildaufbau und Gestaltung umfasst, führt Stremmel fünf ästhetische Grundmuster ein, die er als typisch für die Bildsprache des Bochumer Vereins erachtet: die Totale, die Erzählung, den Kontrast, die Multiplikation und das Detail. Die Totale ist das klassische Grundmuster der Werksfotografie überhaupt; ausgerichtet an einer mittleren Bildachse versucht der Fotograf einen umfassenden Überblick zu verschaffen, sei es hinsichtlich der Architektur des Werkes, der Struktur der Werkshalle oder der Anordnung von Produkten. Die Erzählung soll mittels der Aufnahmen von Handgriffen und Bewegungen während der Produktion eine Geschichte im Kopf des Betrachters anregen. Durch die Inszenie-

rung eines Arbeitsschrittes soll quasi ein ganzer Ablauf von Produktionsschritten „erzählt“ werden. Das Muster des Kontrastes bezieht sich auf Darstellungen des Größenvergleichs Mensch–Maschine, der Gegenüberstellung von Landwirtschaft und Industrieanlage, von agrarischen Lebensformen und moderner Umwelt. Die Multiplikation zielt auf die Darstellung von Produkten oder auch Maschinen, die – einer Inszenierung gleich – massenhaft aufgereiht oder gestapelt werden. Mit dem Muster des Details umschreibt Stremmel Aufnahmen, die die Funktionsweise einer Maschine oder die Technik eines Arbeitsvorganges darstellen.

Diese bildwissenschaftlichen Überlegungen stellt Stremmel dem eigentlichen Bildteil seines Buches voran, ebenso einen prägnant zusammengefassten Überblick über die Unternehmensgeschichte. In vier darauf folgenden Kapiteln präsentiert Stremmel die thematischen Schwerpunkte der Bildproduktion im Bochumer Verein: Im Kapitel „Der Mensch im Fokus“ werden Aufnahmen mit Beschäftigten, Bilder von sozialen Einrichtungen und Aufnahmen zum Thema Sicherheit und Arbeitsschutz vorgestellt. Im Kapitel „Produktion und Produkte“ konzentriert sich Stremmel auf die Produktionspalette des Bochumer Vereins. Die Herstellung und Verarbeitung von Stahl steht naturgemäß an erster Stelle, dem Produkte wie Glocken, Maschinen und Kanonen folgen. Aber auch die Karriere des Bochumer Vereins als „Eisenbahnfabrik“, die Schienen, Weichen und Waggons, allerdings keine Lokomotiven, herstellte, wird beleuchtet. Das Stahlunternehmen Bochumer Verein entwickelte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem Montankonzern, der von der Rohstoffgewinnung bis zum Endprodukt alle Stufen der Fertigung übernahm: Kohlezechen und Eisenerzgruben gehörten also mit zum Unternehmen und wurden entsprechend fotografisch dokumentiert. Doch nicht nur das Hüttenwerk als Zentrum des Stahlunternehmens wird in seiner Bildüberlieferung gezeigt, ein eigenes Kapitel („Im Umkreis der Produktion“) gilt den Hilfs- und Nebenbetrieben, die die Energieversorgung (Gaskraftzentrale, Fernheizzentrale), den Werksverkehr (Werkslokomotiven, Pferdeführwerke) und die Materialwirtschaft regelten, sowie den Wissensbetrieben, welche die Verwaltung, die Lehrlingsausbildung, die betriebliche Forschung und Materialprüfung organisierten. Zum Abschluss dieses Kapitels und des Buches überhaupt wirft Stremmel einen Blick über das Werkstor hinaus und stellt die – wenn auch nur sporadisch vertretenen – Fotografien jenseits der Betriebs- und Produktionszusammenhänge vor: Aufnahmen von Präsentationen des Unternehmens auf Industrieausstellungen und Bilder aus dem Bochumer Stadtbild.

Diese Kapitel beziehungsweise Unterkapitel werden in der Regel jeweils mit einem Text eingeleitet, in dem der Autor über das jeweilige Thema informiert und die techniken-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Hintergründe zur Belegschaft, den sozialen Einrichtungen, den Produkten und der Stahlherstellung im Bochumer Verein kenntnisreich umreißt. Darüber hinaus geht Stremmel in einem gesonderten Abschnitt auf die Bedeutung der Fotografie in dem jeweiligen Thema ein

und verweist explizit auf bestimmte Fotografien, die in dem anschließenden Bildteil zu dem Kapitel folgen.

Die Bilder sind aufwändig im Duplex- beziehungsweise Duoton-Verfahren gedruckt und vermitteln – auch durch ihr Format, welches bis zu Doppelseiten reichen kann – einen plastischen Eindruck. Der Aschen-dorff Verlag folgt damit einer Publikationslinie, die er schon mit dem Bildband „Mythos Kohle“, in dem der Bildbestand des Bergbau-Archivs Bochum vorgestellt wird, eingeführt hat.⁴ Der konsequente Einsatz des Duplex-Verfahrens führt zwar zu einem einheitlichen Erscheinungsbild des Buches, aber auch zu einer kleinen Absonderlichkeit: Auch das einzige aktuelle Bild, eine Aufnahme aus dem Jahr 2015, welches die Lagerung der Glasplatten-Negative des Bochumer Vereins im Historischen Archiv Krupp zeigt, erscheint so als quasi-historisches Bild (28).

Doch diese kleine Abweichung schmälert nicht den positiven Gesamteindruck des Buches, das auch mit seinem Abbildungsverzeichnis vorbildlich die editorischen Standards eines wissenschaftlichen Bildbandes erfüllt. Im Abbildungsverzeichnis werden neben dem Titel der Fotografie, der Datierung und den Fotografen (falls bekannt) auch das fotografische Material (Glasplattennegativ oder Abzug) und das Format genannt. Ralf Stremmel leistet mit seinem Werk einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Industriefotografie. Indem er Werksfotografie unter den gängigen Bedingungen in deutschen Wirtschaftsunternehmen vorstellt, weitet er den Forschungsblick, der bislang stark auf Vorzeigeunternehmen wie Krupp oder AEG⁵ beziehungsweise auf die Auftragsarbeiten bekannter Fotografen wie Albert Renger-Patzsch⁶ fokussiert war. Zu Recht versteht Stremmel sein Buch als Diskussionsbeitrag zum Thema Industriefotografie – und die Diskussion ist schon im Gange: Gisela Parak von der Technischen Universität Bergakademie Freiberg hat in ihrer Rezension des Buches⁷ bereits kritisch angemerkt, dass Stremmels ästhetische Grundmuster „Totale“, „Erzählung“, „Detail“, „Multiplikation“ und „Kontrast“ mit den Begrifflichkeiten der kunsthistorischen Terminologie zu vergleichen wären. Für den Begriff „Multiplikation“ bringt sie beispielsweise die „Serialität“ ins Spiel. Auch teilt sie Stremmels Forderung nach einer Gesamtdarstellung der Industriefotografie nicht, versteht sie doch darunter den „Wunsch nach einer verbindlichen, vorbildhaften ‚Handreichung‘ im Umgang mit dem Genre ‚Industriefotografie‘“, der methodisch nicht zielführend sei. Sie verweist auf die bereits vorliegenden Theorieansätze aus dem Bereich der Bildwissenschaften und auf den interdisziplinären Ansatz, der schon in Tenfeldes Buch „Bilder von Krupp“ herausgearbeitet worden war. Doch eine Gesamtdarstellung der Industriefotografie muss keinen Rückschritt gegenüber diesen Forschungsansätzen bedeuten. Reinhard Matz' Überlegungen und Analysen zum Thema Industriefotografie,⁸ die zur Grundlage fotohistorischer Betrachtungen wurden, sind inzwischen über dreißig Jahre alt. Sie beeinflussten zahlreiche Arbeiten und Ausstellungen zum Thema Industrie- und Werksfotografie. Meines Erachtens ist es nach drei Jahrzehnten an der Zeit, die bis-

lang gesammelten Forschungsergebnisse zum Thema Industriefotografie in Gänze zu betrachten und auf den Prüfstand zu stellen – in einem interdisziplinären Austausch, in dem Theorie und Einzeluntersuchungen von fotografischen Beständen verbunden und Erkenntnisse aus den Bereichen von Bildwissenschaft und Fotografiegeschichte, von Technik-, Wirtschafts- und Lokalgeschichte gewichtet und eingeordnet werden – sei es auf einer Tagung oder mit dem Versuch einer Gesamtdarstellung. Ralf Stremmels Arbeit über den Bochumer Verein stellt einen bedeutsamen Beitrag auf diesem Weg dar.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Klaus Tenfelde (Hg.): Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter. München 1994.
- ² Vgl. Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung (Hg.): Krupp. Fotografien aus zwei Jahrhunderten. Berlin/München 2011.
- ³ Vgl. Stephan Sensen: Fotografie für die Industrie: Das Beispiel Gutehoffnungshütte 1864–1992. In: Akkumulation Nr. 3 (1993), S. 1–6.
- ⁴ Vgl. Michael Farrenkopf: Mythos Kohle. Der Ruhrbergbau in historischen Fotografien aus dem Bergbau-Archiv Bochum. Münster 2009.
- ⁵ Vgl. Lieselotte Kugler (Hg.): Die AEG im Bild. Berlin 2000.
- ⁶ Vgl. Albert Renger-Patzsch. Industriefotografien für Schott. Industrial photographs for Schott, hg. v. Schott AG in Zusammenarbeit mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe/LWL-Industriemuseum. Weimar 2011.
- ⁷ Vgl. Gisela Parak: Rezension zu: Stremmel, Ralf: Industrie und Fotografie. Der „Bochumer Verein für Bergbau und Gusstahlfabrikation“, 1854–1926. Münster 2017. In: H-Soz-Kult, 21.12.2017, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-28073>.
- ⁸ Vgl. Reinhard Matz (Hg.): Industriefotografie. Aus Firmenarchiven des Ruhrgebiets (Schriftenreihe der Kulturstiftung Ruhr 2). Essen 1987.

Thomas Dupke, Essen

Regine Schiermeyer: Greif zur Kamera, Kumpel! Die Geschichte der Betriebsfotogruppen in der DDR. Berlin: Christoph Links, 2015. 419 S. m. 40 Abb.

Ein Spielplatz, von Pfützen übersät, ein Mann, der mit seinem Fahrrad durch eine Schlammwüste pflügt – Szenen aus der Rostocker Plattenbausiedlung Lichtenhagen. Die Fotografien mit dem Titel „Neubauimpressionen“ (Abb. 30–31) boten im Jahr 1985 dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR genügend Verdachtsmomente, den Bildautor Siegfried Wittenburg einer sogenannten „Operativen Personenkontrolle“ zu unterziehen. Der Vorwurf: „Feindlich-negative Einstellung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR“ und „Mißbrauch seiner künstlerischen Tätigkeit zur Diffamierung unseres Staates“ (334). Letztlich kam der Zirkelleiter der Fotogruppe „Konkret“ des VEB Warnowert Warnemünde ungeschoren davon, doch die Episode zeigt, wie gefährlich das Fotografieren in der

DDR sein konnte – und wie Druck ausgeübt wurde: „Eine offene Zensur mit drastischen Zugriffen braucht sie [die SED] selten“, resümierte der Gemaßregelte 26 Jahre nach dem Ende der DDR: „Die dem ‚gelernten DDR-Bürger‘ eingeflößte Angst reicht zur Selbstzensur vollkommen aus.“ (<http://www.spiegel.de/einestages/medien-in-der-ddr-selbstzensur-statt-zensur-a-1113429.html>).

Die Historikerin *Regine Schiermeyer* hat sich für ihre Heidelberger Dissertation ein umfangreiches Feld ausgewählt: das Schaffen der Betriebsfotogruppen in der DDR. Zentrale Forschungsfrage ist, wie „der von den Funktionären proklamierte Idealtypus“ im realen Alltag von den Fotografen aufgenommen, ignoriert oder unterlaufen wurde: „Wo stieß die staatlich-parteiliche Steuerung und Durchdringung an Grenzen, und inwieweit ließ das staatliche (Bild-)Programm Freiräume für den einzelnen Amateurfotografen?“ (17) Als Quellen werden publizierte Stellungnahmen von Polit-Funktionären, fotoästhetische Propagandaschriften, Ausstellungskataloge, Gespräche mit Zeitzeugen und natürlich die Fotografien selbst herangezogen.

Bemerkenswerterweise scheint eine historische Dissertation wie „Die Geschichte der Betriebsfotogruppen in der DDR“ weiterhin resistent gegen die Versuchung zu sein, jegliche Empirie unter zentnerschwerem Theorie-Ballast zu begraben, wie es in den Gesellschaftswissenschaften Usus ist. Dafür hält die Geschichtswissenschaft eine andere Stolperfalle parat, in die leider auch Regine Schiermeyer geraten ist: Gerade Studien zur Zeitgeschichte konfrontieren die Forscherin mit einer gigantischen Fülle an Quellenmaterial, das nicht nur in seiner oft erschöpfenden Breite gesichtet, sondern vor allem qualitativ gewichtet und in eine thesengeleitete Interpretation eingebettet werden will. Die schiefe Masse an Zitaten und Paraphrasen wirkt in der textlichen Darstellung schnell redundant – wenn sie nicht stringent gebündelt wird (und der Text vor der Drucklegung kein kritisches Lektorat durchläuft).

Schiermeyers Verdienst, mit erstaunlichem Fleiß alles zusammengetragen zu haben, was zu ihrem Thema gehört, soll nicht geschmäler werden. Doch bleibt ihre Studie in weiten Teilen auf der Stufe einer kommentierten Materialsammlung stehen. Statt allzu penibel ästhetische Propaganda-Standpunkte zu rekonstruieren und sämtliche Fotoausstellungen bei den Arbeiterfestspielen anhand von Katalogen nachzuschöpfen, wären (wie eingangs angedeutet) detaillierte Fallstudien zur Praxis und Rezeption der Fotografie wünschenswert gewesen.

Jürgen Schmid, München

Konrad Vanja, Detlef Lorenz, Anna Mańko-Matysiak u. Irene Ziehe (Hgg.): Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Breslau 2016. Münster/New York: Waxmann, 2017. 288 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Arbeitskreis Bild Druck Papier, Bd. 21).

Mit dem 21. und letzten Tagungsband des Arbeitskreises Bild Druck Papier dokumentiert dieser als seine 36.

die erste Tagung im Nachbarland Polen. *Konrad Vanja* berichtet über die Aktivitäten des vergangenen Jahres, es gibt neben zehn Tagungsbeiträgen, zwei Beiträgen aus Sammlung und Forschung sowie einem Ausstellungsbericht über die Tesini in Belgien wie immer einschlägige Rezensionen, eine Bibliographie, eine Ausstellungsliste, Personalien, sehr persönliche Berichte über die Tagung und die Exkursion sowie diesmal – aus traurigem Anlass – eine breite Würdigung (246–277) von Alberto Milano (1947–2016), bislang Mitherausgeber und inspirierende Stimme auf den Tagungen. Innerhalb dieser Würdigung legt *Nicoletta Serio* aus Mailand eine Personalbibliographie (258–267) vor.

Sigrid Bauschinger stellt „Die Cassirers in Breslau. Zeitbild der Familie und ihres gesellschaftlichen Umfelds“ und damit eine säkulare jüdische Holzhandlerrfamilie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vor, deren Söhne nach Berlin ziehen, wo sie die „Dr. Cassirer Kabelwerke“ gründen und wo die Brüder Bruno und Paul eminent wichtige literarische und künstlerische Verleger der Weimarer Zeit werden.

Bärbel Reißmann kommt bei „Breslauer in Berlin. Spurensuche in der Theatersammlung des Stadtmuseums Berlin“ nicht um das berühmte apodiktische Diktum Tucholskys herum: „Der richtige Berliner stammt entweder aus Posen oder aus Breslau.“ Und so lässt sie die Breslauer Berliner auftreten: Joseph Kroll setzte die erfolgreiche Idee seines Breslauer Wintergartens als Veranstaltungsort ab 1844 in Berlin im großen Maßstab (für 5000 Personen in mehreren Sälen, eigenes Orchester) spektakulär um. Karl von Holtei hatte bereits ab 1824 als Dramaturg des Königstädtischen Theaters die Berliner Lokalposse begründet und 1832 einen Holzhacken Nante erfunden, aus dem Friedrich Beckmann – auch er aus Breslau – den bis heute bekannten Eckensteher Nante entwickelte. Ebenfalls fürs Theater schrieb David Kalisch ab 1848 politisch anspielungsreiche Posen und war Begründer des „Kladderadatsch“. Gerhard Hauptmann war erfolgreicher Theaterautor, Alfred Kerr wirkungsmächtiger Theaterkritiker. Die Reihe, die mit dem Ende der Weimarer Jahre endet, beschließt der Dirigent der Staatsoper, der avantgardistische und umstrittene Otto Klemperer.

Sigrid Nagy referiert kompetent und instruktiv „Zur Andachtsbildchensammlung des Paters Nikolaus von Lutterotti OSB (1892–1955) im Ethnographischen Museum Breslau“. Dessen Sammlung von 16000 Andachtsbildchen und 174 Hinterglasbildern wird hier vorgestellt. Der Südtiroler Lutterotti erhielt 1920 die Priesterweihe und entfaltete seine schriftstellerische und (auch volkskundlich) forschende Wirkung im schlesischen Kloster Grüssau, in dem er bis 1954 lebte. Dieses zwischen 1810 und 1919 säkularisierte Kloster war im 18. Jahrhundert Ziel einer großen Wallfahrt gewesen. Josephs- und andere Bildchen wurden vielfach als Kupferstiche gedruckt und massenhaft verteilt. Es sind neben „Klosterarbeiten, Pergamentminiaturen, Spitzenbildern und Nadelstichbildchen“ (54) sämtliche Drucktechniken vertreten. Schluckbildchen, Klappbilder, Rebusbilder, Jesuskind-Darstellungen sowie viele Beuroner Bilder runden das Spektrum ab.

Heinz Freiberg widmet sich „Betrachtungen und Fragen zu einem oft verwendeten Holzschnittrahmen aus der Cranach-Werkstatt“. Die Holzschnittrahmen für Titelseiten von Büchern des 16. Jahrhunderts füllen oft breitrandig mit dekorativen Verzierungen einen Großteil der Seite und lassen mittig ein Rechteck frei, in das der Titel eingedruckt wird. Dass er 1520 bis 1522 für ganze elf Bücher Verwendung fand, ist bei dem Wittenberger Rahmen weniger auffällig, denn das war ökonomisch klug und gängig. Aber sein Bildprogramm, das Freiberg interpretiert, ist beeindruckend. Es beginnt handfest mit den Initialen des Druckers Johannes Rhau-Grunenberg und dessen Druckerpresse, dann geht's aber allegorisch weiter: ein von Bienen umschwärmter Trinker, eine von anderen Vögeln attackierte Eule, Adler, Bär, Kuh, Hirsch, Wolf und Schafe, ein Vogelfänger sowie Storch und Frosch. Einmal mehr sind Äsops Fabeln der Schlüssel zum Verständnis dieser Bilder aus einer bildbegeisterten Zeit.

Nico Boerma vergleicht beim Thema „Zwarte Piet, Knecht Ruprecht, Sankt Nikolaus und der Weihnachtsmann“ mögliche koloniale Einflüsse oder Rassismen bei diesen weihnachtlichen Gestalten. In den Niederlanden wird seit Jahren vehement diskutiert, ob der dort sehr populäre Zwarte Piet, eine schwarz geschminkte lustige Begleitgestalt des Nikolaus, rassistisch sei. Er taucht als schwarze Gestalt erstmals 1850 auf und erhält 1868 seinen volkstümlichen Namen. In Deutschland hat Nikolaus, regional unterschiedlich, Furcht einflößende Begleiter: Knecht Ruprecht, den Pelzmäntel oder den Krampus, die sein säkularisiertes Alter Ego, der Weihnachtsmann, teilweise übernimmt. Und da Nikolaus wegen seiner kleinasiatischen Herkunft um und kurz nach 1800 oft als Türke dargestellt wird, ist sein Begleiter gelegentlich auch schwarz. Eine Herkunft des Zwarte Piet von den niederländischen Antillen oder Surinam schließt Boerma aus, sondern denkt eher an die schwarzen Pagen des 18. Jahrhunderts an den Höfen Europas. Selbst in diesem Fall bildet Sklaverei den Hintergrund, wenn sich solche schwarze Begleiter etablieren. Für die aktuelle Diskussion scheint es jedoch wichtiger zu sein, dass der Zwarte Piet heute ein Niederländisch mit surinamischem Akzent spricht.

Heidrun Wozel widmet sich einem mediengeschichtlichen Thema: „Der Dresdner Maler Franz Schreyer (1858–1938) und seine Einblattdrucke mit Landschaftsdarstellungen der Sächsischen Schweiz“ bietet außer der obligatorischen Kurzvita des Malers, dessen Gemälde in einer Handvoll Museen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg hängen, Einblicke in die von ihm bereits in jungen Jahren begonnene Vorlagenproduktion für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ und die „Gartenlaube“ (ab 1875). Neben ganzseitigen Abbildungen anderer Orte und Landschaften liefert er ein Sammelbild der Heilanstalt Sonnenstein bei Pirna, deren zentrales Motiv Wozel mit einer fotografischen Aufnahme Hermann Krones von 1853 vergleicht. Auch das touristische „Krippental“ und das schwere Arbeit darstellende Motiv „Aus dem Leben der Steinarbeiter“ für den Verlag Scholz in Pirna sind zeittypische Sammelbilder. Viele von Schreyers Bildern dienen ausdrücklich der För-

derung des Fremdenverkehrs. Nach Jahren des Reisens und mit Wohnsitz im bei Künstlern beliebten Blasewitz bei Dresden zieht sich Schreyer ab 1896 in die Einsamkeit der Lausitz zurück, wo er sich der Freiluftmalerei widmet.

Bilder ganz anderer Art stellt *Dieter Nievergelt* vor. Seine „Lampenschirme aus Karton – Projektionsfläche der Sehnsucht nach fremden Ländern und einer heilen Welt“ sind vor dem Hintergrund zu sehen, dass mit der Argandlampe (ab Ende des 18. Jahrhunderts) und vor allem der Petroleumlampe (ab 1855) die künstliche Helligkeit in den Häusern massiv zugenommen hat. Betuchtere Leute konnten sich gläserne opake oder farbige Lampenschirme leisten, ärmere griffen zum Angebot der Bilderbogenproduzenten. Diese bieten ab etwa 1870 Bogen an, aus denen man kegelförmige oder zur Pyramide gefaltete Papp-Lampenschirme konstruieren kann. Einige dieser als Berg- und Stadtlandschaft gestalteten, farbig bedruckten Schirme stellt Nievergelt vor. Dabei zeigt sich rasch, dass exotische Länder oder heile Bergwelten dominieren: Die Darstellungstreue ist gering, es geht um Klischees, um gedruckte Träume. Kolonialwelten, Krippendarstellungen, italienische oder Schweizer Ideallandschaften werden gerne mit optischen Raffinessen kombiniert: Mit transparentem Farbpapier hinterklebte Fenster oder auch teilweise mit einem rückwärtigen Schwarzdruck versehene Vorlagen ergeben romantische Tag- und Nachtstimmungen. Mit dem 20. Jahrhundert ist das Ende dieser Lampenschirme eingeläutet, da das sich durchsetzende elektrische Licht sie so nicht benötigt. Der detailreiche Beitrag kombiniert Bildgeschichte mit der Geschichte der künstlichen Helligkeit.

Einem überregionalen Thema widmet sich *Andrea Rudolph* aus lokaler Perspektive. „Der Cotillon und die Cotillonfabrikanten in Dresden“ stellt ein Forschungsvorhaben um diese im 19. Jahrhundert populäre Mischung aus Tanz, arrangierten Spielen, Geschenkaustausch und wechselseitiger Wertschätzung vor, wozu eine Vielzahl von so genannten „Cotillon-Artikeln“ benötigt wurde. Diese wurden von Luxuspapierfabrikanten, Buchbindern oder Kartonagenfabriken hergestellt: Schleifen, Papierorden, Blumensträußchen etc. Dabei konzentriert sich Rudolph auf die Jahre 1870–1920 und Dresdener Fabrikanten, die außerdem Laternen, Scherz- und Weihnachtsartikel sowie Saal- und Tischdekorationen produzierten. Diese auf Verbrauch angelegten Dinge sind selten erhalten, noch seltener einem konkreten Produzenten zuzuordnen und oft nur über Kataloge nachweisbar. Die Produzenten ihrerseits können über Annoncen, Briefköpfe oder Adressbücher nachgewiesen werden.

Christiane Caemmerer stellt „Schriftsteller und die Flugblattpropaganda im Zweiten Weltkrieg. Aus den Sammlungen der Staatsbibliothek zu Berlin“ an Beispielen der amerikanischen und sowjetischen Propaganda vor. Nachdem man sich von einem irritierenden Druckfehler (der Zweite Weltkrieg begann 1939 und nicht 1945) erholt hat, wird es sehr beeindruckend. Die Staatsbibliothek hat, ähnlich wie für die Kriege 1870/71 und 1914–1918 im Zweiten Weltkrieg Flugblätter, Ein-

blattdrucke, Broschüren und andere Kleinschriften gesammelt und durch Ankäufe bis heute auf etwa 20000 Exemplare erweitert. Die USA bilden ihre ausländischen Propagandisten im Camp Ritchie in Maryland aus. Stefan Heym schreibt für die Flugblattzeitung „Frontpost“ und verfasst einzelne Flugblätter, von denen eines zur Landung in der Normandie 1944 vorgestellt wird, in dem sich der fiktive US-Soldat Joe Jones direkt an den deutschen Landser wendet. Klaus Mann wird 1944 Leiter der US-Flugblattabteilung in Italien. Nach Verhören von Kriegsgefangenen entwickelt er mindestens 85 Flugblätter, die er in einer englischen (für die Vorgesetzten) und einer deutschen Version (zum Abwerfen) verfasst. Sein Vater Thomas Mann spricht schon seit 1940 regelmäßig monatlich für deutsche Hörer im Rundfunk. Für die Sowjetunion reimen die emigrierten Dichter Johannes R. Becher in einem hohen pathetischen Ton und Erich Weinert eher kabarettistisch-schnoddrig. Sie sind dabei sehr persönlich. Ihre Texte sind namentlich gezeichnet. Die Argumentation aller ist einheitlich: Die sichere Gefangenschaft ist dem lebensgefährlichen Krieg vorzuziehen. Die Wirkung ist unklar, sicher ist jedoch, dass deutsche Autoren sich in Traditionen, Wünschen und Vorstellungen ihrer Landsleute besser auskannten als andere.

Helge Gerndt stellt „Cartoons – Bildgeschichten zwischen Karikatur und Kunst“ vor. Angesichts der Tatsache, dass Cartoons weder Alltag darstellen noch unmittelbar auf den Alltag Bezug nehmen, vermutet er, Cartoons seien „eine besonders Art von Bildgeschichten, die man im Bereich zwischen Karikatur und Kunst einordnen kann“ (120). Mit sieben Thesen und vielen erläuternden Abbildungen versucht er, die spezifischen Eigenheiten des Cartoons zu fassen: 1. Als Teil der modernen Bilderwelt werden sie seit über 50 Jahren auch in Deutschland vielseitig eingesetzt. 2. Ihre Komik erhalten diese zunächst rein schwarzweißen Bilder durch Elemente einer kontrastiven Überraschung, Satire, des schwarzen Humors, der Übertreibung, Groteske, Absurdität oder des völligen Nonsens. 3. Begrifflich hat sich der Cartoon von der Karikatur abgesetzt, die „Waffe im Meinungskampf“ (132) ist, während Cartoons „komische Bilder ohne Tendenz“ (133) sind. „Während Karikaturen realitätsnahe Probleme thematisieren, loten Cartoons das Feld der komischen Konstellationen und Denkmöglichkeiten aus.“ (133) 4. Im Verhältnis zur Bildenden Kunst sind die Grenzen fließend, wobei die Cartoons mehr erzählerische Tendenz haben, denn 5. „Cartoons wollen mit bildhaften Mitteln Geschichten erzählen“ (135) und tun das – im Gegensatz zum Comic – meist in nur einem Bild oder einer Bildfolge aus gleicher Perspektive. 6. Cartoons zeigen Vorstellungsbilder und bilden Stereotypen, Werthaltungen, Phantasien, Mentalitäten und „innere Bilder“ (139) ab. 7. Dabei spiegeln sie „die Lust am (geistreichen) Spiel“ (139) mit einer Situation, die ins Groteske und Absurde übersteigert wird. Resümierend stellt Gerndt angesichts der unerträglich ernsten wie absurden Realität fest, dass nicht der Cartoon heiter sei, sondern der Betrachter schmunzle: „Cartoons sind humorvoll, zum Lachen gleichwie (wenn man sie als Spiegel der Wirk-

lichkeit auffasst) zum Heulen, aber nicht in jedem Fall wirklich heiter.“ (142 f.)

Aus Sammlung und Forschung sind dem Band zwei Beiträge eingefügt. Zuerst referieren *Gertraud* und *Gerd Schorer* „Das Bildmotiv Eiche und Mistel. Die Faszination des Seltenen“ und stellen der Tatsache, dass Misteln in der Natur äußerst selten auf Eichen zu finden sind, die jede andere Kombination von Baum und Mistel zahlenmäßig übertreffenden Darstellungen dieser Kombination entgegen. Dabei verweisen sie auf die keltische Vorstellungswelt der von Gott gesandten, alles heilenden Mistel auf der mit religiöser Wertschätzung verehrten Eiche, wovon bereits Plinius berichtet, der ausführlich zitiert wird (183). Mit 16 Bildern werden Zeichnungen, Buchillustrationen, Einblattdrucke, Reliefs, Gemälde, Reklamebildchen, Glückwunschkarten etc. mit diesem speziellen Motiv präzise beschrieben und analysiert.

Der andere Beitrag kommt von *Thomas Klaus Jacob* und dreht sich um „Historische Bücher in Verlagseinbänden“. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte mit Dampfdruckpressen bei den so genannten Deckeneinbänden der ganze Bucheinband auf einmal geprägt werden. Diese preiswerte und in großen Stückzahlen mögliche Produktion machte dennoch den Eindruck von Luxus und Exklusivität. Zudem wurde nun statt des teuren Leders das sehr viel günstigere Kaliko benutzt. Die vielfältigen technischen, editorischen und stilistischen Zusammenhänge für die Jahre 1871–1912 und ihre Folgen für die Katalogisierung beziehungsweise Erfassung und Erwerbspolitik der Bibliotheksbestände für die Staatsbibliothek zu Berlin zu erforschen, ist Ziel des Arbeitskreises für die Erfassung, Erschließung und Erhaltung historischer Bucheinbände (AEB), dessen Geschäftsführer Jacob ist.

Detlef Lorenz zitiert in einer Miscelle über den Kunstverlag Gustav Schauer, über den er bereits 2006 berichtet hat, nun ausführlich eine Beschreibung Gustav Schauers in der Autobiographie des Berliners Ludwig Pietsch, die auch ein Licht auf die Fotografie und die Illustrationen in Kunstbänden des 19. Jahrhunderts wirft. In weiteren Miscellen stellt er kommunistische Klebezettel aus der Zeit 1918/19 vor und wirft die Frage nach der Identität des Illustrators Stefan Mart auf, der das Reemtsma-Zigarettenbilderalbum „Märchen der Völker“ in den 1930er Jahren verfasst hat.

Elda Fietta stellt in einem Ausstellungsbericht über die Tesini in Belgien die zunächst als ambulante Graphikhändler durch Europa reisenden Bewohner von Pieve Tesino im Tesino-Tal vor, die auch in Belgien Drucke der Remondini aus Bassano del Grappa verhandelten und sich teilweise dort niederließen. Insgesamt haben sie 15 Verlage gegründet, Lithographien gedruckt und bereits 1839 auf die Daguerreotypie gesetzt. Detaillierte Erkenntnisse zu diesem Phänomen, vorgetragen auf einer Tagung im März 2016 in Brüssel, bilden gleichzeitig den Katalog zu einer Ausstellung im Museo Per Via in Pieve Tesino.

Der 21. und letzte Tagungsband, den der Arbeitskreis Bild Druck Papier vorgelegt hat, ist so lebendig und vielfältig wie seine Vorgänger. Diese kompakte Fülle

wird man vermissen; glücklicherweise hat der Arbeitskreis als Zugang zu den 21 Bänden einen Registerband vorgelegt, der die Breite der Themen und die Menge des Materials erschließt.

Engagierte Mitglieder des Arbeitskreises Bild Druck Papier, die die bisherige Thematik weiterhin in Tagungen behandeln wollen, haben sich zu einem Forum Bild Druck Papier zusammengeschlossen, dessen Geschäftsstelle bei den Kunstsammlungen der Veste Coburg angesiedelt ist. Eine erste Tagung zu protestantischen Bilderwelten wurde bereits im Oktober 2017 dort abgehalten. Auch wenn der Arbeitskreis Bild, Druck Papier sich von seinen Freunden verabschiedet hat, bleiben doch seine Fragestellungen interessant und wichtig. Deshalb kann man diesem Forum nur ganz viel Glück und Erfolg wünschen. Themen, das haben die letzten Jahrzehnte gezeigt, gibt es mehr als genug.

Martin Beutelspacher, Esslingen

Konrad Vanja, Detlef Lorenz u. Irene Ziehe (Hgg.): Arbeitskreis Bild Druck Papier. Gesamtregister 1981–2016. 36 Tagungen – 21 Tagungsbände. Zusammenestellt von Detlef Lorenz. Münster/New York: Waxmann, 2017. 167 S. (Arbeitskreis Bild Druck Papier, Bd. 22).

Ein Register zu besprechen ist ungewöhnlich. Es zu bewerten, selbst wenn man die meisten der hier erschlossenen Bände gelesen hat, ist schwierig. Zunächst ist das Register als solches zu loben. Seit Jahren war es ein Desiderat, die vielen und sich in viele thematische Nischen verteilenden Beiträge der Tagungsbände in geeigneter Weise zu erschließen. Die Arbeit, die sich nun *Detlef Lorenz* gemacht hat, darf nicht zu gering veranschlagt werden. Und – egal, wie man sie im Detail bewertet – sie hilft auf jeden Fall das zu vermeiden, was bislang die Regel war, dass man sich durch die Inhaltsverzeichnisse mehrerer Bände hindurchgeackert hat, um zu einem konkreten Beitrag zu kommen.

Im Groben gliedert sich das Register in zwei etwa gleich große Teile: eine in neun Großthemen und eine Vielzahl Unterthemen gegliederte Gesamtbibliographie sowie ein alphabetisches Sach- und Namensregister. Dabei werden, wie es der Titel verspricht, nicht nur die 21 Tagungsbände erschlossen, sondern auch die in den ersten 16 Tagungen (1982–1996) gehaltenen Vorträge, sowie, falls sie publiziert wurden, die entsprechenden Nachweise.

Die Gesamtbibliographie gliedert sich in die Bereiche 0. Kulturgeschichte, 1. Bildforschung, 2. Ikonographie, Bildquellen Motive, 3. Herstellung und Vertrieb von Bildern, Drucken und Papieren, 4. Kunst und Künstler, 5. Anwendungen von Bild, Druck und Papier; 6. Dreidimensionale Objekte aus Papier und anderen Materialien, 7. Museen, Sammlungen, Sammler sowie 8. Sonstiges. Von diesen sind außer dem durchaus nicht kleinen Bereich Sonstiges vor allem die beiden thematisch zentralen Bereiche 3. und 5. vielfach unterteilt. Das geht von technischen und personalen Aspekten über die gan-

ze Bandbreite der Produkte, die in irgendeiner Weise ins Thema passen, also nicht nur erwartbare Unterthemen wie Spielkarten, Tapeten oder Bilderhandel, sondern auch Werbung und Verpackung, Militaria oder Weihnachten. Überall ist neben den Beiträgen auch eine Rezensionenliste aufgeführt.

Vor den alphabetisch organisierten zweiten Teil ist ein Gesamtverzeichnis sämtlicher Autoren und Referenten eingefügt. 90 Seiten Sach- und Namensregister sind insofern schwierig, als es bei vielen Lemmata eben auch Über- und Unterordnungen gibt. Das kann man bei einschlägigen Berufsfeldern erwarten: den Druckern, den bildenden Künstlern und Kunstverlagen oder auch bei Städten. Bei den „Allegorien“ oder der „Schule“ muss man es ahnen oder wissen, sonst bleibt die Suche nach „Jahreszeiten“ oder „Fibeln“ erfolglos. Mit anderen Worten: Hier findet man nicht automatisch alles wie bei einer Volltextsuche, hat dafür aber den Vorteil, dass die inhaltliche Ausbeute qualitativvoller ist. Ein klein wenig Vorwissen und eine gewisse phantasievolle Zähigkeit bei der Suche sind durchaus hilfreich beim Benutzen dieses Bandes.

Gleichzeitig hat man beim Durchblättern jenes altmodische Gefühl, das einen bei den Konversationslexika früherer Zeiten gepackt hat: dass es nämlich neben dem, was man eigentlich sucht, vielerlei hochinteressante, einem selbst völlig unbekannt und neue Welten eröffnende andere Themen gibt, denen nachzugehen lohnt. Dieser inhaltlichen Verführung kann weiter gefolgt werden, wenn man sich dem neu entstandenen Forum Bild Druck Papier anschließt, das bereits im Oktober 2017 eine erste Tagung veranstaltet hat, auf die *Konrad Vanja* im knappen und lesenswerten Vorwort hinweist. Resümierend ist das Gesamtregister der Schlüssel zu weit über 30 Jahren inhaltlicher Arbeit und kann allein deswegen als wissenschaftliche Kärnerarbeit nicht hoch genug gelobt werden. Es ist durchdacht, verstehbar, terminologisch präzise und vor allem ungeheuer hilfreich. Mit ihm als Klammer wird aus der Reihe der Tagungsbände ein thematisch gegliederter, vielfältig differenzierter und nutzbarer Schatz des enormen Spektrums von Bild, Druck und Papier.

Martin Beutelspacher, Esslingen

Christine Beier (Hg.): Gotik. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 2016. 322 S. m. 57 Abb. u. 24 Farbtafeln. (Geschichte der Buchkultur, Bd. 5/1).

Kaum ein Begriff wird bis heute so sehr mit dem Mittelalter und all seinen vermeintlich negativen Eigenschaften assoziiert, wie der der Gotik. Im wissenschaftlichen Kontext wird der Terminus heute in erster Linie von visuell arbeitenden Wissenschaften, etwa der Kunstgeschichte, aber eben auch in der Buchkultur verwendet. Die Geschichte des Umgangs mit Büchern und Handschriften in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters steht im Mittelpunkt dieses Bandes.

Nach einer Einleitung durch die Herausgeberin, *Christine Beier*, widmen sich die ersten beiden Beiträge der ma-

teriellen Seite des Buches. *Alois Haidinger* (Beschreibstoffe, 17–38) gibt zunächst einen konzisen Überblick zu den klassischen Beschreibstoffen Pergament und Papier, bevor derselbe Autor sich der Einbandkunst der Jahrhunderte zwischen dem ausgehenden 13. und dem beginnenden 16. Jahrhundert zuwendet (Der gotische Bucheinband, 39–62). Daran anschließend nimmt *Bettina Wagner* die Geschichte der Bibliotheken in jener Zeit in den Blick. Vornehmlich anhand süddeutscher Beispiele zeigt Wagner auf, welches Ausmaß das Wachstum der Bibliotheksbestände im 15. Jahrhundert erreichte (Bibliotheken, 63–96). Mit der Erfindung des Buchdrucks in der Mitte des 15. Jahrhunderts setzte ein Wandel ein, den *Hanno Wijsman* dokumentiert (Handschriften und gedruckte Bücher: Der Wandel der europäischen Buchkultur im 15. Jahrhundert, 97–114). Zwar wurden im 15. Jahrhundert deutlich mehr Bücher gedruckt als handgeschrieben, die Drucker setzten jedoch weiterhin auf bewährte Inhalte; zumeist wurden in diesen Jahrzehnten religiöse Texte in lateinischer Sprache gedruckt. Erst mit Durchsetzung der Reformation sollte sich dies grundlegend ändern. *Carmen Rob-Santer* widmet ihren Beitrag daher auch dem religiösen Schrifttum des ausgehenden Mittelalters in seiner ganzen Vielfalt (Von Sündern und Erlösung. Zum religiösen Schrifttum am Übergang zur Neuzeit, 115–158). Zwar waren auch die Jahrhunderte am Übergang zur Neuzeit weiterhin überwiegend von lateinischen Schriften bestimmt, der Grad an volkssprachlichen Texten an der Gesamtproduktion wuchs jedoch unaufhörlich. *Henrike Mannwald* gibt einen konzentrierten und sehr lehrreichen Überblick über die volkssprachliche Buchkultur jener Zeit. Gerade Einsteigern ist dieses Kapitel ans Herz zu legen (Volkssprachige Handschriften des Hoch- und Spätmittelalters: „Höfische“ Literatur, 159–186). Berühmt und vielzitiert ist der Ausspruch von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen stünden, der vermutlich auf Bernhard von Chartres zurückzuführen ist. *Carmen Rob-Santer*, die ihren Beitrag mit dieser Metapher einleitet, stellt die Bedeutung des antiken Erbes für die mittelalterliche Buch- und Wissenskultur heraus (Zwischen Transfer und Transformation: Der Umgang mit dem antiken Erbe, 187–234).

Vornehmlich der künstlerischen Ausgestaltung der Handschriften jener Zeit sind die folgenden Beiträge gewidmet. *Christine Jakobi-Mirwald* gibt einen konzisen Überblick über die klassischen Formen der Buchmalerei (Initiale, Randdekor, Miniatur: Die Ausstattungsorte in der gotischen Buchkunst, 235–252). Daran anschließend zeigt *Michael Viktor Schwarz*, mit wieviel Humor die Künstler jener Zeit oft gesegnet waren (Spiel, Witz und Augentrug: Figürlicher Randdekor, 253–276). Wissenschaftsdisziplinen wie die Astronomie oder die Astrologie waren in den mittelalterlichen Jahrhunderten in besonderer Art und Weise auf Bilder angewiesen. *Dieter Blume* analysiert das Zusammenspiel von Text und Illustrationen am Beispiel der gerade im Spätmittelalter sehr stark betriebenen Astrologie (Astrologie und die Wissenschaftsillustration vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, 277–296). Den letzten Beitrag des durchweg sehr lesenswerten Bandes verfasste *Susanne Rischpler*.

Sie zeigt, in welcher Weise die Gedächtniskunst auf den Buchschmuck rekurrierte (Ars memoriae illuminata. Buchschmuck im Dienst der spätmittelalterlichen Gedächtniskunst, 297–321).

Ein wichtiger Band, der jedem, der sich mit der spätmittelalterlichen Buchkultur beschäftigt, solide Orientierung bietet.

Bernhard Lübbbers, Regensburg

Peter Pfister (Hg.): Pfarrmatrikeln im Erzbistum München und Freising. Geschichte – Archivierung – Auswertung. Red.: Roland Götz. Regensburg: Schnell und Steiner, 2015. 592 S. m. Abb. (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 19). Die europäischen Archive verwahren viele wertvolle Quellen. Eine besondere Quellengattung sind die Amtsbücher der christlichen Konfessionen, in denen etwa seit dem 16. Jahrhundert die Sakramentenspendungen zu den Lebenswenden verzeichnet wurden, also die Taufen, oft auch die Firmungen, die Trauungen und die Sterbefälle. Diese Dokumentation der auf alle Menschen ausgerichteten Pastoral ist ein Kennzeichen des Christentums und daher im christlichen Kulturraum allgemein verbreitet und somit sind diese Kirchenbücher, auch Pfarrbücher oder Pfarrmatrikel(n) genannt, in sehr großer Zahl vorhanden und inhaltlich besonders aussagekräftig und wertvoll. Sie ziehen seit dem 19. Jahrhundert das Interesse der Familienforscher auf sich, seit dem 20. Jahrhundert auch das der anderen historisch-kulturwissenschaftlichen Forschungsrichtungen. Dementsprechend gibt es viele Auswertungen, vor allem aber auch viele quellenkundliche Studien, die Wert und Aussagekraft dieser Quellengattung generalisierend oder auch regionalspezifisch zu umreißen versuchen. Man könnte fast meinen, es gäbe zu diesem Thema nicht mehr viel Neues zu sagen. Tatsächlich haben aber die Zentralisierung der Pfarrbücher in die Bistumsarchive wie in die Archive der evangelischen Landeskirchen und die danach vorgenommene Erschließung viele neue, konfessionsspezifische und regionaltypische Einsichten und Erkenntnisse hervorgebracht, noch mehr dann in den Pionier-Archiven durch die Digitalisierung und die damit verbundene weitere Aufbereitung für die Online-Stellung. Daher ist die Literatur zu den Matrikeln in den letzten ein bis zwei Generationen deutlich mehr geworden. In diesen Trend ist der Katalog einer Ausstellung vom Archiv des Erzbistums München und Freising einzuordnen. Drei Beiträge im Aufsatzteil behandeln quellenkundliche und archivwissenschaftliche Themen, drei andere Beiträge liefern exemplarische Auswertungen. Bemerkenswert ist, dass die Matrikelführung im Bistum Freising nicht so detailliert durch kirchliche Vorschriften geordnet worden ist wie in den anderen bayerischen Diözesen Passau und Regensburg. Der Aufsatz von *Peter Pfister* über den „Kampf um die Pfarrmatrikeln in der Zeit des Nationalsozialismus“ beleuchtet den Kampf um die genealogischen Informationen, die die NS-Rassenpolitik unbedingt brauch-

te, um ihre Ziele zu erreichen. Es ging dabei auch um Ausgrenzung von Juden als Vorspann zum Holocaust. In den auswertenden Beiträgen wird deutlich, dass die Matrikeln gerade im katholischen Bayern immer eine Gesamtschau aller Menschen in ihren grundlegenden Lebensvollzügen bieten – das ist das Alleinstellungs-kennzeichen der Matrikel. Diese inhaltliche Qualität von Matrikeln versuchte die Ausstellung im Detail aufzuzeigen. In fünf Kapiteln des Katalogs werden die „Geschichte der Matrikeln“, die „Matrikel-Gattungen“, die „Forschungsmöglichkeiten“, die „Historischen Ereignisse im Spiegel der Matrikeln“ und schließlich die „Persönlichkeiten im Spiegel der Matrikeln“ ausgebreitet. Die Ausstellungsexponate wurden mit großem erfahrungsgetränkten Wissen ausgewählt und beschrieben; die Weltgeschichte wird so in den lokalen Matrikeln geerdet. Es werden auch andere, verwandte, aber nicht auf die Sakramentenspendung fußende Quellen angesprochen, etwa die Familien-/Häuserbücher sowie die jährlich aufgestellte Seelenstandbeschreibung. Ebenso wird die Pfarrmatrikel als ein Nebenträger von pfarrchronikalischen Notizen vorgestellt. Nur zweimal wird allerdings die Bedeutung von den Registern angesprochen; einmal mit den beliebtesten Vornamen (398–402) und zu den Taufen von Kindern italienischer Ziegelarbeiter (413–415). Da die Register zur Erschließung jeder Matrikel den Weg bahnen (soweit sie vorhanden sind), hätten die Register gerade zur Familienforschung ausdrücklich und ausführlich behandelt werden müssen. Der Katalog ist ein Meilenstein in der analogen Archivwelt und -wissenschaft – die Digital Humanities stellen neue Anforderungen.

Herbert W. Wurster, Passau

Eva Brugger: Gedruckte Gnade. Die Dynamisierung der Wallfahrt in Bayern (1650–1800). Affalterbach: Didymos, 2017. 254 S. m. 6 Abb. (Kulturgeschichten. Studien zur Frühen Neuzeit, Bd. 4).

Ja, es ist gut und richtig, wenn nicht nur vor allem Volkskundler und Theologen das Thema Wallfahrt analysieren (wie in den vergangenen Jahrzehnten), sondern auch Wissenschaftler anderer Couleur wie in diesem Fall eine Neuzeit-Historikerin, steht doch zu hoffen, dass durch die Anwendung anderer fachspezifischer Fragestellungen und Untersuchungsmethoden scheinbar endgültige Ergebnisse in Zweifel gezogen, modifiziert und ergänzt oder neue Aspekte erst sichtbar gemacht werden. Gefordert werden muss freilich – wie von jeder anderen ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Publikation auch –, dass sie auf den bisherigen Forschungsergebnissen aufbaut, ihre eigene Untersuchungsbasis klar definiert, namentlich die Quellengrundlage sorgfältig absteckt und deren mögliche Aussagekraft kritisch hinterfragt. In diesen Hinsichten glaubt der Rezensent an der vorliegenden überarbeiteten Konstanzer Dissertation, erstellt im Rahmen eines Forschungsprojektes „Religion in der Differenz. Grenzziehungen und Konflikte in der Frühen Neuzeit“ und dieses wieder angesiedelt

im Exzellenzcluster der dortigen Universität „Kulturelle Grundlagen von Integration“, Kritik üben zu müssen. Das beginnt bereits an der Betitelung der Arbeit; die Dynamisierung der Wallfahrt in Bayern (1650–1800) ist keineswegs Untersuchungsgegenstand, sondern behauptete Voraussetzung, die nirgendwo thematisiert wird. „Gedruckte Gnade“ lässt im Insider eine Vermutung auf Mirakelbücher aufkommen (zu Recht, wie sich bald herausstellt, und die unverstündlich konsequent dauernd zu „Mirakel- und Gnadenbüchern“ gebläht werden), doch deren Untersuchungsrichtung lässt sich für mich kaum fassen; als hier angestrebte angeblich „neue Perspektive“ „will dieses Buch die Wallfahrt als emergente Praxis beschreiben, die Gegenstand permanenter Verhandlungen war und immer erst im Vollzug hervorgebracht wurde“ (10). Diese Plattitüde rechtfertigt eigentlich keine ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema, und auch bezüglich des engeren Forschungsgegenstandes (den „Mirakel- und Gnadenbüchern“) weiß bereits die Einleitung das Ergebnis, nämlich, dass sie „in der bayerischen Wallfahrt des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts eine besondere Rolle“ gespielt haben für die „Pluralisierung und Diffusion göttlicher Gnade“, und das Ganze „unter medientechnischen und materiellen Aspekten“ (11). In diesem schwammig-diffusen Stil geht es dann über anstrengende mehr als 200 Seiten weiter.

Wie nicht anders zu erwarten, erfährt man dann zum Schluss, dass „anhand gedruckter Mirakel- und Gnadenbücher und Wallfahrtsanleitungen [...] göttliche Gnade mobil [wird], sie lässt sich im Gnadenraum verbreiten – und bringt diesen gleichermaßen hervor, steckt seine Grenzen ab und öffnet sie gleichzeitig ins potenziell Unendliche“ (228). Große Worte für Bücher, die in geringen Stückzahlen gedruckt und vermutlich zu einem Gutteil von studierten Geistlichen gekauft wurden und in deren Bücherschränken verstaubten. Gerade von einer Historikerin hätte ich mir erwartet, dass sie Reflexionen anstellt über Auflagenhöhen, Lesefähigkeit der betroffenen Gesellschaft, über die Tatsache, dass die allermeisten der barocken Nahwallfahrten es nie zu einem eigenen gedruckten Mirakelbuch geschafft haben, bevor sie sich äußert über die Wirkung der von ihr herangezogenen Beispiele, die einmal für Gesamtbayern, dann wieder hauptsächlich für Oberbayern, dann wieder bevorzugt für den Pfaffenwinkel typisch sein sollen.

Ärgerlichkeiten wie diese finden sich zuhauf. Die Vorstellung von der aufkommenden Dominanz der Gnadenbilder in der Barockzeit hätte sich leicht korrigieren lassen durch die Lektüre der regional einschlägigen Arbeit von Josef Staber (Volksfrömmigkeit und Wallfahrtswesen des Spätmittelalters im Bistum Freising. München 1955) oder von Hans Belting (u. a. Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München 1990). Formulierungen über die „Anbetung“ von Reliquien und Gnadenbildern und deren Wirksamkeit (16, 205, 206) wären vermeidbar gewesen bei Kenntnis der epochalen Arbeiten von Lenz Kriss-Rettenbeck (u. a. Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. 2. Aufl. München 1971). Unverständ-

lich bleibt mir auch, wie man wiederholt mit Ausführlichkeit auf die Wallfahrt von Maria Hilf im Lechfeld zu sprechen kommen kann, ohne auf die einschlägige umfangreiche Publikation von Alexandra Kohlberger (Maria Hilf im Lechfeld. 400 Jahre Wallfahrt. Augsburg 2003) zu stoßen.

Zu monieren sind handwerkliche Schludereien: Anna, eine „verarmte und deformierte Bettlerin“, erfährt gesundheitliche Besserung“ angeblich erst, „nachdem sie ihren ‚Mobilitätstyp‘ gewechselt hatte“, „nämlich als Wallfahrterin figuriert[e]“ (14). Und dies, nachdem eine halbe Seite vorher darauf hingewiesen wurde, dass sie wiederholt vorher zu Wallfahrtsorten mitgenommen worden war und dort sich als Bettlerin durchbrachte. Die Autorin behauptet, katholische Fromme habe Friedrich Nicolai an „einer spezifischen Falte am Munde“ erkennen können, obwohl in der ausführlich zitierten Stelle seines (satirischen) Reiseberichtes davon keine Rede ist (142). Die Vorstellung, dass „die Zeugnisse göttlicher Wirkmächtigkeit in ihrer Gesamtheit [...] am Wallfahrtsort [...] archiviert, verzeichnet und aufbewahrt“ (157) werden – im Unterschied zu deren Selektion in den „Mirakel- und Gnadenbüchern“ –, wird nicht nur vom gesunden Menschenverstand ad absurdum geführt, sondern auch durch die von der Autorin selbst herangezogenen Quellenzitate (u. a. 163).

Hätte die Autorin tatsächlich die von ihr im Literatur-Verzeichnis angegebenen Werke aufmerksam gelesen, hätte sie nicht den Anschein erregen können, als wäre die kritische Überprüfung neu aufkommender Gnadenorte durch die geistlichen Oberbehörden eine Besonderheit, „ein Bürokratisierungsschub“, des späten 18. Jahrhunderts gewesen (146); sie sind vielmehr gängige Praxis durch die Jahrhunderte hindurch und verweisen auf die latenten Spannungen zwischen den Bedürfnissen der Laien nach einer „religio carnalis“ und denjenigen der hierarchischen „Experten“ nach Korrektheit theologischer Vorstellungen. In den Arbeiten von Wolfgang Brückner könnte man viel darüber lernen. Der Darstellungsstil wirkt für mich fast permanent überanstrengt in seinem Bemühen, größere theoretische Generalisierungen einfacher/impler Vorgänge in Worte zu fassen. Zitate wie das folgende – für den Rezensenten entweder überwiegend ohne weiterführenden Sinn oder zum Widerspruch reizend – können fast beliebig gefunden werden, dieses hier aus dem bilanzierenden Schlusskapitel mit der Formulierung des/eines Ergebnisses (?): „Gerade die Dynamik der Wallfahrt im Untersuchungszeitraum, die zwischen Vervielfältigung, Diffusion und Zentrierung changiert und zu einer Nahräumigkeit hingtendiert, lässt sich in den Narrativierungsstrategien der Mirakel- und Gnadenbuchautoren ebenso fassen wie die Konstruktion eines (bayerischen) Gnadenraums. Insbesondere wird jedoch sichtbar, wie historische und singuläre Ereignisse in die Erzählung der göttlichen Gnade eingearbeitet wurden. Indem es den Autoren gelingt, ihr Auftreten und ihre Auswirkungen als kontingent zu markieren, verleihen sie der lokalen Wirkmächtigkeit göttlicher Gnade Ausdruck.“ (227)

Walter Hartinger, Passau/Regensburg

Hans Bauer: Mirakelbilder. Die Wunder der Marienwallfahrt nach Dettelbach. Dettelbach: J. H. Röhl, 2016. 136 S. m. zahlr. Abb., meist farbig.

Mirakelbilder sind im Gegensatz zu den unmittelbaren Votivtafeln sekundäre Zeugnisse eines erfolgreichen Votationsaktes. Sie setzen in der Regel ins Bild um, was in Mirakelbüchern geschildert wurde. Dadurch können Jahrhunderte zwischen dem Ereignis und dem Mirakelbild liegen (vgl. zum Beispiel die Fresken an der Decke in Inchenhofen). Die Votivtafel ist eine Form der Promulgation, das Mirakelbild geht darüber hinaus, indem es das Element der Werbung für den Kultort aufnimmt. Mirakelbilder findet man vor allem an größeren Wallfahrtsorten wie in Altötting oder in Mariazell (dort auch in einer Folge von Holzschnitten). Mitunter wurden einzelne Mirakel auch auf Flugblättern verbreitet wie 1648 beim Wunderbarlichen Gut in Augsburg oder im dort 1625 erschienenen Mirakelbuch von Octavian Lader.

In der Wallfahrtskirche Dettelbach hängen 23 Mirakelbilder, zwei weitere gelangten ins dortige Museum. Sie schildern Mirakel aus der Zeit von 1505–1509, 1541, 1597–1606, 1641–1655. Auftraggeber und Maler der Mirakelbilder konnten auf folgende Mirakelbücher zurückgreifen: Johannes Trithemius: *De miraculis Beatissimae Mariae semper Virginis in Ecclesia nova prope Dettelbach [...]. Würzburg 1511*; Eucharius Sang: *Beneficia vetera et nova [...]. Würzburg 1607*; Chrysostomus Beitmiller: *Brunnquell Mariae Dettelbach [...]. Würzburg 1642*.

Hans Bauer stellt die 25 Bilder vor und nummeriert sie dabei durch. Auf die Nummer folgt eine allgemeine Charakterisierung der Votation, auf die Jahreszahl als Quellenangabe der Autor des entsprechenden Mirakelbuches, wobei bei sieben Bildern bemerkt wird: „unbekannter Autor“. Sechs davon fallen in die Zeit von 1641 bis 1655. Man darf davon ausgehen, dass dem Maler dafür ein handgeschriebenes, nicht mehr erhaltenes Mirakelbuch vorgelegt wurde. Diese Bilder fügen sich ganz den Gestaltungsprinzipien der anderen, unterlagen somit dem Auftrag und entspringen nicht (wie Votivtafeln) individuellen Bedürfnissen. Ein Kurztitel fasst dann den Text des Mirakelbildes zusammen, der zunächst buchstabengetreu, dann in einer Übertragung wiedergegeben wird. Eine kurze Beschreibung versucht das Bild zu erfassen. Dabei schleichen sich einige Ungenauigkeiten ein: So arbeitet das Mädchen auf Bild 3 nicht an einem Spinnrad, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch kaum verbreitet war, sondern zieht einen Faden vom Rocken. Auf Bild 11 stehen nicht verschiedene Zinggefäße in einem Schrank, sondern es handelt sich um einen Gießfasskasten (wofür auch das lange Handtuch daneben spricht, vgl. Bild 18). Die Mutter auf Bild 17 hantiert nicht an einem Schrank, sondern an einem Ofen.

Kapitel V gibt unter der Überschrift „Illusion und Wirklichkeit“ eine kurze Zusammenfassung „Was die Mirakelbilder zeigen“ (45–48). „Die Räume“, die hier in einem Unterabschnitt abgehandelt werden, hatten ein Jahrzehnt zuvor eine fachkundige Würdigung durch Konrad Bedal erfahren: „Wohnkultur und Wunderglaube. Zu den Darstellungen von Stube und Kammer

auf den Dettelbacher Mirakelbildern“. In: Manfred Seifert u. Winfried Helm (Hgg.): *Recht und Religion im Alltagsleben. Perspektiven der Kulturforschung. Festschrift für Walter Hartinger zum 65. Geburtstag* (Neue Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung der Universität Passau 56). Passau 2005, S. 329–342. Bedal wendet sich den Mirakelbildern 3, 5, 6, 7, 9, 11, 17, 18 und 23 zu und schätzt sie als Quellen zur historischen Wohnkultur. Dass Hans Bauer diesen wichtigen Aufsatz nicht kennt, kann man ihm kaum verübeln. Akademische Festschriften dringen leider oft kaum über einen engen Kreis hinaus vor.

Die in Öl auf Leinwand gemalten Bilder erreichen die Maße von 67 cm × 88 cm. Sie stecken in einem 5 cm breiten profilierten Holzrahmen. Die Betonung liegt auf der Darstellung des Votationsanlasses, in den im oberen Viertel in einem Wolkenkranz relativ klein das Gnadenbild, von dem gelegentlich Strahlen auf das Geschehen herabfallen, eingebracht wird. Relativ groß ist auch die Schrift, die in vier Zeilen weitere Informationen bietet. Eine geringe Rolle spielen, im Vergleich zu vielen Votivtafeln, Votanten (in Orantenhaltung). Auf sechs Bildern sind sie ins Geschehen eingebracht (Nummern 2, 8, 14, 20, 22 und 25), wobei die beiden letzten noch am ehesten der Darstellungsart der Votivtafeln entsprechen. Durch die Dominanz des Votationsanlasses und die Größe der Schrift wird der Werbecharakter der Mirakelbilder unterstrichen.

Arbeitet man den vorliegenden Band durch, könnte man zum Schluss kommen, Hans Bauer gebrauche unreflektiert den Begriff „Wunder“. Dabei ist Volkskundlern und Historikern bewusst, dass das Wunder als solches nicht fassbar ist, sondern nur der Glaube des Votanten, dass ihm durch ein Wunder in einer Notlage geholfen wurde. Durch ein Zitat aus Johannes Trithemius am Schluss seines Vorwortes versöhnt der Autor dann: „[...] ist es mir nicht verborgen, dass neue Wunder aus heutiger Zeit für manche Leute nur schwer zu glauben sind, denen ich im einzelnen weder gerecht werden kann noch darf, da ich mich als Berichterstatter der Wunderzeichen zur Verfügung gestellt habe, nicht aber als Beurteiler“.

Walter Pötzl, Neusäß

C. Montanus: Eine Wallfahrt nach Walldürn. Hg. von Henner Niemann u. Manuel Trummer. Mit einem Essay von Manuel Trummer, Illustrationen von Stefan Konrad u. Materialien. Obernburg am Main: Logo Verlag Eric Erfurth, 2016. 288 S. m. Illustrationen.

Dieses vorzüglich edierte und kenntnisreich kommentierte Buch ist im Original 1878 in Mainz im katholischen Verlag Franz Kirchheim erschienen und handelt von einer der regelmäßigen Prozessionen aus dem Bistum Mainz zum Heiligen Blut ins damals badische Walldürn im Odenwald und zwar der fußwandernden Pilgerreise aus Heppenheim (Bergstraße) des Jahres 1876. Der Hauptherausgeber der Neuedition des stattlichen Werkchens *Manuel Trummer* ist Assistent am Institut

für Information und Medien, Sprache und Kultur der Universität Regensburg, dort auf der Website im Untertitel „Vergleichende Kulturwissenschaft“ geheißen, also Mitarbeiter am Lehrstuhl unseres Kollegen Daniel Drascek. Er geht in seinem längeren Beitrag „Wallfahrt und populäre Publizistik im Kulturkampf“ Text und Autor genauer nach (197–235). Er versucht das Pseudonym des offensichtlich geistlichen Verfassers „C. Montanus“ zu entziffern, der seine Wanderungsbeschreibung mit Reflexionen über das unfreundliche Zeitgeschehen (Katholiken gegenüber) und die daraus resultierenden kirchenpolitischen Auseinandersetzungen jener Jahre angereichert hat. Trummer vermutet einen hessischen Parlamentarier aus dem sogenannten „Mainzer Kreis“ um das neu gegründete Mainzer Priesterseminar. Dessen Regens Christoph Moufang (1817–1890) hält er für den wahrscheinlichsten Verfasser (226). Dieser saß seit 1862 für die katholische Zentrumspartei in der großherzoglich Ersten Kammer in Darmstadt, ab 1871 im Berliner Reichstag. Er war zuvor mehrere Jahre um 1844/45 Pfarrverweser in Bensheim gewesen, der unmittelbaren Nachbarstadt Heppenheims. Dort wurde Moufangs Neffe Edmund Hardy, der spätere Religionswissenschaftler, Kaplan.

Trummer resümiert: „Montanus öffnet so eine wertvolle Innenansicht auf jene Epoche, die der Historiker Reinhart Kosellek als Sattelzeit der Moderne bezeichnet. Denn in der komplexen, kolportagehaften Darstellung der großen Welt in der kleinen Wallfahrtsprozession spiegeln sich die Transformationen der Zeit: Konflikt von Stadt und Land, bäuerlich-agrarische Vormoderne und die sozialen Implikationen der Industrialisierung reiht Montanus ebenso nebeneinander wie die Zukunftseuphorie der Weltausstellungen und die archaischen Bräuche und Mirakel des katholischen Wallfahrtswesens – oder eben wie das Ideal eines säkularen Nationalstaates und einer souveränen transzendenten Kirche.“ (233)

Wohl wahr! Aber was soll dann der übermäßige Gebrauch des bis auf den heutigen Tag schimpflich gemeinten Begriffs Ultramontanismus, den die Darmstädter Regierung wie selbstverständlich im Munde führte. Der Autor Montanus sieht sich schon kraft seines Namens nicht hinter, sondern auf dem Gebirge. Natürlich hat Trummer recht, wenn er weiter formuliert, dass uns hier der „ungelöste Konflikt von Tradition und unaufhaltsamem Wandel“ entgegentritt. Dies allerdings als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zu bezeichnen, markiert mit dem Gebrauch jener stilkritischen Beobachtungshypothese innerhalb ästhetischer Formationen ein parteiisches Bekenntnis, das dem Historiker als erkennendes Fazit nicht zusteht. Damit geriete man nämlich mit ganz anderen Vorzeichen schnell in die Nähe ebenfalls aktueller Walldürn-Literatur wie zum Beispiel Anne Griefßers Roman „Das Heilige Blut“ von 2014, für den seine Autorin mit einem „Historisch-kriminellen Spaziergang“ samt Lesungen in historischer Kleidung vor Ort wirbt.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Karlheinz Dietz, Christian Hannick, Carolina Lutzka u. Elisabeth Maier (Hgg.): Das Christusbild. Zu Herkunft und Entwicklung in Ost und West. Akten der Kongresse in Würzburg, 16.–18. Oktober 2014 und Wien, 17.–18. März 2015. Würzburg: Echter, 2016. 883 S. m. Abb. u. 88 Tafeln m. Farbabb., Tab. (Das Östliche Christentum N.F., Bd. 62).

Die Literatur zur Geschichte des Christusbildes ist Legion. Wer sich in den vergangenen Jahren orientieren wollte, griff zu der fast fünfhundertseitigen Monographie des einschlägigen Rom-Erforschers Gerhard Wolf: „Schleier und Spiegel. Traditionen des Christusbildes“, München 2002. Nun liegen hier die Kongressakten zweier Tagungen der Jahre 2014 und 2015 in Würzburg und Wien vor. Die erste Tagung befasste sich mit dem „Christusbild. Herkunft und Ursprung in Ost und West“, die zweite Tagung mit dem Thema „Spuren von Heiligem Antlitz in Sindon, Sudarium, Mandylion, Veronica, Volto Santo“. Die Dokumentation sämtlicher Beiträge hat einen Ziegelstein von Band (6,5 cm dick) ergeben. Die Autoren stammen aus neun Nationen.

Der Hauptherausgeber und Initiator des gesamten Projekts *Karlheinz Dietz* ist emeritierter Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Würzburg. Seine gelehrten Nebenstunden gelten schon seit Jahrzehnten dem Phänomen des Turiner Grabtuches. Ihm liegt an einem „vorurteilsfreien Dialog“. „Es geht um nicht weniger als um die Bedingungen der Möglichkeit, unter denen die Darstellung des Mensch gewordenen Gottes gelingen kann.“ (27) Sein Fazit: „Die Tagungen von Würzburg und Wien hatten das Ziel, wenigstens an einigen Stellen ein paar Marksteine durch die Konfrontation der frühen Überlieferungen zum Christusbild mit der Realität des Turiner Grabtuchs zu setzen.“ (53)

Den Leser und den zukünftigen Benutzer fasziniert das monumentale Werk, denn in seiner buchtechnischen Mitte befindet sich der farbige Bildteil von 88 Tafeln mit vielem bislang unbekanntem Material. Es ist geordnet nach den dazugehörigen Referaten: 1. (Taf. 1–2) Mosaiken (13 Abb.); 2. (Taf. 3–6) Frühe byzantinische Ikonen (14 Abb.); 3. (Taf. 3) Amulett mit Abgar-Text (1 Abb.); 4. (Taf. 4) Zwei Goldsolidos (2 Abb.); 5. (Taf. 5) Sinai-Ikonen (4 Abb.); 6. (Taf. 6) Zur Theologie der Christus-Ikone (2 Abb.); 7. (Taf. 7–11) Zum Turiner Grabtuch (19 Abb.); 8. (Taf. 12–25 und 43–44) Slavische Traditionen (48 und 4 Abb.); 9. (Taf. 26–29) Französische Bildquellen (14 Abb.); 10. (Taf. 30–42) Byzantinische Ikonen und orthodoxe Liturgie (38 Abb.); 11. (Taf. 43–58) Mandylion und Veronica (61 Abb.); 12. (Taf. 59–69) Weisungen in Rom (31 Abb.); 13. (Taf. 83–86) Schleier von Manoppello (7 Abb.); 14. (Taf. 87–88) Wiener Veronika (8 Abb.). Schwarz-Weiß-Abbildungen finden sich in den Beiträgen von *Jannic Durand* zu Abgar, von *Enrico Morini* über Turin, von *Karlheinz Dietz* über die Schwarze Veronica, von *Mechthild Flury-Lemberg* über Manoppello, von *Paulus Rainer* über die Wiener Veronika, von *Elisabeth Maier* über die Verehrung der Veronika im 19. Jahrhundert.

Meine Auflistung belegt den umfangreichen Quellenwert für eine Ikonographie-Geschichte des Christusbildes ganz generell. Für *Karlheinz Dietz* sind die

se bildgeschichtlichen Studien lediglich die Grundlage für sein Interesse am Turiner Grabtuch. Doch er gehört gerade nicht zu den „Sindologen“ vor Ort in Turin, die zugleich als Kultwächter wenig Lust verspüren an ihrer Ansicht nach zu viel kritisch-historischer Wissenschaft, weshalb *Dietz* für seine zusammenfassende Einführung und Ergebnisanalyse eigens darauf hinweist, dass jener Text aus seiner Feder „ausschließlich die Meinung des Verfassers“ wiedergibt. Es stehen sich nämlich Verfechter und Leugner (von zustimmend über gleichgültig bis ablehnend) der sogenannten „Echtheit“ gegenüber. „Da das Urteil über diese ‚sindonische Realität‘ im vorwissenschaftlichen Bereich fällt, muss die Echtheitsfrage gar nicht beantwortet sein, um das Turiner Grabtuch anzunehmen.“ (61) Die sogenannte „Authentizität“ des Turiner Grabtuches „stand nicht im Mittelpunkt der [Würzburger] Tagung“. „Die Naturwissenschaften können bestenfalls sagen, was das Turiner Grabtuch nicht ist, da es – wie der jüdische Chemiker Alan Adler einmal sagte – keinen akzeptablen naturwissenschaftlichen Nachweis Christi gibt. Die Geschichtswissenschaften aber müssen sich, wollen sie ehrlich bleiben, mit Wahrscheinlichkeiten bescheiden. Auch nach diesem Symposium bleibt das Paradoxon bestehen, dass das erst spät in der Überlieferung auftauchende Kreuzigungs-„Bild“ des Turiner Grabtuches ein Antlitz zeigt, welches der ‚kanonischen‘ Christusikone verblüffend ähnelt, aber am Ende der Entwicklung erscheint, obwohl es typologisch und aus mehreren anderen Gründen am Anfang stehen sollte. [...] Das Turiner Grabtuch ist, was immer es ist, eine Realität, die Realität einer Kreuzigung. Es zeigt eines der fürchterlichsten und anrührendsten Bilder zugleich: eine stete Erinnerung an die Fähigkeit des Menschen zur grenzenlosen Grausamkeit, aber auch an die Hoffnung auf deren Überwindung. Schon deshalb ist es unbedingt der ernsthaften Erforschung wert.“ (60)

Dietz argumentiert dazu im historischen Fachverständnis zunächst theologiegeschichtlich: „Unabhängig von der Echtheitsfrage sind die als Veronica bezeichneten Christusbilder legitimerweise zu verehren, da es bei deren Verehrung um die Verehrung des Archetypus (Christus) und nicht des Bildes geht.“ (64) Dann aber konstatiert er den Standpunkt des modernen Historikers, wenn er formuliert: „Nicht der Nachweis der Echtheit, sondern Geschichte und Tradition weisen den Weg, das Antlitz Christi wie in Turin so auch in Manoppello zu erblicken.“ Denn: „Die Realität des Grabtuches (Sindone) von Turin ist nach *Ghiberti* unabhängig von der Echtheitsdiskussion ein für die Exegese und den Glauben bedeutsames Objekt.“ Die in Wien aufbewahrte Veronikakopie hingegen stammt von *Pietro Strozzi* aus dem 17. Jahrhundert.

Alles in allem liegt ein aufregendes Projekt offen vor aller Augen. Und ganz typisch: nicht an der Universität entstanden, sondern von einem kompetenten Einzelkämpfer aus ihren Reihen, doch nicht während „Bologna“, sondern im Nachhinein. Was für ein schöner Erfolg!

In der Volkskunde hat *Christoph Daxelmüller* ein Buch über „Die süßen Nägel der Passion“ und das Turiner

Grabtuch geschrieben und seine Studenten auf Exkursion nach Turin geführt. Für ihn stellt das Sindone ein typisches Zeugnis mittelalterlicher Selbstkreuzigungen dar. Dietz sagte dazu: „Ich glaube kein Wort.“

In Würzburg unterstützten das Ostkirchliche Institut der Universität sowie der Diözesanbischof Friedhelm Hofmann, ein promovierter Kunsthistoriker, das Kongress-Unternehmen und in Wien der Kardinalerzbischof Christoph Schönborn, der als einstiger Dominikanerprofessor über ostkirchliche Christusbilder geforscht hatte. Somit konnten auch die Konservativen unter den sogenannten Sindologen die Zusammenarbeit nicht verweigern und waren praktisch neutralisiert. Auch der Gesamtfinanzierung einschließlich der aufwendigen Drucklegung dürfte die kirchliche Anbindung nur genützt haben. Wir leben Gott sei Dank in einem aufgeklärten Zeitalter, das uns frei diskutieren lässt.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Beate Fückler: Der Heiligen schöner Schein. Bekleidete Sakralfiguren im deutschsprachigen Raum (1650–1850). Regensburg: Schnell & Steiner, 2017. 294 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig, 1 CD.

Die Studie wurde unter dem Titel „Bekleidete Bildwerke im deutschsprachigen Raum 1650 bis 1850“ als Dissertation von der Hochschule für Bildende Künste Dresden 2014 angenommen. Das Fachgebiet „Kunsttechnologie, Konservierung und Restaurierung von Kunst und Kulturgut“, in dem die Abschlussarbeit entstand, öffnet den Weg für das Verständnis. Im Mittelpunkt stehen die Kapitel:

4. Sekundär bekleidete Bildwerke, S. 45–75,

5. Primär bekleidete Bildwerke, S. 76–181,

6. Ausstattung bekleideter Figuren, S. 182–251.

Bekleidete Figuren erscheinen gegenwärtig vor allem als Gnadenbilder und man weiß von hochgestellten Damen, die ihre wertvollen Brautkleider spendeten, damit daraus prächtige Ornate für ein Kultobjekt geschnitten wurden. An manchen Wallfahrtsorten sind auch noch die Ornate bekannt, die sich an den liturgischen Farben der Festtage des Kirchenjahres und ihrem Rang orientierten. Bekannt sind Prozessionsfiguren vor allem dann, wenn sie in der Fronleichnamsprozession oder in einem Bruderschaftsfest noch mitgetragen werden (wie die Rosenkranzmadonna in Ried bei Dinkelscherben).

Zum ersten Mal unterschied Ursula Mayerhofer 1985 zwischen primär und sekundär bekleideten Figuren (in: Jahrbuch für Volkskunde NF 8, S. 107–120). Die Bekleidung war immer eine Auszeichnung, die nur bestimmten Figuren zukam. Ein Gnadenbild wurde nicht aus ästhetischen Gründen verehrt, sondern der ihm zugesprochenen Wundermächtigkeit wegen. Daher mag es rühren, dass die nicht gerade ansehnliche Altöttinger Madonna bereits 1518 bekleidet gezeichnet wurde (Abb. 4). In der Barockzeit fügte sich eine bekleidete Figur besser in die Architektur des Altares. Nicht selten wurden dafür Umarbeitungen vorgenommen, die uns

heute geradezu brutal erscheinen. Besonders oft wurde das Kind von der Madonna getrennt, um beide Figuren leichter bekleiden zu können.

Primär bekleidete Bildwerke sind bereits auf eine Bekleidung hin konzipiert. Sie können ohne Bekleidung nicht bestehen. Die Konstruktion setzt sich aus verschiedenen Materialien und Teilen zusammen (sogen. Kompositfiguren). In der Entwicklung gehen die sekundär bekleideten Gnadenbilder den primären voraus. Letztere entstanden als Devotionalkopien, deren nicht sichtbare Körperpartien unter dem Kleid verdeckt waren und daher nicht ausgeführt werden mussten. Ausschlaggebend für die weite Verbreitung primär bekleideter Figuren war die Blüte des Prozessionswesens im 17./18. Jahrhundert. Zu den allgemeinen konstruktiven Merkmalen gehören gewichtsreduzierende Konstruktionen, Gelenke, modulare Konstruktionen (aus mehreren Teilen zusammengesetzte Körper), Glasaugen, hierarchische Oberflächengestaltung, die zwischen sichtbaren und verdeckten Bereichen unterscheidet. *Beate Fückler* unterscheidet fünf Konstruktionstypen primär bekleideter Figuren:

1. Anthropomorphe Figurinen (Unterkonstruktionen zum Bekleiden, deren Hüfte und Beine immobil sind),

2. Gliederfiguren (Unterkonstruktionen, deren Arme und Beine mit Gelenken ausgestattet sind; mit Hüftgelenken oder mit immobilierter Hüfte),

3. Kleiderfigurinen (zur Bekleidung geschaffene Figuren, deren Oberkörper sich nach unten hin mit einem Rock fortsetzt),

4. Lattengestellfiguren (Konstruktionen mit anthropomorphem Oberkörper, deren untere Körperhälfte von einem kegelförmigen Gestell aus mehreren Holzlatten gebildet wird),

5. Figurengestelle (Untergestelle mit einem über Gelenke beweglichen ausgeformten Rumpf, deren untere Hälfte stark reduziert ist oder ganz fehlt).

Beate Fückler geht jeweils nach der Definition auf Vorläufer, auf historische Quellen zur Konstruktion und auf Merkmale der Konstruktion und Fassung ein (sowie bei den Punkten 1 und 2 auf die Unterscheidung von anderweitig genutzten anthropomorphen Figurinen bzw. Gliederfiguren).

Beate Fückler gelang es, die für die primär bekleideten Bildwerke verantwortlichen Kustoden zu gewinnen, die Figuren zu entkleiden, so dass zahlreiche Gegenüberstellungen von bekleideten und unbekleideten Figuren ins Buch aufgenommen werden konnten. Mehrere Röntgenaufnahmen lassen in die Figuren eingeschlagene Nägel sichtbar werden. Mehrere Abbildungen bringen Zeichnungen bzw. isometrische Darstellungen von Gelenken.

Bei der Ausstattung werden beide Figurengruppen zusammenggeführt. Kapitel 6 befasst sich aber nicht nur mit den Kleidern und Schuhen, sondern auch mit weiteren Ausstattungsstücken (Herrschaftsinsignien; Haarkränze, Brautkronen und Sternkränze; Schmuckstücke; Thronessel und andere Figurensitze; Ferculum) und schließlich in einem eigenen Unterabschnitt mit Perrücken und Haarteilen.

Den „religions- und sozialgeschichtlichen Hintergrund“ behandelt Beate Fücker vor den drei großen Hauptkapiteln. Dass Figuren und Bilder ausgeschmückt wurden, lag zunächst vor allem an den Stiftungen des Adels und des Patriziats. Das Konzil von Trient befasste sich in seiner 25. Sessio mit der Anrufung und Verehrung sowohl der Reliquien der Heiligen wie der heiligen Bilder (Heinrich Denzinger u. Adolf Schönmetzer [Hgg.]: *Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum*. 34. Aufl. Barcelona u. a. 1967, Nr. 1821–1825). Demnach ist es „bonum atque utile“, die Heiligen anzurufen, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus „beneficia“ zu erlangen. In deren Bildern steckt weder „aliqua divinitas vel virtus“ und die Ehre, die ihnen zuteil wird, „refertur ad prototypa, quae illae repraesentant“. Das gläubige Volk allerdings scheint den Gnadenbildern schon irgendeine „virtus“ zuerkennen zu haben. Als Missbrauch aber verurteilt das Konzil Bilder falschen Glaubensinhalts. Das entsprechende Dekret des Konzils unterscheidet auch klar zwischen Anbetung und Verehrung („Christum adoremus, et Sanctos [...] veneremus“). Insofern ist das Abschlusszitat, das Beate Fücker unter das Fazit ihrer vorzüglichen Arbeit setzt (279), in der deutschen Übersetzung theologisch falsch. Sie bemüht den spanischen Kulturhistoriker Antonio Cea Gutiérrez mit den Worten: „Die Anbetung der Heiligen [...] bedurfte eines Bildes.“ Im spanischen Text steht: „La devoción a los santos.“

Beate Fücker hat eine immense Forschungsarbeit geleistet, denn insbesondere die primär bekleideten Bildwerke im gesamten deutschen Sprachraum aufzuspüren, gelingt kaum über die Kunstdenkmäler-Literatur, da diese dort oft nicht erfasst sind. Besonders positiv muss man dann bemerken, dass die Beschreibung der Bildwerke nicht nur auf einem hohen technischen Niveau erfolgt, sondern dass die Kultgeschichte immer präsent bleibt.

Walter Pötzl, Neusäß

Patrick Rotter: Religiös geprägte Lebenswelt in der Reichsstadt Dinkelsbühl von 1350 bis 1660. Hamburg: Dr. Kovač, 2017. IX, 481 S. m. 205 Abb. (Studien zur Kirchengeschichte, Bd. 29).

Die Augsburgener kirchengeschichtliche Dissertation trug den Leitsatz „Thue dich Gott ganz ergeben, du edles Dinkelsbuehl“. *Patrick Rotter* verfasste die Arbeit über seine Heimatstadt Dinkelsbühl und konnte dabei auf die Unterstützung eines größeren Personenkreises bauen, aus dem der Stadtarchivar Gerfrid Arnold durch eine stattliche Zahl jüngerer Veröffentlichungen hervortritt. Ansonsten ist die herangezogene Literatur eher dürftig. Bei diesem Thema das Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte (Band 1: St. Ottilien 1998, Band 2: St. Ottilien 1993), das Walter Brandmüller, ehemals Kirchenhistoriker an der Universität Augsburg, herausgab, außer Acht zu lassen, ist ebenso nachlässig wie etwa der Verzicht auf Dieter Harmenings Würzburger Dissertation „Fränkische Mirakelbücher“ von 1965/66 oder auf Wolfgang Behringers monumentales Werk „Hexenverfolgung in Bayern“ (München 1987). Eine derartige Mängelliste ließe sich noch mit weiteren Titeln, insbesondere der religiösen Volkskunde, fortsetzen.

An die erste Stelle seiner Quellenübersicht setzt Rotter die Sachüberreste. Im Kapitel über die religiösen Rahmenbedingungen stellt er nach der Pfarrei und den Or-

den (Heilig-Geist, Karmeliten, Beginen, Deutscher Orden, dazu auch das Chorherrenstift Feuchtwangen und das Benediktinerkloster Mönchsroth) die Kirchen und Kapellen der Stadt vor. Aus diesem Fundus bringt er dann über 200 Abbildungen als Quellendokumentation ein. Unter dem Schriftgut führt er als einzige relevante ungedruckte Quelle die vom Rat im Mai 1633 erlassene Eheordnung an. Von besonderer Bedeutung sind neben der evangelischen Kirchenordnung die Tagebücher des evangelischen Pfarrers Thomas Wirsing im zur Reichsstadt gehörigen Dorf Sinbronn sowie 21 Leichenpredigten aus der Zeit von 1588 bis 1633. Dass die Reformation in Dinkelsbühl Aufnahme fand, lag vor allem daran, dass die Bevölkerung über das Treiben der vielen Geistlichen stark verärgert war.

Das erste Hauptkapitel, „Der Einfluss der Religion auf die Lebenswelt“ (103–275) leitet Rotter mit einem Abschnitt über die „Gliederung der Zeit“ ein. Er rekonstruiert dazu aus den Datierungen der Dinkelsbühler Urkunden einen Kalender (105 f.), ohne dies als Notwendigkeit daraus zu erklären, dass sich aus den Kirchen und Kapellen der Stadt oder wenigstens aus Feuchtwangen oder Mönchsroth kein realer Kalender erhalten hat. Ein solcher wäre noch aufschlussreicher als eine Rekonstruktion. Vorzüglich aufgearbeitet hat den Komplex Kalender und Urkundendatierung Adolf Lagemann für das Bistum Bamberg (in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 103 [1967], S. 9–264). Auch aus dem rekonstruierten Kalender ließe sich die besondere Bedeutung von Heiligen aus ihrem Umgriff erkennen (wie lange vorher auf den betreffenden Tag hin und wie lange nachher von ihm aus, unter Umständen mit Verdrängung anderer Heiliger, datiert wurde). Dass in den Monaten März und April weniger Heilige in den Kalendaren stehen, rührt daher, dass man den Messen der Fastenzeit den Vorzug gab. Dafür boten sich die Sonntage an, die nach dem Introitus der Messe benannt wurden, was auch für die Sonntage der Osterzeit gilt. Deutlicher als mit der Urkundendatierung nach dem Heiligenkalender (bzw. nach benannten Sonntagen) lässt sich der Einfluss der Religion auf die Lebenswelt kaum ausdrücken.

Im weiteren Verlauf dieses Hauptkapitels geht Rotter auf ganz verschiedene Bereiche ein, auf Taufe und Geburt sowie auf Ehe und Sexualität (6.2 und 6.3), aber auch auf die Bildung in der Reichsstadt Dinkelsbühl (6.4) sowie auf weltliche Freuden und moralische Ansprüche (6.5). In den Punkten 6.6–6.10 dominiert irgendwie das Thema Angst. Hier bringt er auch die Hexenverfolgung unter. Der strafende Gott bedrängte die Menschen. Von besonderem Interesse ist dabei das Fegefeuer (6.10.2), wobei Rotter nicht nur auf das viel beachtete Buch von Jacques Le Goff (deutsch 1991) eingeht, sondern auch auf die Auseinandersetzungen damit (Martina Wehrli-Johns 1994 und Andreas Merkt 2005). Für die weitere theologische Entwicklung der Konfessionen wird das Fegefeuer dann zu einem wichtigen Unterscheidungskriterium, denn Martin Luther lehnte es schließlich ab (Schmalkaldische Artikel 1536). Dagegen halten beide Konfessionen an der Vorstellung vom Jüngsten Gericht fest. In Dinkelsbühl und seiner Umgebung kann Rotter

zunächst zehn Darstellungen dieses Gerichtes, die meisten um 1500, nachweisen. Dazu kommt noch ein Epitaph in der Kapuzinerkirche (Abb. 118). Auf schließlich fünf Bildern bitten Maria und Johannes den Weltenrichter um Gnade für die Menschen. Rotter kommt aber nicht auf den terminus technicus *Deesis* (vgl. Engelbert Kirschbaum SJ [Hg.]: *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Bd. 1. Rom u. a. 1968, Sp. 494–499).

Das zweite Hauptkapitel gilt der „Frömmigkeit als Konsequenz der religiös geprägten Lebenswelt“ (277–444). Den größten Komplex bildet die Verehrung der Heiligen und Marias, der Dreifaltigkeit und von Jesus Christus, die vor allem anhand vorhandener Bilder dargestellt wird. Ein kleiner Abschnitt beschäftigt sich mit Pilgerreisen und Wallfahrten (283–289). Erhard Etzlaub hat Dinkelsbühl im Jahre 1500 in seine Rompilgerkarte eingetragen, was bedeutet, dass es Pilgerstation auf der Nord-Süd-Route war. Rotter verweist auf die Wallfahrt der Maria Scheller von Dinkelsbühl am 15. Juni 1639 in die hölzerne Kapelle auf dem Schönenberg über Ellwangen (288). Dort hatten Jesuitenpatres im Jahr zuvor in ein Holzkreuz eine tönernen Marienfigur eingesetzt und den Grundriss einer Loretokapelle abgesteckt (vgl. Remigius Bäumler u. Leo Scheffczyk [Hgg.]: *Marienlexikon*, Bd. 6. St. Ottilien 1994, S. 50). Im Ellwanger Mirakelbuch erscheinen im Jahre 1639 noch vier weitere Wallfahrer aus Dinkelsbühl, darunter auch der Stadtbaumeister Johann Stephan Huster. Weitere folgen in den Jahren 1640 und 1682 (siehe Dieter Harmenings „Fränkische Mirakelbücher“).

Die durchaus schwache Dissertation leidet vor allem daran, dass die religiöse Volkskunde, die sich seit Jahrzehnten um die Erforschung der Frömmigkeit (des Volkes) bemüht, ausgeklammert wird. Die Gegenstände unserer Forschung sind älter als die Fakultäten unserer Universitäten, deswegen dürfen sie nicht dadurch eingeschränkt werden.

Walter Pötzl, Neusäß

Alois Brunner u. Markus Eberhardt (Hgg.): Zwischen Säkularisation und Superlativ. Katholische Kirchenmusik in Passau von 1803 bis 1928. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Domschatz- und Diözesanmuseum Passau vom 7. Juli bis 31. Oktober 2017. Passau: Dietmar Klinger, 2017. 143 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig.

Ein Desiderat und zwei Jubiläen waren die Auslöser für die Ausstellung, die dieser Katalog mit dem etwas reißerisch klingenden, aber sachlich durchaus zutreffenden Titel begleitet hat. *Markus Eberhardt* schreibt im Vorwort: „Die Geschichte der Passauer Kirchenmusik von 1803 bis 1928 wurde bis dato [...] nur fragmentarisch aufgearbeitet, daher ging unserer Ausstellung ein größeres Forschungsprojekt voraus, dessen Ertrag die hier publizierten Aufsätze sind.“ (5) Im Jahr 2017 konnten zwei Jubiläen gefeiert werden: Die Ratifizierung des Bayerischen Konkordats von 1817 „schuf die juristischen Grundlagen für eine Reorganisation des Passauer

Domkapitels und damit auch der Dommusik nach der Säkularisation.“ 1927 erklang erstmals die Hauptorgel der neuen Steinmeyer’schen Domorgel (5).

Markus Eberhardt („Zwischen Kathedrale und Verein. Die katholische Kirchenmusik im Passauer Kulturleben von 1803 bis 1928“, 9–33) bietet anhand der Quellen eine knappe, aber sehr detaillierte Darstellung der Entwicklung sowie der Charaktere der beteiligten Persönlichkeiten mit besonderer Berücksichtigung von Bischof Heinrich von Hofstätter, des Musikpräfekten Franz Xaver Haberl und des Domorganisten Clemens Bachstefel und schließlich des Verhältnisses zwischen bürgerlicher Musikkultur und Kirchenmusik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Heinz-Walter Schmitz („Der Passauer Domkantor Franz Josef Vilsecker [1808–1868]. Choraltheoretiker und Herausgeber liturgischer Bücher“, 34–39) stellt die zahlreichen und teilweise durchaus umfangreichen Publikationen vor, die Vilsecker im Auftrag von Bischof Heinrich von Hofstätter vorlegte, sowie sein durchaus schwieriges Verhältnis zu Franz Xaver Haberl.

„Allein schon die Aufmerksamkeit, die Bischof und Generalvikar [in einer mehrseitigen Order vom 18. November 1878] dem Thema widmeten, ist ein deutliches Zeichen dafür, dass sie den dringenden Wunsch verspürten, die Praxis des Singens und Musizierens in den Kirchen der Diözese neu zu ordnen und zu regeln.“ (41) *Hannelore Putz* („Liturgie und Volksgesang im Bistum Passau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, 40–49) weist auf die „damalige musikalische Praxis“ hin, „denn Normen werden doch immer nur dann notwendig, wenn Standards durchgesetzt werden sollen, die so bis zum Zeitpunkt der Verschriftlichung nicht durchgängig eingehalten worden waren“ (41). Das Jahr 1878 bedeutete „eine wichtige Wegmarke“ (45). Detailliert stellt sie die beteiligten Personen sowie die neu erlassenen Bestimmungen und Veröffentlichungen bis 1906 vor.

Philipp Ortmeier („Geistliche Volksmusik im Passauer Raum. Von den Stubenberger Handschriften bis zum Röhrnbacher Weihnachtsspiel“, 50–63) stellt eingangs fest: „Licht und Schatten prägen die Entwicklung geistlicher katholischer Musik im 19. Jahrhundert.“ (51) Kirchenliedsätze und Gesangbücher verfolgten das Ziel, „den einfachen Volksgesang zu fördern und Handreichungen zu dessen Ausübung bereitzustellen“ (52). Ortmeier nimmt zunächst einen „Hadernsammler aus dem Rottal“ in den Blick, der zwischen circa 1796 und circa 1815 die „unter dem Namen ‚Stubenberger Handschriften‘ bekannten Bücher ‚Geistliches Zeitten Buch‘ und ‚Gesänger Buch‘“ geschrieben hat (52); sein Name wurde als Phillipp Lenglachner (1769–1823) ermittelt. Nach der Betrachtung dieser und anderer Sammlungen stellt Ortmeier fest: „Die Betrachtung von Handschriften und Drucken zur volksmusikalischen Überlieferung im Passauer Raum im 19. Jahrhundert zeigt: Autochthone Musik und Eigenschöpfungen waren im Umfeld dörflich-kirchlicher Musizierpraxis eher die Ausnahme. Wer kraft seiner Ausbildung die Fähigkeit zur Komposition besaß, wusste seine Erzeugnisse in der Regel auch zu publizieren.“ (62)

Alois Brunner („Kleine Passauer Orgelbaugeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“, 64–77) trägt das Bekannte zu den Orgelbauern Adam Ehrlich (*um 1777) und dessen Söhnen, Martin Hechenberger (1836–1919) sowie Carl Ludwig Edenhofer (*1828) und deren Familien zusammen. Anschließend widmet er sich der „Geschichte der Passauer Domorgeln“ bis zum „Superlativ“ von 1928 (70–77).

Ludger Drost („Kirchenraum und Kirchenmusik im 19. Jahrhundert. Zum Verhältnis der Künste im Bistum Passau“, 78–89) stellt die Persönlichkeit Bischof Heinrich von Hofstätters in den Mittelpunkt: „Seine Vorliebe für Nazarener und Neugotik ist allgemein bekannt, seine Nähe zum Cäcilianismus dagegen nur teilweise.“ (80) „Hofstätters liturgische und architektonische Anordnungen erweisen sich als unmittelbarer Ausdruck eines cäcilianisch geprägten Ideals von Kirchenmusik.“ (81) Er behandelt Orgeln „als zweitrangige Ausstattungsstücke“ (83).

Zusammen ergeben diese Beiträge eine detaillierte und durchaus umfassend zu nennende Darstellung der Geschichte der Passauer Kirchenmusik von 1803 bis 1928. Der Katalogteil (91–131) bietet Dokumente, handschriftliche und gedruckte Kompositionen sowie Musikinstrumente.

Thomas Emmerig, Lappersdorf

Marc Dietrich (Hg.): Rap im 21. Jahrhundert. Eine (Sub-)Kultur im Wandel. Bielefeld: transcript, 2016. 202 S. (Cultural Studies, Bd. 46).

In seiner Publikation „Rap im 21. Jahrhundert“ bündelt *Marc Dietrich* acht Artikel zu verschiedensten Aspekten dieser urbanen Musikrichtung. Die im Band versammelten Stimmen sind so vielfältig, wie es bei Berichten über die Hip-Hop-Kultur üblich ist: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Journalistinnen und Journalisten sowie Szeneaktivistinnen und -aktivisten haben sich seit der ersten Stunde dieser urbanen Kultur zu Wort gemeldet mit scharfer Kritik, verschiedensten Analyse- und Erklärungsversuchen, historisierenden Erzählungen und leidenschaftlichen Verteidigungen. Dabei kommt es häufig vor, dass die Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Positionen gleichzeitig sprechen, so sind sie vielleicht Akademikerinnen und Akademiker mit einem Szenehintergrund, Szeneaktivistinnen und -aktivisten, die nun im Journalismus tätig sind, und viele andere Kombinationen mehr. Dies macht die Publikationen zur Hip-Hop-Kultur auch so bunt und abwechslungsreich. Nicht anders ist es mit dem vorliegenden Sammelband. So ist ein Interview mit *Stephan Szillus* vorangestellt, der vielen noch aus seiner Zeit als Chefredakteur bei der Juice, Europas größtem Hip-Hop-Magazin, bekannt ist. Im Interview wird der Spieß einmal umgedreht, Szillus, der sonst die Fragen stellt, wird selbst zum Interviewten und berichtet von den Modalitäten des Interviewführens im Bereich PR und ganz besonders im Zeichen von Rap und Social Media. Szillus selbst hat einen Artikel zum Thema Weirido-Rap zum

Band beigesteuert, in dem er die Historie und gegenwärtige Entwicklung einer Alternative zum übersteigerten Männlichkeitskonstrukt im Rap analysiert. Den Auftakt bildet eine Einleitung des Herausgebers, in welcher er eine kurze Bestandsaufnahme von Rap im 21. Jahrhundert vornimmt und einige Entwicklungslinien skizziert. Dietrich stellt die immense Ausdifferenzierung dieser Musikrichtung dar, ihre unterschiedlichen Labelungen und Sortierungsmöglichkeiten, die sich entweder an den Protagonistinnen und Protagonisten selbst ausrichten oder an Themen und Räumen, ja sogar Emotionalitäten (siehe Emo-Rap oder Grime). Hinzu kommen weitere Subgenres bis hin zu von ihm so genannten Mikrogenres. Gründe für diese Bandbreite und terminologische Differenzierung sind für ihn ebenso im ständigen Innovationsdrang der Medien- und Musikindustrie zu suchen wie in der für eine Popkultur typischen „(autoreferenziellen) Dauerstimulierung“ (8). Vor allem aber sind sie ein Hinweis auf die tatsächliche Ausdifferenzierung und Expansion der weltweit präsenten und kommerziell erfolgreichen kulturellen Ausdrucksform Hip-Hop, deren bekannteste Ausprägung die Rap-Musik ist. Angesichts der ökonomischen Bedeutung der HipHop-Kultur und ihrer Verortung im sogenannten Mainstream fragt sich der Autor, ob sich der Begriff der Subkultur überhaupt noch anwenden lässt. In seiner Antwort lässt er zunächst die verschiedenen sozial- und kulturwissenschaftlichen jugendkulturellen Forschungsansätze Revue passieren. Der berühmte Strukturfunktionalist Talcott Parsons prägte den Begriff der Jugendkultur, die er als eine funktional notwendige Teilkultur im Übergang zum Erwachsenenstadium begriff. Die britischen Cultural Studies blickten in den 1960er Jahren auf jugendkulturelle Stilbildungen im Kontext von Klassenkultur in englischen Städten, sie betonten das Widerstandspotenzial von Subkulturen und den Einsatz von Bricolage-Techniken zur Dekontextualisierung und Reintegration von kulturellen Zeichen und Artefakten. Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse, wie sie vor allem Ulrich Beck beschrieb als Individualisierung und daraus folgend Pluralisierung von Lebensstilen, entstanden neue Beschreibungsversuche jugendlicher Vergemeinschaftungsformen. So prägte der Soziologe Ronald Hitzler den Begriff der Jugendszenen als „thematisch fokussierte [...] kulturelle [...] Netzwerke [...] von Personen, die materiale und/oder mentale Formen der Selbststilisierung teilen und Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren und weiterentwickeln“ (11). Auf dieser Grundlage überlegt Dietrich, welche Begrifflichkeiten noch angemessen sind, um die Hip-Hop-Kultur zu beschreiben und reibt sich insbesondere am Subkulturbegriff, der sich auf gegenwärtige gesellschaftliche Verhältnisse nur noch beschränkt anwenden lässt. Er kommt zu dem Schluss, dass Rap auch als Mainstreamphänomen noch subversive Inhalte und Themen im gesellschaftlichen Diskurs platziert. Er sieht darin keine Ausnahmeerscheinung und erwähnt zwei Beispiele für filmische Blockbuster-Produktionen, die ebenfalls gesellschaftskritische Themen besetzen (13 f.). Den inhaltlichen Schwerpunkt des Bandes bildet jedoch

der Blick nach vorne, und zwar auf die Bedeutung der Vernetzung und Digitalisierung der Produktion, Distribution und Konsumtion von Hip-Hop, die Mitte der 1990er Jahre ihren Anfang nahm und seit der Jahrtausendwende rasend schnell voranschreitet. Die technischen und finanziellen Anforderungen zur Produktion von Rap-Musik sind inzwischen derart, dass im Grunde jeder interessierte Jugendliche sofort zur Tat schreiten kann. Auch das einstige Privileg etablierter Künstlerinnen und Künstler, das Musikvideo, ist nun ein Medium begabter Amateure geworden, die das Netz mit ihren Werken fluten und dafür auch zum Teil mit Plattenverträgen belohnt werden. Die digitale Vernetzung erlaubt es den Szenegrößen, in nie dagewesener Einfachheit weltweite Kollaborationen anzuknüpfen. Mittlerweile gibt es zahlreiche Musikkarrieren, die im Netz ihren Anfang nahmen und auch jeder etablierte Künstler muss sich an seinen Zahlen im Bereich Social Media messen lassen. Diese veränderten Mechanismen haben wesentlich zur Ausdifferenzierung von Rap beigetragen, da immer mehr Akteurinnen und Akteure weltweit ihre Themen und Inhalte in die Kultur einbringen können (20).

Die im Band versammelten Autorinnen und Autoren werfen einen Blick auf die neuen Themen und Veränderungen der Szene im Zuge von Web 2.0. *Anthony Obst* befasst sich zum Beispiel mit der Erosion des dominanten Männlichkeitsbildes im Rap, die mit dem Aufstieg alternativer afroamerikanischer Männlichkeitsmodelle, wie sie sich etwa bei Drake beobachten lassen, einhergeht. *Martin Seeliger* fragt nach der politischen Gestaltungsmacht deutschsprachiger Rap-Musik und macht deutlich, dass diese im Mainstream am größten ist. Ein neues Thema identifiziert *Malte Gossmann* alias Rapper Refpolk, der sich mit der Verhandlung des Israel-Palästina-Konflikts in deutschem Gangsta-Rap befasst hat. Im internationalen Kontext beschreiben *Rainer Winter* und *Eve Schiefer*, wie Rapperinnen und Rapper in Mali unter Zuhilfenahme des Internets politisch aktiv werden und den Stimmlosen eine Stimme verleihen. Der englischsprachige Beitrag von *Sufi Mohamed* verdeutlicht die Konsequenzen der Digitalisierung von Freestylebattles, die nicht mehr live, sondern über die sozialen Medien ausgetragen werden. Abschließend fordert der Medienlinguist *Jannis Androutopoulos* eine Mehrebenen-Medienanalyse von Rap ein, die im Kontext von komplexer werdenden medialen Kommentierungen, Rezeptionen und Praktiken notwendig wird.

Ein interessanter Band, der abwechslungsreiche Perspektiven bündelt und einen wichtigen Auftakt bildet zur Auseinandersetzung mit den Folgen von Digitalisierungsprozessen für die weitere Entwicklung und Ausformung (jugend-)kultureller Ausdrucksformen.

Anna Magdalena Ruile, Augsburg

Serina Heinen: „Odin rules“. Religion, Medien und Musik im Pagan Metal. Bielefeld: transcript, 2017. 241 S. m. 7 Abb., z.T. farbig. (Religion und Medien, Bd. 3).

„Odin Rules“, ein 2017 veröffentlichter Band aus der Reihe „Religion und Medien – zeitgenössische mediale Repräsentation von Religionen“, hat zum Ziel, anhand von Pagan Metal, einem Subgenre von Heavy Metal, das sich vor allem durch inhaltliche Bezüge auf vorchristliche Religionen auszeichnet, Form und Rolle von Religion in der zeitgenössischen Populärkultur zu analysieren. Damit bietet die Studie neben einer kulturwissenschaftlichen Perspektive auf mediale Repräsentationen von Religion auch einen Beitrag zu den aufstrebenden Metal Studies. Heavy Metal als dem Pagan Metal übergeordnetes musikalisches Genre bietet neben einem oft transgressiven musikalischen Erleben eine komplexe Kultur, die seit einigen Jahren aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln erforscht wird – neben dominierenden kulturwissenschaftlichen und soziologischen Untersuchungen spielen bisher vor allem die Musikwissenschaften eine bedeutende Rolle.

Serina Heinen wendet sich zunächst zeitgenössischen, „modernen“ Ausformungen von Religion und dem Verhältnis von Religion und Populärkultur zu, um dann auf Metal Studies und die Geschichte und die Kultur(en) des Metal einzugehen. Nach Vorstellung des theoretischen Rahmens, der Methodik und der untersuchten Bands werden Beobachtungen von vier Metal-Festivals formuliert, wobei hier visuelle, akustische sowie performatorische Ebenen für die Autorin von Relevanz sind. Darüber hinaus werden Songtexte auf ihre inhaltlichen Komponenten hin geprüft. Ein besonderer Fokus liegt auf der Darstellung von keltischer und germanischer Mythologie sowie der Repräsentation der damit verbundenen Volksgruppen. Auf visuell-ästhetischer Ebene interessieren die Autorin die (Selbst-)Inszenierungen von Bands, die Darstellung von Inhalten und Typografie, wie sie beispielsweise auf CD-Booklets abgebildet werden. In Interviews mit ausgewählten Musikern schließlich werden deren persönliche Einstellungen zu einzelnen religiösen Traditionen und Auffassungen zur Disposition gestellt. In der Zusammenführung der empirischen Ergebnisse geht Heinen auf die spezifische Konstruktion von Kelten und Germanen im Pagan Metal ein und prüft eine mögliche Verbindung zwischen der Rezeption vorchristlicher Archäologie in diesem Kontext und dem religiösen Selbstverständnis der Musiker.

Die Autorin versteht die Studie als Beitrag zur Debatte um den Wandel von Religion und bezieht sich dabei vorrangig auf drei bedeutende religionssoziologische Theorien, die sie fortzuschreiben sucht: Wie entwickelt sich Religion? Welche sozialen Ausprägungen ergeben sich daraus? Zur Beantwortung der Fragen zieht Heinen neben Thomas Luckmanns Begriff der „unsichtbaren Religion“ als Vorreiter der Individualisierungstheorie, dem Weiterbestehen von Religion im Privaten anstelle eines institutionalisierten Kontexts, José Casanovas Begriff der „öffentlichen Religion“ heran. Letzterer fokussiert eine Entprivatisierung von Religion. Un-

klar bleibt in den Augen der Autorin jedoch, was dieser Umstand für das religiöse Selbstverständnis des Einzelnen bedeutet. Zuletzt erwägt Heinen mit Hubert Knoblauchs „populärer Religion“ ein Konzept, das medial „vermarktete“ Religion in Augenschein nimmt und ein Verwischen der Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem sowie einen individualisierten Umgang von in Medien vermittelten religiösen Inhalten betont, was im Verhältnis von Pagan Metal und Religion untersucht werden soll.

In Bezug auf die Frage nach der Gestalt von Religion im Pagan Metal führt die Autorin folgende Beobachtungen an: Die Darstellung von Kelten und Germanen im Pagan Metal orientiere sich – bewusst oder unbewusst – an Tacitus und Darstellungen aus der Romantik. Gleichzeitig bestätigten diese Darstellungen die von Deena Weinstein konstatierten Grundgrößen im Metal, dem Prinzip des Dionysischen (allem Hedonistischen, Lebensbejahenden) und dem des Chaotischen (beinhaltet Dunkelheit und Tod), das sich durch alle untersuchten Produktionsebenen (Coverartwork von CDs, Bühnendekoration, Fonts) zieht. Die Frage nach dem Grund dieser Inszenierung stellt die Autorin zwar, beantwortet sie aber nur lückenhaft mit dem Verweis auf Legitimation, wobei unklar bleibt, worauf sich diese beziehen soll. Heinen merkt an, dass lediglich diejenigen Elemente aufgegriffen werden, die zum rebellischen Metal-Image passen, wobei offenbleibt, welche Funktionen die doch zahlreich und ausgeprägt vorhandenen Naturdarstellungen demzufolge zu erfüllen haben. In einer Analyse der religionsbezogenen Elemente, die in der Untersuchung zutage treten, konstatiert Heinen einen zurückhaltenden Einsatz von religiösen Bezügen in visueller Hinsicht zugunsten einer kriegerischen Selbstdarstellung der Musiker und der Darstellung von kriegerischen Elementen auf CD-Covern.

Das soziale und musikalische Erlebnis wird aus Sicht der Musiker als kulturelles, weniger als religiöses Phänomen wahrgenommen und dient als Mittel der Interaktion mit den Fans und des künstlerischen Ausdrucks. Die mythologischen Bezüge dienen nach Analyse der Interviews eher der Schaffung einer bestimmten Atmosphäre denn einer Anrufung von Gottheiten oder einer anderen religiösen Praxis. „Heidnische“ beziehungsweise „neuheidnische“ Lebensentwürfe werden, so Heinen, skeptisch bis distanziert betrachtet. Darüber hinaus zeigt sich, dass meist nicht die kollektive religiöse Auffassung von Bandmitgliedern als Bandeinheit untersucht werden kann, sondern dass individuelle Auffassungen in ein- und derselben Band gang und gäbe sind, wie zum Beispiel im Falle der niederländischen Band Heidefolk.

Heinen zieht aus der Betrachtung von Pagan Metal folgende Rückschlüsse für die Entwicklung von Religion in unserer Zeit: Massenmedien dienen als Vermittler von Religion(sbezügen). Auch Live-Performances von Bands dienen als Massenmedium. Die zahlreichen Verweise auf religiöse Elemente, so die Autorin, verliehen dem Phänomen Pagan Metal für Außenstehende oft den Eindruck einer religiösen Bewegung. Ihre im Gegensatz zu anderen Forschenden emische Perspektive konzen-

triert sich aber auf das Selbstverständnis der Musiker, die Pagan Metal und ihr eigenes Wirken darin mehrheitlich nicht als religiös wahrnehmen. Wie bewusst rebellisch die Abgrenzung von der gesellschaftlich vorherrschenden christlichen Religionsprägung stattfindet, bleibt unklar.

Mit Blick auf die einbezogenen Theorien konstatiert Heinen eine Bestätigung von Luckmanns Theorie der unsichtbaren Religion, indem religiöse Bezüge im Pagan Metal losgelöst von kirchlicher Institution erscheinen. Dies steht im Widerspruch zu einem der Ergebnisse der Interviewanalyse, wonach es sich im Sinne der befragten Musiker bei ihren musikalischen Projekten mehrheitlich nicht um religiöse Praktiken handelt. Die Autorin merkt an, dass populärkulturelle Religionsbezüge potenziell vieldeutig sind und damit eine eindeutige Einordnung der Phänomene in religiös und nicht-religiös unmöglich machen.

Serina Heinen hat mit „Odin Rules“ einen weiteren, wichtigen Mosaikstein in der Betrachtung von Metal-Kultur aus Sicht der Religionswissenschaften vorgelegt, wonach der Umgang mit Religion in diesem populärkulturellen Kontext nicht unbedingt mit institutionalisierter Religion gleichzusetzen ist. Interessant wäre in diesem Zusammenhang auch eine längst überfällige Untersuchung der Rezeption solcher Metal-Kulturen, speziell im Pagan Metal: Hier könnte sich durch die hohe Bedeutung von Spezialwissen tatsächlich eine interessante Untersuchung darüber ergeben, welche Bedeutung religiöse Bezüge für das Erleben von Einzelpersonen, den Fans, in der Szene haben. Eine Befragung der Fans/Rezeption der Metal-Bands könnte klären, wie die vielen religiösen Elemente in den Werken und der Performance der Bands auf die Rezipienten unterschiedlicher Altersklassen und gegebenenfalls in unterschiedlichen geographischen Dimensionen wirken. Auf Produzentenseite wird dieser Aspekt potenziell dadurch verzerrt, dass eine Band für gewöhnlich aus mehreren Akteuren besteht und ein Bandkonzept verfolgt wird, das letzten Endes mehr künstlerischer Ausdruck als Ergebnis einer religiösen Auseinandersetzung mit vorchristlichen Elementen ist.

Neben einer fehlenden geographischen Einordnung – Metal ist ein globales Phänomen und existiert damit auch in anderen als in christlichen Kulturkreisen, die hier nicht explizit ausgeklammert werden, aber auch keine Erwähnung finden – wäre ein Bezug zu Ideologie und Gender interessant, die in der medialen Repräsentation von Religion ebenfalls eine Rolle spielen sollten.

Imke von Helden, Koblenz

Anna Symanczyk, Daniela Wagner u. Miriam Wendling (Hgg.): Klang – Kontakte. Kommunikation, Konstruktion und Kultur von Klängen. Berlin: Reimer, 2016. 236 S. m. Abb., davon 7 farbig. (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung, Bd. 9).

Der vorliegende Tagungsband versteht sich als Beitrag zu den Sound Studies, einem relativ neuen interdisziplinären

Forschungsfeld der Kulturwissenschaften, das im deutschsprachigen Raum erst vor einem knappen Jahrzehnt akademisch institutionalisiert wurde. Das Buch spiegelt den interdisziplinären Ansatz insofern wider, als es, neben dem einführenden Vorwort, einem Interview und den Kurzbiografien der Autoren, elf Aufsätze aus den Bereichen Musik-, Medien-, Sozial-, Kultur- und Kunstwissenschaften sowie Kulturanthropologie und Ethnopsychanalyse umfasst.

Anna Symanczyk und *Daniela Wagner*, zwei der Herausgeberinnen, legen im Vorwort dar, warum sie die Intercom (Gegensprechanlage), deren Abbildung das Cover des Buches ziert, als „Sinnbild für die im Forschungsprojekt Klang-Kontakte verhandelten Fragen“ (9) begreifen. Diese berührten sowohl das Phänomen von Klang als Medium und Interpretationsraum zwischen Klingendem und Hörendem sowie als vergänglichem Bestandteil der materiellen Kultur als auch die Flüchtigkeit von Klang, die Probleme bei der Übertragung in andere Medien und die Ästhetisierung von Alltagsklängen.

Miriam Wendlings facettenreicher Aufsatz „Kultur der Klänge. Musikgeschichte des Michelsbergs“ behandelt die liturgische Musik im mittelalterlichen Kloster Michelsberg in Bamberg und zeigt, auf welche Weise die Auseinandersetzung der Mönche mit der Musiktheorie des 11. Jahrhunderts den liturgischen Gesang beeinflusste und gegenüber der musikalischen Praxis selbst des benachbarten Bamberger Doms veränderte. Wendlings Arbeit demonstriert eindrücklich, wie durch eine detailgenaue Rekonstruktion historischer Quellen eine Annäherung an längst vergangene Klangeindrücke ermöglicht wird.

Auditive Erkenntnisformen in den Naturwissenschaften stehen im Mittelpunkt des Textes „skilled listening“: Zur Bedeutung von Hörpraktiken in naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozessen“ von *Judith Willkomm*. Anhand von Beispielen aus unterschiedlichen Bereichen der Naturwissenschaftsgeschichte zeigt die Autorin, dass das Hören eine oftmals wenig reflektierte Kompetenz darstellt, die implizites Wissen generiert. Um dieses implizite Wissen zu explizieren und der wissenschaftlichen Reflexion zugänglich zu machen, plädiert sie für eine gezielte Schulung des Hörvorgangs zum „skilled listening“.

In seinem Aufsatz „Klang als Form in reimreichen Liedern. Adams von Fulda ‚Ach hülff mich leid‘ und der mittelalterliche musiktheoretische Dichtungsbegriff“ untersucht *Gert Hübner* den Einfluss und die Bedeutung von Sprach-Klang als ästhetisierendem Merkmal für die Dichtung reimreicher Lieder der Frühen Neuzeit. Er stellt fest, dass sich der für die Musik des Mittelalters und der frühen Neuzeit vielfach nachgewiesene Zusammenhang von Textsemantik und Klangcharakter durchaus auch für die von ihm untersuchte Literaturgattung annehmen lässt.

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nimmt *Henning Wellmann* die Punk-Kultur in seinem Text „Aus den Boxen kommt pure Energie“. Klänge als emotionale Transmissionsriemen in der Popkultur“ unter die Lupe und plädiert dafür, neben kulturellen Zeichen, so-

zialen Praktiken und diskursiven Zusammenhängen auch das körperliche Klangerleben von Musik zum Bestandteil einer umfassenden Beschreibung und Analyse von Musikkulturen zu machen, da Klänge ebenso wie Mode, Tanzstile et cetera Überträger (Transmissionsriemen) für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Popkultur darstellten. Soziologische Anknüpfungspunkte zum Musikerleben ergäben sich durch das Ineinandergreifen von Klängen und Emotionen zu Bedeutungsgeflechten, die sprachlich geäußert und somit einer diskursiven Deutung zugänglich gemacht würden.

Anna Symanczyks Aufsatz „Dinge, Klänge, Emotionen. Produktsounddesign zwischen Funktion und Emotionalisierung“ befasst sich mit akustischem Produktdesign im Sinne eines „auf Geschmack, Ästhetik oder die ‚Erzählfunktion‘ von Klängen abzielende[n] Design[s]“ (91). Die Autorin zeichnet nach, wie durch die schwindende Stofflichkeit im Zuge der Digitalisierung die klangliche Ästhetisierung von Produkten immer mehr an Bedeutung gewinnt, und Produkteigenschaften „audilisiert“ (106) werden, um so den potentiellen Interessenten durch emotionale Aufladung an das Produkt zu binden.

Dass Musikinstrumente im Allgemeinen und Tasteninstrumente im Speziellen nicht mehr oder weniger zufällige Produkte ihrer Entstehungszeit sind, sondern viel von den Ideen, Konzepten und Klangidealen ihrer Epoche erzählen, stellt den Kern von *Olaf Kirschs* Text „In die Vergangenheit hören – Was man von historischen (Tasten-)Instrumenten lernen kann“ dar. Von den Cembali der Renaissance bis zum modernen Klavier des 19. Jahrhunderts zeichnet Kirsch die Veränderung der ästhetischen Konzepte anhand der Klangeigenschaften der Instrumente nach.

Ebenfalls mit der Geschichtlichkeit von Klängen beschäftigt sich *Irmgard Müschs* Aufsatz „Mehr als ein Taktgeber. Eine Sound Study der Uhrwerkshemmung“. Dabei spürt die Autorin den sich verändernden sozialen und kulturellen Bedeutungen des Tickens von Uhren durch die Jahrhunderte nach.

Um bildliche Darstellungen von Klängen geht es in *Daniela Wagners* Text „Stimme und Bedeutung. Zur Darstellung von Artikulation und ihrer ikonografischen Differenzierung“. Wagner untersucht die Darstellung von stimmlichen Äußerungen in der europäischen Malerei der frühen Neuzeit. Auffällig sei hierbei, dass die Münder der dargestellten Personen nur dann geöffnet seien, wenn es um Affekte oder Gesang gehe, wohingegen sie bei der Rede geschlossen blieben. Wagner führt dies auf die bereits in der griechischen Antike postulierte und im Mittelalter vor allem durch Boethius und Thomas von Aquin weiter differenzierte Unterscheidung von Sprech- und Singstimme zurück, derzufolge die Sprechstimme ihre Bedeutung durch die Worte, die Singstimme hingegen durch den Klang gewinne.

Alexis Ruccius' Text „Phonomorphie von Klang und Bild. Drei Motive in den Klangskulpturen Stephan von Huenes“ beginnt mit der These, dass Gesichtssinn und Hörsinn voneinander nicht zu trennen sind. „Wenn wir hören, sehen wir zugleich.“ (175) Diese untrennbare Wahrnehmung von Bild und Klang nennt

er Phonomorphie. Der Aufsatz untersucht drei Motive beziehungsweise Themen, die sich nach Aussage des Klangkünstlers Stephan von Huene durch dessen Werk ziehen: der den mechanischen Musikinstrumenten innewohnende, originäre Klang, die kinästhetische Wahrnehmung von Musik und damit verbunden die Materialität von Klängen sowie die Bedeutung von Musik für die Sprache.

Kathrin Wildners „The Sound of Global Prayers. Skizzen zur Erforschung der Stadt durch Sound“ untersucht akustische Manifestationen des Religiösen (religiöse Soundscapes) im urbanen Raum und stellt fest, dass Sound, bedingt durch die ständige Wechselwirkung von religiösen und urbanen Alltagspraktiken, essentiell für die Produktion von Raum und Gemeinschaft ist.

In seinem Text „Hören‘ als interpretative Öffnung des ethnografischen Forschungsprozesses“ verknüpft *Jochen Bonz* kulturanthropologische Perspektiven mit Ansätzen der Ethnopsychanalyse. Dem Hören schreibt er eine wichtige Rolle als Forschungsmethode in der zeitgenössischen Ethnografie zu, um vom teilnehmenden Beobachten zum teilnehmenden Wahrnehmen zu gelangen und sich auf diese Weise dem Wirklichkeitserleben Anderer anzunähern.

Den Abschluss des Buchs bildet ein Interview, das die Herausgeberinnen mit *Michael Petermann*, dem Erfinder des „Blöden Orchesters“, geführt haben. Es zeichnet die Ideen- und Konstruktionsgeschichte der MIDI-gesteuerten Klanginstallation aus etwa 200 elektrischen Haushaltsgeräten nach.

Das vorliegende Buch stellt den lobenswerten Versuch dar, das Phänomen „Klang“ aus den unterschiedlichsten Perspektiven zu beleuchten. Die Aufsätze bewegen sich durchweg auf hohem wissenschaftlichen Niveau, sind gut strukturiert und gleichzeitig auch für Fachfremde gut lesbar. Die in dem Band präsentierten, vielfältigen Ansätze offenbaren, dass sich Sound Studies nur als interdisziplinäres Projekt sinnvoll betreiben lassen. Gleichzeitig zeigt sich beim Lesen aber auch, wie lückenhaft die beteiligten Disziplinen einander bisher wahrnehmen. Dass beispielsweise das Klangerlebnis wesentlicher Bestandteil der Untersuchung einer Musikkultur sein sollte, mag in den Sozialwissenschaften eine relativ neue Erkenntnis sein, in den Musikwissenschaften gilt dies seit langem als selbstverständlich. Umso mehr leistet der vorliegende Band einen wichtigen Beitrag dazu, dass zusammenwächst, was unter der Rubrik Sound Studies zusammengehört. Wünschenswert wäre es in diesem Zusammenhang gewesen, dem Leser nähere Hintergrundinformationen über das zugrundeliegende Forschungsprojekt und die Tagung an die Hand zu geben und ihm eine Reflexion der unterschiedlichen Ergebnisse anzubieten. Als Fachvertreter fehlt mir darüber hinaus eine musikethnologische Perspektive, einerseits, weil die Musikethnologie von Haus aus interdisziplinär ausgerichtet ist, andererseits, weil viele der in dem Band verhandelten Fragen seit langem Bestandteil musikethnologischer Forschung sind.

Markus Schmidt, Halle

Tobias Grill: Volksmusik wie aus dem Bilderbüchl. Inszenierung, Rezeption und Wirkung idealistischer Konstrukte in der Lied- und Musikpflege Wastl Fanderls. München: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege, 2016. 829 S. m. 23 Abb., 99 Notenbeispielen. (MusikLeben, Bd. 4).

Ein Bilderbüchl ist sie nicht – dem Titel zum Trotz –, eher schon hat sie biblische Ausmaße: die gedruckte Dissertation des Münchener Musikwissenschaftlers *Tobias Grill* mit dem Titel „Volksmusik wie aus dem Bilderbüchl. Inszenierung, Rezeption und Wirkung idealistischer Konstrukte in der Lied- und Musikpflege Wastl Fanderls“. Sie umfasst stattliche 829 Seiten und ist das Ergebnis einer langjährigen Forschungsarbeit. Erschienen ist sie 2016 als Band 4 in der von Elmar Walter herausgegebenen Schriftenreihe „MusikLeben“ des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege.

Eines darf schon vorweggenommen werden: Dem Autor wie auch dem Herausgeber gebührt größte Anerkennung für dieses Buch. Nicht nur, weil es sich der Person Wastl Fanderl mit enormem Fleiß und großer akademischer Hingabe in nie zuvor dagewesener Tiefe und Breite annimmt. Nein, vor allem, weil es dabei durchaus unbequeme Positionen vertritt, am vertrauten und liebgewonnenen Idealbild eines der großen Säulenheiligen der bayerisch-alpenländischen Volksmusikpflege kratzt. Zu einer solchen Setzung gehört schon eine gehörige Portion Mut. Genau der aber ist wichtig, ja unerlässlich für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit einer solch zentralen Figur der Volksmusikpflege in Bayern. Es sei nicht unerwähnt, dass es dem Autor dabei dennoch überwiegend gelingt, die besondere Lebensleistung Fanderls ungeachtet all der kritischen Reflexion und Entlarvung idealistischer Konstrukte würdigend herauszuarbeiten.

Worum geht es? Kurz gesagt: das Wirken Wastl Fanderls in den zeitübergreifenden Kontext der bayerisch-alpenländischen Volksmusikpflege einzubetten. Dazu werden Vorbilder und Anknüpfungspunkte (Volksliedtheorie von Josef Pommer, Volksliedpflege bei Kiem Pauli) aufgezeigt, wesentliche Aspekte seines Schaffens herausgearbeitet (Liedauffassung, polymediales Pflegekonzept) und die rezeptiven Folgen für das Bayernbild benannt.

In sechs Hauptkapitel teilt Grill seine Arbeit ein: Nach einer ausführlichen Ein- und Hinführung wird Fanderls polymediales Pflegekonzept vorgestellt. Den Liedern widmet sich ein eigener Abschnitt, bevor die Rezeption und Wirkung von Fanderls Aktivitäten untersucht werden. Ein Resümee und ein umfangreicher Anhang beschließen das Werk. Mangels einer Nummerierung braucht es ein wenig, um die komplexe Struktur der Arbeit mit ihrer Einteilung in Hauptkapitel, Kapitel und Unterkapitel zu durchschauen. Hat man sich erst einmal hineingedacht, scheint sie aber durchaus sinnfölig. Zum Kapitel „Einführung“: Den Prinzipien einer Dissertation gemäß werden zunächst der Gegenstand beschrieben, der Forschungsstand referiert, die zugrundeliegenden Fragestellungen formuliert sowie die Quellen und Methoden vorgestellt. Der Autor versäumt nicht die Diskussion einschlägiger Fachbegriffe: ein unerläss-

liches Gebot, da doch gerade diese im Laufe der Zeit mit Klischees und normativ-ahistorischen Idealen aufgeladen wurden (u. a. Volksmusik, Volkslied, alpenländisch). Es schließt sich ein geschichtlicher Abriss der Volksmusikforschung und -pflege im deutschsprachigen Raum sowie speziell in Bayern vom 19. Jahrhundert bis zur NS-Zeit an. Insbesondere dem Wirken von Kiem Pauli und Kurt Huber bescheinigt der Autor eine Tendenz zur „zentralistisch organisierte[n] Steuerung“ (124): So werde die „sich bereits im 19. Jahrhundert abzeichnende selektive Einengung des beforschten und gepflegten Repertoires auf das als alpenländisch bezeichnete Lied- und Musikgut [...] hier nicht nur stringent fortgesetzt, sondern zur mitunter bis heute gültigen dogmatischen Norm erhoben“ (124). Auch Fanderls frühes Wirken stehe in diesem Kontext: „Nicht zuletzt Fanderls ausgiebige Tätigkeiten als Singlelehrer für die NS-Jugendorganisationen und innerhalb der Wehrmacht, bei denen überwiegend alpenländisches Liedgut zum Einsatz kam, belegen, dass eine derartige Lied- und Musikpflege nicht nur geduldet, sondern, zumindest in diesen Fällen, sogar vom Regime gefördert wurde.“ (128) Um der Zensur zu entgehen, habe man überwiegend „unverfängliches Liedgut“ (130) gewählt.

Bei der anschließenden Vorstellung wichtiger Protagonisten der Volksmusikpflege (u. a. Tobi Reiser, Kiem Pauli, Annette Thoma) hätte man sich teils etwas ausführlichere, nicht nur das Biografische berührende Informationen gewünscht. So erfährt man zum Beispiel nichts über das andernorts als so fundamental erachtete Volksliedverständnis Josef Pommers.

Erfreulich ausführlich gerät dagegen das Kapitel zu Fanderls Volksmusikverständnis, auch wenn es nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass Fanderls eigene Aussagen eher spärlich gesät sind. Die Haltung, insbesondere die Volksliedauffassung, einzelner Autoren der „Sänger- und Musikantenzeitung“ mit der von ihrem Herausgeber Wastl Fanderl einfach gleichzusetzen, ist – wenngleich naheliegend – jedenfalls nicht unproblematisch. Es bleibt aber festzuhalten, dass Fanderl bei der Bewertung von Volksliedern offenbar denselben Maßstab ansetzte wie seine Vorgänger: So beurteile auch er die „Echtheit derselben anhand rein subjektiv-ästhetischer Wertkriterien“ (179) und nehme eine „selektive Auswahl des Verbreitungswürdigen“ (182) vor. Als Bewertungsgrundlage werden wiederholt subjektiv-emotionale Begriffe wie Gespür, Gefühl oder Herz bemüht. Insgesamt berufe er sich mit dieser Haltung ganz auf das Vorbild Pommer: „Die Glorifizierung jener Volkskultur, die Bausinger, wie bereits gezeigt, später endgültig als Konstrukt entlarvte, zieht sich durch das gesamte Werk und Wirken Fanderls.“ (174)

Dabei attestiert Grill ihm nur bedingt eine Offenheit gegenüber anderen Auffassungen. Überhaupt tauchten „reflexive und tatsächlich öffentlich geäußerte Gedanken Fanderls [...] erst gegen Ende seiner Karriere auf“ (171). Grill konstatiert, dass er zu diesem Zeitpunkt „bereits aus einer recht bequemen Position heraus argumentierte“ (172), da er nicht mehr finanziell davon abhängig gewesen sei. Außerdem erkennt er in der Reaktion auf zunehmend kritische Stimmen „eher

halbherzige, in erster Linie der Diplomatie und Konfliktvermeidung geschuldete Zugeständnisse an Kritiker, an die Kosmetik der öffentlichen Wahrnehmung seiner Person“ (172) und folgert daraus „opportunistische Züge“ (172). Hier steckt der Autor den Interpretationsrahmen denkbar weit ab und man mag ihm nicht mehr so recht folgen. Auch „dass es [...] der öffentlich agierende Fanderl mit der von ihm nach außen hin propagierten und vertretenen Auffassung nicht immer ganz so genau nahm“ (173), unterstellt dem nicht akademisch vorgebildeten Laienmusiker Fanderl eine planvolle Absicht und Konsequenz, die so vielleicht schlichtweg nicht gegeben war. Gerade diese Passagen des Buches dürften ehemalige Weggefährten und Anhänger Fanderls auf den Plan gerufen und zum teils vehementen, auch öffentlichen Widerspruch animiert haben. Leider ließ so manches, was da in einschlägigen Szeneblättern über den tüchtigen jungen Wissenschaftler zu lesen war, nicht nur jegliche sachliche Argumentationsgrundlage vermissen, sondern auch die Regeln der guten Sitte und des Anstandes weit hinter sich.

Doch zurück zum Thema: Der Beziehung Fanderls zum Bayerischen Landesverein für Heimatpflege widmet sich das folgende Kapitel. Hauptsächlich von 1948 bis 1963 existiert dazu umfangreiches Korrespondenzmaterial, der Landesverein unterstützte Fanderl etwa durch Gutachten zur Lernmittelfreiheit oder Werbemaßnahmen für seine Publikationen. Für die danach einsetzende zunehmende Distanz vermutet Grill auch „persönliche Differenzen und Animositäten mit Kurt Becher“ (244), dem damaligen Leiter der Volksmusikabteilung. Doch auch inhaltlich war man offenbar nicht auf einer Linie: So stehe auf der einen Seite Fanderls „gesamtbayerisch vereinheitlichte, weitgehend ober- bzw. altbayerisch geprägte Liedpflege“ (245), auf der anderen Bechers „intensivierter Regionalbezug“ (245) und paritätischer Dreiklang „Lied, Musik und Tanz“ (245). Auch Neid könnte eine Rolle gespielt haben, nachdem „Becher [...] weitaus weniger medial und zelebriativ-inszenierend als Fanderl [agierte]“ (245). Hier wird erstmals dem Verhältnis zweier grundlegender, gleichwohl sehr unterschiedlich ausgerichteter Akteure der Volksmusikpflege nach 1945 nachgegangen. Dass dies in so offener und ehrlicher Weise unter dem Dach der Herausgeberschaft des davon mitberührten Landesvereins geschieht, verdient Respekt.

Das folgende Kapitel „Konzeption“ stellt Fanderls polymediales Pflegekonzept vor. Dies umfasst seine Druckerzeugnisse (Liederbogen und Liederblätter, Liederbücher, „Almfried“ und „Sänger- und Musikantenzeitung“), die Singwochen, Hörfunk und Fernsehen, Tonträger sowie Fanderls Tätigkeit als Volksmusikpfleger des Bezirks Oberbayern.

Die Liederbogen wertet Grill als „pragmatische, jederzeit einsetzbare Orientierungshilfe und wertvolle Gedächtnisstütze“ (265), wobei ihre Form „nostalgische Reminiszenzen an die gute alte Zeit“ (265) wecke. Das erste Liederheft „Lieber Herrgott, sing mit!“ von 1942 sei „das erste gedruckte Zeugnis Fanderls, an dem sich seine offensive Propagierung der neuen enggeführten Dreistimmigkeit zeigt“ (270). Das Liederbuch

„Hirankl Horankl“ von 1943 enthalte „weder Liedtexte noch sonstige Passagen mit offensichtlich NS-geprägter Rhetorik“ (271), aber durchaus regimekonforme Ideale, zum Beispiel das „Rollenbild der Frau als sorgende Mutter“ (271). Ins Auge fielen aber vor allem gewalt- und kriegsverherrlichende Passagen in einigen Liedern: So sei die „Integration derartiger Inhalte in ein Liederbuch, das vor allem im Bereich der Kinder- und Jugendpädagogik eingesetzt werden sollte, äußerst fragwürdig“ (276). In der Nachkriegspublikation „almerisch jagerisch. Oberbayerische Lieder gesammelt von F. von Kobell“ von 1957 wiederum bot dann der Bezug zu Kobell die Möglichkeit, „die fiktiven Anknüpfungspunkte der aktuellen Liedpflege ganz bewusst in die Zeit vor 1933 zu setzen“ (277). Als „Versuchsplattform“ (287) stuft Grill die hier erstmals untersuchten, weithin vergessenen Liedbeiträge aus der Zeitschrift „Almfried“ ein. Mit dem konkreten Verweis auf die eigene Autorschaft bricht Fanderl dann in der Publikation „Is's a Freud auf der Welt“ von 1987 ein „langjähriges Tabu der zeitgenössischen Volksliedideologie“ (280). Auch im „Verzicht auf das Attribut Volk“ (282) in seinem Liederbuch „Oberbayerische Lieder“ von 1988 erkennt Grill ein „weiteres Indiz für die zunehmende Reflexion“ (282). Insgesamt sei aber durch Fanderls jahrzehntelange Publikationstätigkeit „ein äußerst eng gefasster und idealisierender Kanon des alpenländischen Volksliedes erschaffen, propagiert und tiefgreifend in der Praxis verankert“ (288) worden.

Mit seinen Singwochen knüpfte Fanderl an die Tradition der Finkensteiner Bewegung und Walther Hensel an, die dem Volkslied eine „erzieherische Funktion“ (299) zumaßen und das Ziel verfolgten, die „Volks-gemeinschaft [zu] festigen“ (298). Auch wenn Fanderl wiederholt eine „Abneigung gegen eine von Zwang oder Leistungsdruck geprägte Atmosphäre“ (317) äußerte, sei dennoch ein „klarer Erziehungsgedanke“ (318) erkennbar. Dabei seien „völkisch-nationalistische Gedanken [...] im Grunde nur durch regionalpatriotische Bestrebungen ersetzt [worden]“ (319 f.). Die medialen Stränge von Fanderls Wirken mündeten hier im „Konzept der interaktiven, persönlich-direkten Vermittlung“ (329). Die Singwochen bildeten damit nicht nur eine „wichtige Präsentationsplattform und Experimentierstube für die eigenen Liedneuschöpfungen und -bearbeitungen“ (325), sondern entwickelten sich auch zur „Kaderschmiede“ (325) zahlreicher Drei- und Viergesangsgruppen. Mit der reichlich polemischen Formulierung, die Gemeinschaft der Singwöchener bilde so etwas wie den „Zentralrat der alpenländischen Singbewegung“ und die „Glaubenskongregation unter Führung des Gurus Fanderl“ (329), schießt der Autor dann wohl aber doch über das Ziel hinaus und verlässt die Pfade der üblichen Diktion einer wissenschaftlichen Arbeit. Derlei Vergleiche sind selten erhellend und fordern zu Recht den Widerspruch heraus.

Das nächste Großkapitel widmet sich Fanderls Liedrepertoire. Der Autor liefert einen geschichtlichen Abriss der vokalen Mehrstimmigkeit in der alpenländischen Liedpflege, geht auf die Praxis des Liedermachens in der alpenländischen Singbewegung des 20. Jahr-

hundreds ein und untersucht die Diskrepanz zwischen Druckfassung und intendierter Aufführungspraxis. Nach der Vorstellung von Fanderls Gesamt-Repertoire folgt eine Betrachtung seiner eigenen Liedschöpfungen. Es wird nach Motivation, Quellen und Vorlagen gefragt, zudem werden einzelne Fallbeispiele analytisch untersucht.

Von besonderem Reiz ist die Darstellung der Entwicklung des mehrstimmigen Singens hin zur ursprünglich aus dem Schneeberggebiet stammenden, „eng und parallel geführte[n] dreistimmige[n] Singweise“ (364). Gerade den Praktikern sei sie zur Lektüre wärmstens empfohlen, zumal der Autor auch die unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Auffassungen der Wissenschaft (insbesondere bei Walter Kolneder und Erich Sepp, aber auch Hermann Derschmidt und Walter Deutsch) diskutiert. Dabei seien die häufig auftretenden, nach klassischer Satztheorie unzulässigen Quintparallelen und Quartsextakkordfolgen ein „aus der laienhaften Praxis resultierendes, unbewusstes Produkt der eigenwilligen Stimmführung“ (369), das „mit der Zeit als wesentliches Charakteristikum definiert“ (370) und „als Stilmittel bewusst so eingesetzt und weiter gepflegt wurde“ (370). Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass sich die eng geführte Dreistimmigkeit „nicht aus einem soziokulturellen Tradierungsprozess heraus entwickelt [habe]“ (373), sondern ein „vor allem mithilfe der neuen Medien Hörfunk und später auch des Fernsehens geschickt vermarktetes Kunstprodukt gezielter Geschmacksbildung nach der Idealvorstellung einiger weniger Protagonisten der alpenländischen Singbewegung des 20. Jahrhunderts [sei]“ (373).

Dennoch habe man „versucht, die dreistimmige Singweise als eine alte, in Bayern und Österreich weit verbreitete Tradition darzustellen“ (373) und sie zugleich durch die „Verankerung in der Entwicklungsgeschichte des gesamtalpenländischen Volksgesangs und die Bezugnahme auf vermeintlich allenthalben vorhandene, jedoch versiegte Traditionen zu rechtfertigen“ (374).

Im Folgenden beleuchtet der Autor Fanderls eigene Liedschöpfungen, die er „ausschließlich und gezielt für den Gebrauch im Rahmen der zeitgenössischen und weitgehend institutionalisierten Liedpflege“ (461) geschrieben habe. So zeigten sich „Singstunden, Singwochen sowie die Liedvermittlung in Kindergärten, Schulen und anderen Bildungseinrichtungen [...] als zentrale Pfeiler im pflegerischen Gesamtkonzept Fanderls“ (461). Demgemäß seien die Lieder inhaltlich „weitgehend frei von allem in der Regel als männlich konnotierten Prahlerischen, Zotigen und Derben“ (462). Einige Neuschöpfungen mit ungewöhnlichen Themen zeigten, „dass es Fanderl offenbar doch gelang, zeitgenössisch moderne Inhalte – jedenfalls in gemäßiger Form – in das ansonsten betont traditionalistisch gehandhabte Repertoire zu integrieren“ (463). Hinsichtlich der Satztechnik sei „keine eindeutige Bevorzugung eines bestimmten Modells erkennbar“ (466). Letztlich seien die eigenen Liedschöpfungen das „Ergebnis eines Pragmatismus“ (466), der „in Fanderls mangelhafter musiktheoretischer Bildung begründet liegen dürfte“ (466). Die schöpferische Leistung liege „wohl eher in der Collage und dem

Zusammensetzen von Melodie- und Textfragmenten“ (466), wobei sich der persönliche Schreibstil durch „stereotype Muster“ (468) und die „Kumulation von als typisch geltenden Eigenschaften“ (468) äußere. Ohnehin seien die Lieder gemäß Fanderls Auffassung vom „Wandel des Liedgutes durch mündliche Tradierung und [...] Variabilitätsprozess des Zurecht- und Umsingens“ (467) nicht als endgültige Fassungen anzusehen. Das Kapitel „Rezeption und Wirkung“ beschreibt Repertoire, Besetzung, Aufführungspraxis, Kleidung und Mode der alpenländischen Lied- und Musikpflege in Bayern. Es zeichnet zudem die Wege der Institutionalisierung nach und untersucht die Ausstrahlung von Fanderls Wirken im benachbarten Ausland (Österreich, Südtirol). Ferner wird das Phänomen Volksmusik in den Medien beleuchtet sowie Fanderls Beitrag zur Identitätsstiftung nach 1945 und sein Einfluss auf die (idealisierte bzw. folklorisierte) Selbst- und Fremdwahrnehmung Bayerns beschrieben.

Als aufschlussreich erweisen sich statistische Erhebungen, die Grill anhand der Befragung von ausgewählten Gesangsgruppen vorgenommen hat. So besäßen 84 Prozent die Liederbögen bzw. deren gebundene Form und sogar 92 Prozent hätten Neuschöpfungen von Fanderl selbst im Repertoire.

Grill geht noch einmal auf die Etablierung der eng geführten Dreistimmigkeit ein, die als wesentliche Leistung Fanderls angesehen werden könne. Deren Träger sei „vor allem die konzertierende, vortragende Gesangsgruppe“ (476), womit Fanderl die „Erschaffung und Etablierung eines völlig neuen Musikstils“ (477) bewirkt habe.

Durch seine Aktivitäten habe Fanderl „auch zum Prozess einer bayerischen Identitätsbildung beigetragen“ (512). Vor allem seine Fernsehsendung „Baierisches Bilder- und Notenbüchl“ sei so „nicht nur zur konkurrenzlosen Stil- und Geschmacksschmiede für die alpenländisch orientierte bayerische Musik- und Kulturlandschaft, sondern zur national und international beachteten Schaufensterpräsentation eines vermeintlich echten Bayern“ (516) geworden. Man habe ein „romantisch-idyllisierendes Idealbild bayerischer Kultur“ (516) präsentiert, das im Laufe der Zeit zum „Klischee seiner selbst“ (517) geworden sei, und habe damit „Bedürfnisse nach Kontinuität und heimatlicher Geborgenheit“ (518) erfüllt.

Der das Buch beschließende, umfangreiche Anhang enthält Repositorien und Register zur Person Fanderl (eigene Lied- und Instrumentalmusikneuschöpfungen, Musikalia, Diskographie, Schriften und Sendungen), diverse Verzeichnisse (Abkürzungen, Abbildungen, Notenbeispiele, Quellen und Literatur) und ein Personenregister. Grills Arbeit empfiehlt sich damit auch als praktisches Nachschlagewerk. Schön wäre es freilich gewesen, wenn auch der Autor selbst dem werten Leser in einem kurzen Steckbrief vorgestellt worden wäre. Abschließend kann festgestellt werden, dass Grill die Person Wastl Fanderl nachvollziehbar und mit viel Detailwissen in die Geschichte der Volksmusikpflege im 20. Jahrhundert eingebettet und seine diesbezügliche Lebensleistung umfassend herausgearbeitet hat. Er zeigt

aber auch auf, dass Fanderls Tätigkeit nicht frei von Widersprüchen ist: etwa, dass er zwar den privaten intimen Rahmen von Volksmusik propagierte, sich dazu aber der Massenmedien bediente; oder dass er zwar auf die bäuerlichen Ursprünge des Volksliedes verwies, in Neuschöpfungen aber auch zeitgenössische Themen (z. B. Skifahren) behandelte. Natürlich sollte dabei nicht vergessen werden, dass Fanderl weder Wissenschaftler noch akademisch geschulter Musiker war, sondern aus einem sehr persönlich-subjektiven Zugang zum Gegenstand heraus operierte. So bleibt festzuhalten, dass manche Erkenntnis aus Grills Arbeit manch glühendem Verehrer Fanderls sicherlich wehtun wird – die teilweise erbosten Reaktionen in einschlägigen konservativen Blättern zeigen das unmissverständlich. Dabei bietet dieses Buch gerade für jene die Chance, Fanderls außer Frage stehende Lebensleistung befreit von ideologischen Scheuklappen zu würdigen.

Tobias Grill hat mit seiner Doktorarbeit ein streitbares, aber profundes und – schon ob seiner Monumentalität – umfassendes Werk vorlegt. Nicht jeder wird dem Autor in allen Punkten folgen können und wollen – und das ist auch gut so. Möge sein Opus maximum die kritische, auch kontroverse, aber sachliche Diskussion befruchten und zugleich den Autor vor unsachlichen, aus emotionalem Impuls heraus geäußerten und persönlich diffamierenden Angriffen bewahren!

Philipp Ortmeier, Landshut

Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): *Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on Stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde und dem Verein zur Förderung des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde vom 18. November 2016 bis 19. Februar 2017.* Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde/Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2017. 176 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 103; Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 24).

Im Dezember 1939 holten Herbert Lager und Ilka Peter den angeblich letzten Tresterertänzer Matthias Eder nach Wien ins Phonogrammarchiv. Fünf Tonaufnahmen und drei Filme des brauchgebundenen Männertanzes entstanden, letztere in einem sterilen Raum vor hellem Vorhang. „Matthias Eder vulgo Höller Hias, 64 Jahre, Kleinbauer, Holzknecht, Melker, aus Uttendorf im Oberpinzgau, Salzburg“ (46), der kein eigenes Kostüm mehr besaß, trug zu den Filmaufnahmen ein Kostüm des Uttendorfer Bauernsohns Georg Schieder, welcher zwar zwei Trestererkostüme besaß, aber selbst nicht tanzen konnte.

75 Jahre später, im Dezember 2014, wurde im Salzburger Künstlerhaus/Kunstverein Salzburg erstmals die Installation „Matthias“ des aus Golling bei Salzburg stammenden Künstlers Thomas Hörl gezeigt. Hörl, der in

einer künstlerischen Bearbeitung des historischen Films in ein Hanswurst-Kostüm geschlüpft ist und sich in den Film hineinkopiert hat, tritt dabei mit Matthias Eder in einen tänzerischen, ästhetischen wie „autoerotischen“ Dialog (vgl. 18, 31). Diese Installation wurde zu einem mehrjährigen Projekt und gipfelte unter dem Titel „Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on Stage“ vorläufig in einer Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde (SLIVK) und dem Verein zur Förderung des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde vom 18. November 2016 bis 19. Februar 2017.

Das dazu erschienene Begleitbuch versammelt neben einer Beschreibung aller Exponate (85–128) Beiträge von Ulrike Kammerhofer-Aggermann und Kathrin Pallestrang zur Geschichte des Faches Volkskunde/Ethnologie und zu aktuellen Forschungsergebnissen rund um den Tresterertanz sowie zur Konzeption und Architektur der Ausstellung von Lisi Breuss und Vitus Weh. Viele Abbildungen von Exponaten und Ausstellungsansichten belegen das Motto vom Dialog zwischen Kunst (Installationen, Collagen und Objekte von Thomas Hörl) und Wissenschaft (Vitrinen und Tableaus mit wissenschaftlichen Dokumenten). *Thomas Hörl*, um dessen Installation „Matthias“ das Ganze kreist, ergänzt die Publikation durch ein Kalendarium zur Präsentation seines Projektes, „das an jedem Präsentationsort neue Erweiterungen und auch neue Zusammenarbeiten erhielt“ (41), sowie eine „Werkliste der Ausstellung im Volkskundemuseum Wien“ (42–44). Abgerundet wird die Veröffentlichung durch kurze Angaben zu den Autorinnen und Autoren (133–135), die auch die beiden Tonkünstler *Markus Hausleitner* alias das_em und *Karin Fisslthaler* alias Cherry Sunkist einschließen. Obgleich als Vorzugsausgabe mit Vinylsingle gekennzeichnet, war der Tonträger im Rezensionsexemplar nicht enthalten, sodass im Folgenden lediglich das Printmedium besprochen werden kann.

Schon im Vorwort (17–19) weist *Ulrike Kammerhofer-Aggermann* darauf hin, dass der Brauch des Tresterers keine lineare Geschichte in sich trage, sondern mit seinen Wandlungen und Brüchen die Geschichte des Faches Volkskunde und die mit der Zeit wechselnden Ansprüche an eine Brauchhandlung widerspiegeln.

Kathrin Pallestrang, die im Rahmen der Ausstellung an der Auswahl der Abbildungen und der Gestaltung der Texte beteiligt war (vgl. 84), umreißt in einem kurzen Beitrag (21 f.) holzschnittartig Brauch, Quellenlage und Rezeptionsgeschichte bis hin zu Hörls Installation, seinen Collagen und Objekten. Wer sich mit den volkskundlichen Aspekten nur flüchtig beschäftigen, seine Aufmerksamkeit möglicherweise hauptsächlich der Kunst Hörls widmen will, erhält an dieser Stelle alle relevanten Informationen zur wissenschaftlichen Dimension der Ausstellung, wird sensibilisiert für die Fragilität der Theoreme und Narrative („Von NS-Volkskundlern erfundene Ursprungstheorien bestimmen noch heute das Selbstbild der Tresterergruppen und dienen der Verklärung und Überhöhung in einem Bedeutungszusammenhang, in dem der bloße Spaß an der Freud' oder

nachvollziehbare Motivationen wie Identitätsstiftung oder Schaffung von Alleinstellungsmerkmalen zu anderen touristisch relevanten Gebieten nicht akzeptiert werden“, 21). Der Betrachter wird aufgefordert, selbst Teil des Ganzen zu werden (Hörl offeriert seine Arbeit „mit der Aufforderung zum Mittun“, 22).

Mittels der Ausstellungsarchitektur soll der Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft, der in der Verbindung zwischen Kunstobjekten und wissenschaftlichen Dokumenten die Basis für die Ausstellung bildet, direkt in der Schau weitergeführt werden. *Lisi Breuss* schildert, wie in Anlehnung an den Aufführungsort „Bühne“ die Besucherinnen und Besucher auf unterschiedlichen Bühnenebenen und -konstruktionen erfahren, wo und wie sich die Inhalte der Schau begegnen, wie Geschichte und Gegenwart miteinander verbunden sind: „Historische Objekte werden mit künstlerischen Interventionen unterbrochen, ergänzt oder widerlegt.“ (26) Die im Zentrum stehende Kunstinstallation „Matthias“ wird auf einer Bühne präsentiert, welche gestaltet ist „wie ein Catwalk, ein gangartiges Roundabout, auf dem Ausstellungsbesucher und Ausstellungsbesucherinnen auftreten können: Musik zweier DJ Bearbeitungen alter Tonaufzeichnungen unterstützen das Publikum bei den Darstellungen.“ (23)

Insgesamt bespielt die Schau vier Räume. „Durch die verschiedenen Stationen wird die ‚Matthias‘-Ausstellung zu einem Parcours, der sowohl Ähnlichkeiten mit dem Ziehen einer Tresterergruppe von Haus zu Haus hat, als auch die wissenschaftliche und künstlerische Spurensuche als einen Gang durch viele Orte spürbar macht.“ (34) *Vitus Web* erläutert den künstlerischen Aspekt der Ausstellung (29–34). Mit ihr werde eine lange Reihe von Kunstproduktionen fortgesetzt, in der sich Künstler von ethnografischen und volkskundlichen Sammlungen inspirieren ließen. Mit seinem Konzept habe Hörl „diese Strategie gleichsam in eine Kapriole überführt: Er hat lokale Brauchforschung betrieben, sie mit persönlichem Reenactment erfüllt und zugleich in die popkulturelle Gegenwart katapultiert.“ (29) Seinen Zugang zum Thema über eine Videodokumentation zu Winterbräuchen mit einem kleinen Ausschnitt aus dem historischen Film und seine Intention, den Charakter der alten Aufnahme in die Club-Kultur zu bringen, erklärt der Künstler selbst in einem Video (<https://vimeo.com/114962751> [28.2.2018]), das zur Ausstellung „Matthias“ im Salzburger Kunstverein (13.12.2014 bis 1.2.2015) entstanden ist.

Für den tänzerischen Dialog mit dem Tresterer Matthias Eder hat Hörl das Kostüm des Hanswurst gewählt, einer Figur, die zur Gruppe der Perchten gehört und für die Tresterer den Tanzplatz mit einer Wurst „aus schlägt“. Das bunte Rautenmuster des Kostümfestes begleitet die Ausstellungsmöblierung bis in den Raum mit den historischen Originalkostümen, sogar bis in die Vitrinen hinein. Diese Originalkostüme „zählen heute zu den Highlights des [Österreichischen] Museums [für Volkskunde] und sind wichtige Quellen für die Erforschung des Tresterers in seiner historischen Dimension“, urteilt Kathrin Pallestrang (72). Sie stellt den Orientalisten Wilhelm Hein (1861–1901), seine Sammeltätigkeit

und insbesondere den Erwerb zweier Trestererkostüme aus Krimml 1894 vor, erläutert den Umgang mit diesen und weiteren Kostümen im Verlauf der Präsentation im Österreichischen Museum für Volkskunde und beschreibt die einzelnen Bekleidungsstücke (63–73). „Die Gründung und die weitere Entwicklung des Vereins [für österreichische Volkskunde] und seines Museums hängen eng mit der Aufsammlung der Trestererkostüme zusammen und beides wiederum mit der Forscherpersönlichkeit Wilhelm Heins“ (63), so Pallestrang. Beauftragt durch Franz Heger, den Leiter der anthropologisch-ethnografischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, habe Hein 1894 den exotisch erscheinenden Masken und ihrer Verwendung in Salzburg und Tirol nachgespürt. Wohl im Zeitgeist der frühen Volkskunde mit ihren Ideen von der „Stufenleiter der Kultur“ (64) nahm Hein jedoch „nicht von vorneherein eine lange Kontinuität der Masken und Volksschauspiele an, auf die er während seiner Forschungsreise traf, und er setzte auch nicht alle Phänomene gleich. Er setzte auf eine Quellenforschung und zog keine voreiligen Schlüsse. Außerdem legte er seine Gewährspersonen offen [...] und subjektivierte und personalisierte damit ‚das Volk‘, das bei anderen Forschern häufig als Kollektiv auftrat.“ (65) Während die Quellenlage bezüglich der durch Hein erworbenen Kostüme sehr gut sei, fehlten deutliche Angaben für das dritte Gewand. Die Präsentation der Trestererkostüme im Maskensaal des Museums bis ins Jahr 2012 werfe ebenso Fragen auf wie der Verbleib einzelner Kostümbestandteile im Vergleich zum Inventarbuch. Abgerundet wird Pallestrangs Beitrag durch genaue Beschreibungen der ausgestellten Kleidungsstücke inklusive textilspezifischer Erläuterungen.

„Herkunft und Entwicklung des Tresterer-Brauches in Salzburg“ erläutert Ulrike Kammerhofer-Aggermann (77–132). Sie beleuchtet zunächst die gegenwärtige Praxis, wonach der Tresterertanz sowohl als Bestandteil eines lokalen Faschingslaufs ausgeübt wird als auch als unterhaltendes Bühnenspektakel außerhalb des eigentlichen Brauchzusammenhangs und allgemein als Identifikator für die Region und als Alleinstellungsmerkmal betrachtet wird. Sie erläutert, dass die Trennung von Tanz und Brauchzusammenhang zum Zeitpunkt der Dokumentation durch das Wiener Phonogrammarchiv 1939 längst erfolgt war. Die durch die NS-Forscher geschehene Aufladung eines „Mythos“ mit nationalem Pathos sei nun aber durch die – offenbar kontrovers diskutierte (vgl. 80) – künstlerische Auseinandersetzung Hörls gebrochen worden. Kammerhofer-Aggermann erklärt, wie der Tresterertanz, so wie viele andere ländliche Bräuche, im 19. Jahrhundert vom städtischen Bildungsbürgertum als Projektion der Sehnsucht nach ursprünglichen, heilen, schönen Idealen diente, wie die Ethnografie und die junge Volkskunde ihn wahrnahmen und ausdeuteten, wie er um 1900 wieder aufs Land zurückkehrte und nun in Vereinen wiederauflebte. Sie zeigt die bis heute in den Einzelheiten letztendlich ungeklärten Verbindungen zu den Tanzschritten und Maskenbräuchen auf beiden Seiten der Alpen auf und fasst zusammen: „Mit den Wiederaufnahmen wurde von Aus-

führenden und Wissenschaftlern behauptet, dass der Tresterertanz ‚uralte‘ und ein kultisches Ritual sei, ein Fruchtbarkeitstanz, ein Aufwecken der Vegetation [...]. Damit begann der Kampf um die Deutungshoheit und die Anwendungsbereiche. Eine wissenschaftliche Spurensuche dagegen stößt über schriftliche Dokumente, Grafiken und Fotografien auf verschiedene Einflussbereiche, auf viele Brüche und Bedeutungsverschiebungen sowie den aktiven Gestaltungswillen einzelner Menschen und Epochen. Stets bedeutete die Aneignung von ‚Tradition‘ und Geschichte eine Angleichung an die Sichtweisen der jeweiligen Gegenwart.“ (84)

In der Ausstellung ist die Geschichte der Tresterer mit ihren Bedeutungsänderungen und „blinden Flecken“ auf acht Tableaus inszeniert, deren Inhalte zu einem Textkompodium verändert in der Publikation wiedergegeben werden (vgl. 84 f.). Die acht Tableaus sind auf den Seiten 150–176 abgebildet, und zwar so, dass die auf den Seiten 85–128 abgedruckten Texte deutlich zu lesen und die größer abgedruckten, über die gesamte Publikation verteilten Fotos, Illustrationen und Dokumente an den ihnen zugeordneten Plätzen zu sehen sind. Ein weiterer Kunstkniff ist darin zu beobachten, dass die Tableaus nicht mit dem Buchformat korrespondieren, sondern über je zwei Seiten hinweg präsentiert sind und somit noch einmal die Brüche und blinden Flecken verdeutlicht werden.

Die Dokumente aus den Archiven des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde und des Volkskundemuseums in Wien werden in der Ausstellung ebenso wie die Kunstwerke Thomas Hörls dergestalt beleuchtet, dass schnell deutlich wird: Es handelt sich um ein mehrdimensionales Puzzle, bei dem, je nach Perspektive, nahezu jedes Teil an jeder Position eingepasst oder verworfen werden kann. Den Besucherinnen und Besuchern bleibt es an jeder Station überlassen, welche Perspektive sie einnehmen möchten, bis hin zur Frage, ob sie ihren bisherigen Standpunkt relativieren wollen (vgl. Exponat „Zeitungsausschnitt mit einer Karikatur und einer Kolumne, 2012“, 129). Gleiches gilt für Leserinnen und Leser der Begleitpublikation.

Es wäre einige Überlegungen wert, das historische Filmmaterial von 1939 und vielleicht sogar die Videoinstallation Thomas Hörls interessierten Personen – möglicherweise (frei zugänglich) auf einer Internetseite oder als (kommerzielle) DVD – zur Verfügung zu stellen. Interessant wäre auch gewesen, Informationen darüber zu erhalten, inwieweit das Ausstellungspublikum die interaktiven Angebote genutzt hat, oder ob man sich gegebenenfalls entschieden hat, gerade diesen Aspekt der Ausstellung nicht zum Gegenstand von Beobachtung und Rezeptionsstudien zu machen. Wer Lust auf über die Publikation hinaus führende Impressionen von der Schau hat, dem seien folgende Videos empfohlen: <http://museumsfernsehen.de/singlesalon-matthias-tanzt-salzbürger-tresterer-on-stage/> – Über die Ausstellung, die bis 16. Februar 2017 im Volkskundemuseum Wien zu sehen war; Upload 18. Juli 2017 [28.2.2018] und <http://museumsfernsehen.de/brauchsalon-matthias-tanzt-salzbürger-tresterer-on-stage/> – Vorführen des Trestererns, Buchpräsentation und Podiumsdiskussion, Upload

13. März 2017 [28.2.2018]. Die Ausstellung selbst wird, ergänzt um Trestererkostüme aus dem Salzburg Museum, vom 24. März 2018 bis 4. November 2018 im Volkskunde Museum Monatsschlössl Hellbrunn in Salzburg zu sehen sein (<http://www.salzburgmuseum.at/index.php?id=2261> [28.2.2018]). Man darf gespannt sein, welche neuen Erweiterungen und Zusammenarbeiten das Projekt an diesem Standort erhält.

Heidi Christ, Uffenheim

Ingrid Tomkowiak, Brigitte Frizzoni u. Manuel Trummer (Hgg.): *Action! Artefakt, Ereignis, Erlebnis*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017. 255 S. m. Abb., Tab. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, Bd. 4).

Mit dem Begriff Action widmet sich der Band einem integralen Bestandteil populärer Unterhaltungs- und Vergnügungsformen, mit dem nicht nur genrespezifische Charakteristika angesprochen werden, sondern über den sich eine ästhetische Qualität artikulieren lässt, die sich aus der sinnlichen Erfahrung von Spannung, Geschwindigkeit, Gefahr, Zerstörung und Gewalt speist. Damit ist zugleich ein Erlebnismodus umschrieben, der außer für Fragen nach Stilmitteln auch als Indikator für soziokulturelle Prozesse fruchtbar gemacht werden kann.

Der vorliegende Band versammelt 13 Beiträge der gleichnamigen Tagung der dgv-Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung (KPUV), die im Juni 2016 in Kooperation mit dem Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich stattfand; ergänzt werden diese um drei zusätzliche Aufsätze. Die fachliche Bandbreite der Beiträge reicht über den engeren Fachzusammenhang der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft/Volkskunde hinaus und umfasst Ansätze aus den Gender Studies, der Literatur- und Medienwissenschaft sowie der Soziologie. Inhaltlich ist der Band nach den einführenden Beiträgen von Manuel Trummer und Christine Lötscher in die drei im Titel angesprochenen Zugänge zum Begriff Action – als Artefakt, Ereignis und Erlebnis – unterteilt.

Eingangs weist *Manuel Trummer* darauf hin, dass Action zwar einer der häufigsten semantischen Marker im Bereich der Kulturen der populären Unterhaltung ist, konstatiert in Bezug auf die theoretische Auseinandersetzung mit ihm jedoch zugleich eine gewisse Forschungslücke. So erscheint Action in der Regel als Kompositum in Verbindung mit Medien (Comics, Filme etc.) und findet dergestalt zumeist als Genrebezeichnung Verwendung. Anhand des exemplarischen Untersuchungsgegenstandes des US-amerikanischen Rock’n’Roll der Nachkriegszeit wird Action im weiteren Verlauf als ein Komplex von Emotionspraktiken gefasst, der als zentrales Dispositiv die einzelnen Motive wie Geschwindigkeit, Wettstreit und Spektakel zusammenhält. Trummer legt hiermit zu Beginn über die Auswertung von Songtexten und Filmen einen akteurszent-

rierten Forschungszugang dar, in dem über die Aspekte des doing emotion Action zum Spiegelbild zeitspezifischer kultureller Prozesse avanciert: „Es materialisiert sich so die emotionale Erfahrung des Zusammenstoßes zweier Sphären und der Grenzüberschreitung durch Aktionen, die in Konflikt zu der von Highschool und Elternhaus geordneten Welt standen.“ (24 f.)

Der zweite einführende Beitrag von *Christine Löscher* beleuchtet die medienspezifische Ästhetik von Action am Beispiel von Hongkong-Martial-Arts-Filmen. Daran anschließend setzen sich die Beiträge von *Aleta-Amirée von Holzen*, *Petra Schrackmann*, *Alexandra Müller* und *Laura Zinn*, *Cristina Alonso-Villa*, *Malte Völk* und *Tobias Brücker* mit Action als Artefakt auseinander. Der Schwerpunkt in den untersuchten Gegenständen liegt hier auf (Action-)Filmen und den genrespezifischen ästhetischen Erfahrungen, visuellen Techniken, grundlegenden Narrativen und den genderspezifischen Rollenverteilungen. Der stark an filmischen Artefakten wie dem Marvel Cinematic Universe ausgerichtete erste Block wird durch den Beitrag von *Stefan Krankenhagen* und *Marie Charlotte Simons* erweitert, die anhand des Phänomens Professional Wrestling zeigen können, wie durch eine zwischen allen beteiligten Akteuren verabredete Authentizitätsfiktion eine narrative Struktur entsteht, die aus Sportlern Serienfiguren und aus Konkurrenten Figurationen macht. Verblüffend ist an dieser Analyse, dass Action gerade im Wrestling (wo sie genrespezifisch so omnipräsent zu sein scheint) suspendiert wird, zugunsten einer am Zuschauer orientierten Zusammenarbeit, die „müheles und elegant wirken muss“ (138). So wird diese spezifische Performance verstehbar als eine Choreografie der Körper, die eine Expertise in Gestik und Mimik voraussetzt, um Gefühlsausdrücke zeitlupenhaft präsentieren zu können – die Formierung sozialer Körper zu Bildern substituiert die fehlende Action. Damit steht Wrestling in engerer Verwandtschaft zum Ballett und zum Synchronschwimmen als zu den viel bemühten Superheldinnen und Superhelden.

Im zweiten inhaltlichen Block steht Action als Ereignis im Fokus. Eingangs diskutiert *Christoph Bareither* über den praxistheoretischen Ansatz der ethnografischen Emotionsforschung Action als metakommunikatives Signal; entwickelt werden diese Überlegungen anhand von umfangreichen qualitativen Untersuchungen zum Vergnügen an Gewalt in Computerspielen. Dem Zusammenhang von Action und Computerspielen gehen auch die Beiträge von *Joanna Nowotny* und *Julian Reidy* sowie *Desirée Dörner* nach. *Marguerite Rumpf* widmet sich dem Sammeln und Verwenden von Action-Figuren. Am Beispiel von Star-Wars-Merchandise-Produkten zeigt sie die starke Bedeutung dieser Artefakte für das persönliche Wiedererleben von Kindheitserfahrungen und Spielsituationen auf. Abschließend beschreibt *Pauline Lörzer* die Zugänge, Regeln und Varianten der Erlebniswelt Geocaching.

Der Bereich des Erlebens von Action wird in den beiden letzten Beiträgen thematisiert. Zum einen fasst *Christine Hämmerling* anhand des video activism im Zusammenhang mit Demonstrationen den Erlebnismo-

du Action als Grenzerfahrung. Dabei kann sie unter anderem zeigen, dass sich das Nachempfinden der Erfahrungen mittels Demo-Videos bei ästhetischen Stilen von Action-Genres bedient. Zum anderen bietet der Beitrag von *Ronald Hitzler* über die Analyse phasenweiser Re-Action auf die Loveparade-Katastrophe 2010 in Duisburg zum Abschluss eine am Ereignis und am Risiko orientierte Beantwortung der Frage, was Action ist beziehungsweise welche Qualität sie ausmacht, nämlich „das freiwillige Sich-Einlassen auf Vorgänge und Geschehnisse, die riskant sind, das heißt die sowohl folgenreich als auch von Unsicherheit geprägt sind und daher als ereignisintensiv und schicksalhaft angesehen werden“ (247). Aus einem an der eigenen Unversehrtheit ausgerichteten Alltag resultiert, in Anlehnung an Erving Goffman, der Bedarf, diesen „mit erregenden Vorstellungen, mit aufregenden Erlebnissen und vor allem mit riskanten Unternehmungen, bei denen dann durchaus absichtsvoll ernstzunehmende körperliche, soziale, emotionale und wirtschaftliche Risiken eingegangen [...] werden“, zu „würzen“ (248). Hitzler zeigt gleichermaßen prägnant und sensibel auf, welche komplexen sozialen Prozesse und langwierigen Aushandlungen einsetzen, wenn kollektive Erregungszustände wie bei der Loveparade vom kalkulierten und tradierten Nervenkitzel innerhalb der Action zur tatsächlichen Gewaltwiderfahrnis in der Massenpanik umschlagen, die dann eben keine Action mehr sein kann, sondern zur Katastrophe wird.

Die Ergebnisse der 16 Beiträge bilden die sehr unterschiedlichen fachlichen Zugänge und Konzepte zum Begriff Action ab, die von genrespezifischen Charakterisierungen in (Action-)Filmen und (Action-)Computerspielen über performativ suspendierte Action im Wrestling bis zum bewussten Aufsuchen von Risikosituationen in der Event- und Erlebnisgesellschaft und deren in Einzelfällen folgenreichen Kippmomenten reichen. Der Band spannt inhaltlich einen weiten Bogen und verdeutlicht zugleich die Vielschichtigkeit und Heterogenität von Action als Erlebnismodus und Erfahrungsraum. Das Herausgeberteam liefert damit einen wichtigen Beitrag zum näheren und am Material entwickelten Verständnis eines zentralen Genremarkers im Bereich der populären Unterhaltungs- und Vergnügungskulturen und macht Action anschlussfähig für weitere theoretische und analytische Zugänge.

Christian Schönholz, Marburg

Tamara Werner u. Benjamin Eugster (Hgg.): *Achievement Unlocked! Rezeption, Interaktion und Produktion in digitalen Spielkulturen*. Zürich: Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität, 2017. 362 S. m. Abb., meist farbig. (Werkstücke, Bd. 9).

Mit der bereits neunten Ausgabe widmet sich die am ISEK – Populäre Kulturen erscheinende Reihe „Werkstücke“ der Rezeption, Interaktion und Produktion in digitalen Spielkulturen. Die im Rahmen

des Master-Aufbaumoduls „Game Studies: Interaktion, Produktion und Rezeption in digitalen Unterhaltungskulturen“ des Herbstsemesters 2016 und Frühjahrssemesters 2017 entstandenen 13 Einzelartikel verfolgen dabei aus „verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichem methodischem und theoretischem Rüstzeug [...] eine bunte Palette an Forschungsinteressen und -fragen“ (9). Mittels der gewählten multi- und interdisziplinären Zugänge gelingt es dem Band, diese „bunte Palette“ erstaunlich gut zu füllen und damit das Medium Computerspiel in seiner Komplexität und Hybridität darzustellen – ganz abseits einer lange vorherrschenden Vereinnahmung durch die Ludologie auf der einen beziehungsweise der Narratologie auf der anderen Seite.

Nach einer kurzen Einleitung durch die HerausgeberInnen *Tamara Werner* und *Benjamin Eugster*, die mit dem Titel „Welcome to the Ludic Century“ (5–23), der auf Eric Zimmermans „Manifesto for a Ludic Century“¹ verweist und zum einen die wesentlichen Entwicklungen und Herangehensweisen der Game Studies beleuchtet und zum anderen aber den Kontext der Entstehung des Bandes erläutert, nähert sich *Muriel Gubler* in ihrem Aufsatz „Let’s Play!“ (23–59) dem Themenkomplex Games mittels einer autoethnografischen Untersuchung an. Bisher ohne einen persönlichen Bezug zum Medium (29) erläutert und reflektiert sie zunächst die technischen und sozialen Hürden (28–31), um daran anschließend den Leser an ihrem Spielerlebnis, das sie in sinnliches und emotionales Erleben sowie die Identifikation mit der Spielfigur untergliedert, teilhaben zu lassen. Ebenso wie Gubler bedient sich *Yvonne Simmen* des Computerspiels „Firewatch“. Für sie steht jedoch die Frage nach „Einsatz, Funktion und Wirkung der Videospiele-Musik“ (59–79) im Vordergrund. Beide Aufsätze ergänzen sich hier ganz hervorragend und verdeutlichen, warum hier von einem komplexen und insbesondere hybriden Medium gesprochen werden muss. Die Beschäftigung mit Raum und Zeit innerhalb des Feldes ist hingegen bei *Maurizio Frei* und *Bettina Weber* von zentraler Bedeutung. Während Frei das Genre der „Walking Simulators“ in seinem Aufsatz „I Would Walk 500 Miles ...“ (81–110) näher betrachtet, steht für Weber (111–138) die Frage nach der medialen Bedeutung und Funktion von Raum im Fokus.

Dem Komplex des (E-)Sports widmen sich in vorliegendem Band *Romeo Arquint* (139–166), *Basil Biedermann* (167–194) und *Catrina Ursina Wörndle* (195–220). Arquint zeichnet den virtuellen Weg einer Basketballkarriere vom „Sofa in den Sportolymp“ nach und untersucht die Einbettung ludischer Elemente in einen narrativen Rahmen. Steht hier noch der Wettkampf gegen die Konsole im Vordergrund, so konzentriert sich Biedermann auf das kompetitive Spielen – den E-Sport und dessen gegenwärtiger Verortung. Dieser ausgesprochen kritische Aufsatz wird wunderbar durch Wörndles Einblick in den Alltag des professionellen Schweizer E-Sport-Teams „mYinsanity“ ergänzt. In zahlreichen Interviewpassagen kann sie deutlich zeigen, dass für die Akteure das Spielen „mehr als nur ein Hobby“ (214) ist, sondern eine Leidenschaft darstellt, die ein hohes Maß an En-

gagement und Zeitaufwand erfordert und absolut mit demjenigen von Leistungssportlern verglichen werden kann. Der Aufsatz schließt dementsprechend auch mit der Feststellung, „dass sich E-Sports sowohl hinsichtlich [der] Funktionen als auch Anforderungen kaum vom klassischen Sport unterscheiden“ (216).

Andere Realitäten, nämlich zunächst die „Augmented Reality“ sowie die „Virtual Reality“ stehen im Fokus der Beiträge von *Stephanie Affeltranger* (221–242) und *Stephan Witzel* (243–265). Beide wählen hier einen autoethnografischen Zugang; Affeltranger verfolgt dabei den Ansatz, wie sich für sie mittels des Augmented Reality Spiels „Pokemon Go“ die Raumerfahrung verändert; Witzel hingegen schildert seine Erfahrungen als „Gast in einer virtuellen Welt“ (243). Anschließend werden bei *Manuel Kaufmann* „Fehler als schöpferisches Prinzip“ (265–286) thematisiert. Er zeigt, wie sich durch „Bugs und Glitches [manchmal] auch glückliche Zufälle“ (265) ergeben können und dadurch ganze Genres revolutioniert werden oder neue Spielmechaniken entstehen. *Remo Cadalbert* fragt: „Game Over?“ (287–311) und beschäftigt sich hier mit „Geburt, Tod und Renaissance von Arcade-Games“. *Pauline Lüthi* (331–336) analysiert am Beispiel der „YouTuberin“ Anita Sarkeesian, die sich aufgrund ihrer mehr als berechtigten, feministischen Kritik an stereotypen Darstellungen von Frauen in Computer- und Videospiele einem „Shitstorm“ gegenüber sah, wie verletzende Sprache im Internet produziert wird und als Gewaltausübung verstanden werden muss. Abschließend untersucht *Zoé Piguet* (337–362) den Einfluss der Game Studies, also der akademischen Auseinandersetzung mit Videospiele, auf das Game Design selbst.

Zwar wäre an der ein oder anderen Stelle eine ausführlichere Theoretisierung wünschenswert gewesen, jedoch tut dies der Tatsache keinen Abbruch, dass für den besprochenen Band durchaus eine Empfehlung gegeben werden kann und zwar für all jene Leser, die sich einen Überblick über die „bunte Palette an Forschungsinteressen und -fragen“ des komplexen und hybriden Mediums Computerspiel verschaffen wollen. Aufgrund der Vielfalt von Beispielen und Herangehensweisen funktioniert dies ausgesprochen gut. Darüber hinaus muss die Bebilderung deutlich hervorgehoben werden. Diese illustriert und erläutert stets die besprochenen Titel und Zusammenhänge, ohne dabei beliebig zu wirken.

Anmerkung

¹ *Eric Zimmerman*: Manifesto for a Ludic Century, 2013. Online unter: http://www.ericzimmerman.com/files/texts/Manifesto_for_a_Ludic_Century.pdf.

Daniel Best, Würzburg

Jana Louise Baum: *Mobbing 2.0. Eine kultursoziologische Betrachtung des Phänomens Cyber-Mobbing.* Berlin: LIT, 2015. 97 S. m. 3 Abb. (Internet Economics/Internetökonomie, Bd. 5).

„Zu viele Menschen wissen zu viel voneinander.“ Jana Louise Baum stellt ein Zitat von Marshall McLuhan, das diesen Satz beinhaltet, ihrer an der Cologne Business School entstandenen Untersuchung zu Cyber-Mobbing voran und konzentriert sich damit auf den Drehmoment des Themas. Gewalt entfaltet ihr destruktives Potential im Sinne von TäterInnen am effizientesten, wenn sie an verifizierten Schwachstellen des Gegenübers ansetzt. Der Schlüssel hierfür ist Information. Diese Feststellung leitet unmittelbar über zu einem weiteren Kernargument, einer Kritik der „Online-Offline-Dichotomie“ (30 ff.): „[...] das Antonym der Dimension der Virtualität [ist] nicht die Realität, sondern die physische Existenz [...]. Der Gegensatz von real ist folglich nicht virtuell, sondern irreal, und irreal ist die Virtualität [...] bei weitem nicht, wie am Beispiel Cyber-Mobbing offensichtlich wird.“ (30 f.) In diesem Kontext markiert das Jahr 2004 mit der Gründung von Facebook, der Mutter aller Sozialen Netzwerke, eine weitere Schwelle in der Geschichte der Massenkommunikation (34 ff.). Das Prinzip der offenen Graph-Datenbank reformiert buchstäblich menschliche Beziehungen mit der Logik von Knoten-Kante-Knoten, über die an Individuen gekoppelte semantische Zusammenhänge multimodal konstruiert und rhizomatisch verbreitet werden.

Nachdem Jana Louise Baum Erscheinungsformen von Cyber-Mobbing abgegrenzt und unter acht kategorischen Merkmalen nach Nancy Willard definiert hat, betrachtet sie unter jenen (im Rahmen dieser Rezension nur grob umrissenen) Parametern des Cyberspace „Kommunikation und Interaktion im Internet“ und die darauf basierende Konstituierung „Virtueller Gemeinschaften“ (38–44). Hier diskutiert sie insbesondere den sozialen (Missbrauchs-)Faktor Vertrauen („Der virtuelle Raum als Instrument der Steuerung?“, 45–47), einleitend kontrastiert zu Mechanismen „realweltliche[r] Dörfer“ (hergeleitet vom globalen Dorf McLuhans), in denen „die soziale und gesellschaftliche Kontrolle durch Normen und Werte für eine Herstellung eines Gleichgewichts“ (45) sorgt. Aber konstituieren jene Normen und Werte nicht auch in der Face-to-face-Welt von (Mikro-)Gemeinschaften Ungleichgewicht in Form von Exklusion, Marginalisierung und Repression? Mein kurzer Einwand soll nun keineswegs suggerieren, dass sich Baum des mitunter verschränkten Charakters von Gewaltphänomenen in der analogen und digitalen Welt nicht bewusst wäre, ebenso wie der markanten Unterschiede. Ihre Analyse „[k]onstituierende[r] Spezifika des Cyber-Mobbings“ unter „[t]echnisch-soziologische[n] Charakteristika“ durchdringt das Thema systematisch unter neun prägnanten Perspektiven (zum Beispiel: Anonymität, Virale Effekte, Speicherung), ohne den Bodenkontakt zu verlieren. Hier macht sich die Methodenwahl bezahlt, bei der neben der Auswertung des Forschungsstands auch „Daten aus eigenen, multiperspektivischen Erhebungen“ (5)

Verwendung fanden, die unter qualitativem Zugang „in Form einer Gruppendiskussion mit Jugendlichen und halbstandardisierter Experteninterviews“ gewonnen (7) und in Anbindung an die Grounded Theory theoretisch kodiert wurden (8). Die Gruppeninterviews untergliederten sich in zwei Einheiten mit 15–19 und 14–17 Jahre alten Jugendlichen, die Experten hatten die Funktionen Schulleitung, Lehre, Sozialarbeit und „Community Manager Online Social Networks“ inne (97). In diesem Teil der Veröffentlichung gewinnt, so mein Eindruck, die Arbeit am Thema besonders stark an Konturen. Dem Phänomen Cyber-Mobbing ist eine Dichotomie zwischen ausgesprochen vulgär-brutalen Erscheinungsformen und komplexen soziopsychologischen Motivlagen unter technisch determinierter Realisierung immanent. ForscherInnen sind darüber hinaus gefordert, über die ohnehin obligatorische bewusste Selbstpositionierung hinaus einen dezidiert abgegrenzten Standpunkt einzunehmen, im Feld und in der Analyse. Genügend operationalisiert, ist die Verschränkung von Theorie und fundierter Empirie freilich Mittel der Wahl, um den Befund spezifischer Übergriffigkeit systematisch einzuordnen und so der Relevanz des Themas Raum zu geben. Weniger überzeugen konnte mich dagegen die Betrachtung „kultursoziologische[r] Charakteristika“ unter medien-theoretischer Perspektive (62 ff.). Geschuldet ist dies der Unauflösbarkeit von Anspruch und publizistischer Wirklichkeit – der Horizont der Arbeit lässt einfach nicht viel mehr zu, als das Anformulieren sehr großer Fragenkomplexe. Den zwar nachvollziehbaren, doch nur in skizzenhafter Weise möglichen Feststellungen bezüglich Systemtheorie und Foucaultscher Machtanalytik können unausweichlich nur Desiderate folgen. An dieser Stelle sind LeserInnen jedoch schon zu gewöhnt an bzw. verwöhnt von den dicht gestalteten Argumentationslinien, welche den zwei Schlusskapiteln vorangehen. Jana Louise Baum zieht das Fazit, dass „das Grundproblem nicht im Medium [liegt], in dem das Mobbing auftritt, sondern im Verhalten des Menschen. Das Medium spiegelt und verstärkt das Mobbing jedoch.“ (75) Sie ruft zu Aufmerksamkeit und durchaus auch zu Intervention auf, „wo sich [...] Entwicklungen als ungut und destruktiv erweisen“ (79). Ihr Beitrag zur Analyse „gesellschaftliche[r] Veränderungen, die durch die digitalen Medien hervorgebracht werden und damit einhergehend neue Formen von sozialen Strukturen entstehen lassen“ (79), weist genau in diese Richtung.

Andrea Schilz, München

Gregor J. Betz: *Vergnügter Protest. Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams.* Wiesbaden: Springer VS, 2016. 299 S. m. 35 Bildtafeln, z. T. farbig, 5 Abb. (Erlebniswelten).

Emotionen spielen eine wichtige Rolle für soziales Handeln und Interaktionen in Gruppen. Soziale Bewegungen, Protest und Demonstrationen bilden dabei keine Ausnahme. So liegt es nahe, dass sich der forschende Blick einer zunehmenden Anzahl an Studien auf

die emotionalen Dimensionen des Handelns, Erlebens und Interagierens im Protestgeschehen richtet. Seit circa 25 Jahren finden Emotionen eine immer breitere Beachtung innerhalb der Bewegungsforschung. Hier, so schickt der Autor *Gregor J. Betz* seiner Untersuchung voraus, bisher jedoch mit einem deutlichen Fokus auf „negative“ Emotionen wie Wut, Ärger oder Schuld (9) oder mit einer verkürzten Betonung der rein instrumentellen, etwa mobilisierenden, Wirkung von Spaß, Freude, Vergnügen oder Humor (4).

Betz will mit seiner Studie über den „Vergnügten Protest“ einen Beitrag leisten, das mögliche Wirkungsspektrum von (positiven) Emotionen für Protestereignisse aufzufächern und weitere Bedeutungsebenen von Vergnügen und Spaß, etwa für das individuelle oder gruppenbezogene Erleben von Protesten, stärker in den Mittelpunkt zu stellen. Die Arbeit versteht sich als eine ethnographische und wissenssoziologische Untersuchung von „hybridisierten Protestereignissen“. Dem Autor geht es grundsätzlich um eine Auseinandersetzung mit außeralltäglichen Ereignissen im Spektrum zwischen politischem Protest und erlebnisorientierten Vergnügungsveranstaltungen und -events (271). Somit ist das Ziel der Arbeit ein doppeltes: Zum einen trägt die Studie zur Auseinandersetzung mit einem in der Emotionsforschung sozialer Bewegungen (noch) unterrepräsentierten Thema bei, nämlich den breiteren Wirkungen von Freude, Vergnügen und Spaß innerhalb von Protest. Zum anderen geht es dem Autor darum, einen empirisch gesättigten theoretischen Beitrag zu „hybridisierten Ereignissen“ zu leisten, also zu „Phänomenen des Dazwischen, des Sowohl-Als-Auch und des Weder-Noch“ (271).

Betz leitet seine Arbeit mit der Darstellung einer Typologie des hybridisierten Protests ein – dabei unterscheidet er schematisch zwischen „eventisiertem Protest“, „Protesthybrid“ und dem „politisierten Event“ (16). Seine nachfolgend untersuchten Fallbeispiele reihen sich in diese Dreiteilung ein und illustrieren die verschiedenen Protesttypen. Für den ersten Typus des „eventisierten Protests“ blickt die Studie auf „gewerkschaftliche Protestereignisse“, konkretisiert an den Beispielen der vom Deutschen Gewerkschaftsbund organisierten Dortmund der „Maikundgebung im Westfalenpark“ im Jahr 2014 sowie der Demonstration der bundesweiten Kampagne „UmFAIRteilen – Reichtum besteuern“ 2013 in Bochum. Hier geht es um Protestveranstaltungen von institutionalisierten sozialen Bewegungen mit langjährigen Protesttraditionen sowie tradierten Protestformen und -anlässen, die durch Spaß- und Vergnügungselemente angereichert werden (15). Als Beispiel für den zweiten Idealtypus des „politisierten Events“ untersuchte der Autor die von der Duisburger Kampagne „DU It Yourself“ organisierte Nachttanzdemo. Bei diesem Typus kommen Akteursgruppen ins Spiel, die relativ unverbindlich miteinander verbunden sind und eher kurz- oder mittelfristige Ziele verfolgen. Adaptionen von vertrauten und üblichen Fest- und Feierformen – und damit Ereignisse, die eher auf ein kurzfristiges Vergnügen angelegt sind – werden hier mit Protestinhalten und -handlungsformen angereichert (16). Als drittem

Idealtypus widmet sich die Studie dem „Protesthybrid“, innerhalb dessen Protest und Vergnügen genuin miteinander verbunden sind. Betz wählte hierfür das Fallbeispiel der „Schnippeldisco“, welche er 2013 in Bochum und 2014 in Berlin in den Blick nahm (17).

Die qualitativ angelegte Studie bringt unterschiedliches empirisches Datenmaterial zusammen. Unter anderem werden Artefakte aus dem Feld wie Flyer, Plakate, schriftliche Selbstdarstellung etc. dicht beschrieben und interpretiert. Des Weiteren stützt sich der Autor in seiner Analyse auf Feldbeobachtungen sowie Interviews mit Protestteilnehmern, die meist unmittelbar im Feldgeschehen geführt wurden. Eine Stärke der Arbeit ist die Transparenz, mit welcher Betz den Lesenden sein Datenmaterial präsentiert und seinen Analysevorgang nachvollziehbar macht. Auch die Bandbreite des empirischen Materials und der besuchten Veranstaltungen bietet ein facettenreiches Bild davon, auf welcher unterschiedliche Art und Weise politischer Protest und erlebnisorientierte Events durch die Akteure zusammengebracht, verwoben und ausgestaltet werden. Die einleitend vorgenommene Typisierung hilft dabei, den Blick für das nuancierte Neben- und Miteinander sowie für Verschränkungen von „klassischen“ politischen Protestelementen und spaß- und vergnügungsorientierten Eventelementen bei den einzelnen Veranstaltungen zu schärfen. Leider verliert sich die Arbeit zum Teil in der Fülle des Datenmaterials – nicht zuletzt, weil Betz die als Fallbeispiele herangezogenen Protestveranstaltungen nur punktuell besuchen konnte. Eine intensivere und längere Auseinandersetzung mit den einzelnen Veranstaltungen und ihren Akteuren kommt dabei zu kurz. Die Studie verbleibt so oft deskriptiv und die Ergebnisse wirken schematisch. Auch wäre eine stärkere theoretische Verortung der Arbeit in die laufende Forschung zu Emotionen und Vergnügen interessant gewesen. Zwar bietet der Autor einen einleitenden Abriss über den aktuellen Forschungsstand an, doch bleibt es bis zuletzt unklar, wie „Spaß“, „Vergnügen“ und „positive Emotionen“ konzeptuell gefasst und in Beziehung zueinander gesetzt werden können. Die verschiedenen Typisierungen und die umfangreichen Beschreibungen des empirischen Materials im „Vergnügten Protest“ geben dennoch gute Einblicke in das Konzept hybridisierter Protestformen, regen zum Weiterdenken an und bieten nicht zuletzt ein Sprungbrett für eine weiterführende Beschäftigung mit der Wirkung unterschiedlicher Emotionen in sozialen Bewegungen und Protesten.

Katharina Winkler, Tübingen

Karl-Heinz Erdmann u. **Michael H. Faber** (Hgg.):

Pützchens Markt. 650 Jahre in Bonn am Rhein. Bonn:

Bouvier, 2017. 295 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig.

Pützchens Markt ist ein fünftägiger Jahrmarkt in dem Bonner Ortsteil Pützchen-Bechlinghoven. Er findet um den zweiten Septembersonntag von Freitag bis Dienstag statt. 2017 besuchten 1,3 Millionen Menschen den Jahrmarkt; zum Vergleich mit bayerischen Volksfesten: Das

11-tägige Gäubodenvolksfest in Straubing hatte im gleichen Jahr 1,4 Millionen Besucher. 2017 stand das Alter des Marktes besonders im Fokus, da, bezogen auf eine Urkunde aus dem Jahr 1367, der Jahrmarkt 650. Jubiläum feierte. Der vorliegende Band nimmt sich dies zum Anlass, um unterschiedliche Blicke auf die Geschichte und das heutige Geschehen auf Pützchens Markt zu werfen und versammelt 14 sehr heterogene Beiträge.

Herausgegeben wurde der Band von dem Geographen *Karl-Heinz Erdmann* und dem Volkskundler *Michael H. Faber*. Nachdem Faber zunächst die Bedeutung der „Volksfestkultur“ in Deutschland beleuchtet hat, widmen sich die beiden Herausgeber der Geschichte von Pützchens Markt. Die Autoren zeigen den Werdegang der Wallfahrt zum Adelheidis-Brunnen, aus der sich sowohl der Ort Pützchen als auch der Jahrmarkt entwickelt haben, und erläutern kurz deren Hintergründe. Die erste Quelle, welche die Autoren für die Wallfahrt bzw. den Jahrmarkt anführen, ist die bereits erwähnte Urkunde aus dem Jahr 1367. Es handelt sich hierbei um eine Verkaufsurkunde, in welcher „Adelheidispützchen“ Erwähnung findet. Bis ins 18. Jahrhundert fehlen jedoch Belege für ein Marktgeschehen. Durch die verbesserte Quellenlage nimmt die Entwicklung des Marktes ab dem frühen 19. Jahrhundert eine stärkere Rolle in den Ausführungen ein, die bis in die Gegenwart verfolgt wird.

Die Aufgabe, die Wallfahrt zur hl. Adelheid zu beleuchten, übernimmt der Volkskundler *Alois Döring*. Er lässt die unterschiedlichen Quellen mit Beschreibungen etwa zu Heilpraktiken, zur Wahrnehmung der Wallfahrt oder auch zur Heiligenvita sehr ausführlich sprechen, was ein spannendes Gesamtbild der Geschichte der Wallfahrt und der Hintergründe ergibt.

Marco Heinz, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Vorstandsmitglied bei dem Sinti und Roma Verein „Latscho Drom“, widmet sich dem Begriff der „Zigeuner“ im Zusammenhang mit Pützchens Markt, wobei er versucht, das Narrativ des „Fahrenden Zigeuners“ zu dekonstruieren. Hierzu geht er der Darstellung von „Zigeunern“ auf Pützchens Markt in Zeitungsartikeln nach.

Michael H. Faber widmet sich Ansichtskarten und Fotografien von Pützchens Markt. Jahrmarktspostkarten stellen, bei allen quellenkritischen Bedenken, eine bedeutende bildliche Quelle zur Analyse von öffentlichen Festen für die Zeit um 1900 dar. An mehreren Beispielen zeigt der Autor die Mehrfachverwendung der Postkartenmotive für verschiedene Feste, so auch am Beispiel einer Postkarte aus dem Jahr 1898 (Abb. 8): „Blauweiße Fahnen [...] hätten die Rheinländer gewiss nicht geduldet. Und auch ‚Schichtl’s Theater‘, damals eine Größe auf dem Münchener Oktoberfest, ist nie in Pützchen aufgetaucht.“ (108) Der Autor hat insgesamt 18 Postkarten aus der Zeit um 1900 abgedruckt und nimmt diese als Quelle, schaustellerische Angebote oder auch Kleidungsweisen abzulesen. Ergänzt werden diese durch vier Postkarten aus den Jahren 1964 bis 1968.

Die Fotografien von Jens Unglaube, die *Ute Herborg* in ihrem Beitrag präsentiert, zeigen Pützchens Markt aus eher ungewöhnlichen Perspektiven. Es sind Bilder von Buden und Fahrgeschäften am frühen Morgen, die

auf die Besucher warten, oder von Schaustellern in ihren Kassenhäuschen. „Es sind Momentaufnahmen des Wartens, der Routine, vielleicht der Langeweile oder der Erschöpfung. Man versteht, dass das Vergnügungsgewerbe der Schausteller verdammt harte Arbeit ist.“ (132)

Der Bonner Heimatforscher *Heribert Faber* (geboren 1926) schildert in seinen „Erinnerungen“ den Ablauf eines Tages auf Pützchens Markt. Diese Erinnerungen datiert er nicht genauer; illustriert sind sie mit Fotografien der 1960er und 1970er Jahre. Die Schilderungen zeigen den Tagesablauf als ritualisiertes Handeln und binden zentrale Elemente des Jahrmarkts wie „Adelheidis-Brünnchen“, den Gottesdienst im „Bayernzelt“, den „Plutenmarkt“ sowie Fahrgeschäfte und Buden mit ein. Michael H. Faber widmet sich in den folgenden beiden Aufsätzen zwei zentralen Elementen des heutigen Jahrmarktgeschehens, den Speisen und Getränken sowie den Spielbuden auf Pützchens Markt. Aufgrund der Quellenlage beginnt der Autor mit der Darstellung von Essen und Trinken in den 1820er Jahren. Zunächst geht er auf die Entwicklung des Getränkekonsums, insbesondere auf die Bedeutung von Wein und Bier, ein. Er beleuchtet die Geschichte der Hauswirtschaften, die um den Markt entstanden sind, und deren Speiseangebot, das er als „Rheinische Kost“ (143) umschreibt, im Gegensatz zur „Bayerischen Kost“ (146), die es im großen Bayernzelt, welches seit Mitte der 1960er Jahren am Pützchens Markt steht, gebe.

Beispielhaft für die verschiedenen Schaustellungen, die ein Fest wie Pützchens Markt heute prägen, beleuchtet Faber Geschicklichkeits-, Kraft-, und Glücksspiele. Er zeichnet die Entwicklung solcher Angebote seit Mitte des 19. Jahrhunderts nach, wobei ihm für die Zeit ab dem endenden 19. Jahrhundert Anzeigen in der Schausteller-Zeitschrift „Der Komet“ als zentrale Quelle dienen.

Dagmar Hänel, Leiterin der Abteilung Volkskunde im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn, nimmt verschiedene Brauchformen in den Blick, die rund um Pützchens Markt entstanden sind. Hierbei beleuchtet sie zum einen die einzelnen Akteure – Schausteller, Anwohner, Besucher – und zeigt, wie die unterschiedlichen Brauchformen und Handlungen zur Vernetzung dieser Akteursgruppen dienen und so integrativ wirken. Zum anderen führt sie an den Beispielen des Fassanstichs und des, seit 2011 stattfindenden, Festumzugs aus, wie auf regional tradierte Formen des Karnevals – Festumzug – oder auf Muster des Münchener Oktoberfestes – Fassanstich, Trachtenmode – zurückgegriffen wird. Wobei die Autorin bei der Zunahme der Trachtenmode festhält, dass „diese symbolische Kleidung im Rheinland eher ein eskapistisch-karnevalisches Statement“ (178) sei.

Die Diplom-Geographin *Pia Baumert*, die sich in ihrer Diplomarbeit bereits mit Pützchens Markt aus Sicht des Stadtmarketings beschäftigt hat, weitet zusammen mit Karl-Heinz Erdmann den Blick auf den Jahrmarkt und zeigt diesen nicht nur als fünftägiges Fest, sondern als Ganzjahresveranstaltung. Die Autoren geben einen Einblick in die verschiedenen organisatorischen Aufgaben, die vor, während und nach dem Jahrmarkt durch-

geführt werden müssen. Hierfür wurden unterschiedliche Akteure des Pützchens Marktes befragt, wie die Stadtverwaltung, Polizei, Feuerwehr, Stadtwerke, Pfarrei, Vereine und Schausteller.

Gabriele Dafft, wissenschaftliche Referentin bei der Abteilung Volkskunde im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn, nimmt Pützchens Markt als Erinnerungsort und Erlebnisraum in den Blick. Die Beobachtungen wurden im Rahmen einer Filmdokumentation über Pützchens Markt durch den LVR 2016 gesammelt und zeigen die Bedeutung des Festes für die unterschiedlichen Akteure des Marktes. Die Autorin geht der Frage nach, was den Markt zum Erinnerungsort für die befragten Akteure macht und wie erinnert wird. „Die subjektiven Erzählungen transformieren sich so zum Bestandteil einer kollektiven Erinnerungskultur, die gemeinschaftsbildende und identitätsstiftende Kraft für die Menschen in und um Pützchen und ganz Bonn entfaltet.“ (199)

Michael H. Faber überlässt den Beschickern des Pützchens Marktes das Wort. Diese berichten jeweils knapp davon, welche Bedeutung der Markt für sie selbst hat oder wie sie Veränderungen wahrnehmen.

Abgeschlossen wird der Band durch eine umfangreiche Fotosammlung mit Impressionen vom Markt. Die einzelnen Bilder sind chronologisch nach Jahrzehnten geordnet und beginnen in den 1960er Jahren. Jedes Jahrzehnt wird begleitet von einem knappen Erläuterungstext zu den gezeigten Fotografien.

Der gelungene und schön bebilderte Band gibt mehr als nur einen Überblick über Geschichte und Gegenwart des Jahrmarktes. Die Collage aus überblickshaften Zusammenstellungen, volkscundlichen Darstellungen sowie Erinnerungen und Meinungen der unterschiedlichen Akteure bilden die Entwicklung von Pützchens Markt, zumindest seit Mitte des 19. Jahrhunderts, und dessen heutige Ausgestaltung umfassend ab. Der titelgebende Hinweis auf das vermeintliche Alter des Jahrmarktes ist sicherlich ein gutes Verkaufsargument, wie aber bei vielen vergleichbaren Festen suggeriert dies eine Kontinuität, die so selbstverständlich nicht aufrechterhalten werden kann. Erfreulicherweise wird dies im Großteil der Texte auch nicht versucht.

Hermann Wellner, München

Roman Deutinger u. Christof Paulus: Das Reich zu Gast in Landshut. Die erzählenden Texte zur Fürstehochzeit des Jahres 1475. Ostfildern: Thorbecke, 2017. 270 S. u. 8 unpag. S. m. Farbabb., 1 Kartenbeilage.

Die Fürstehochzeit zwischen Herzog Georg dem Reichen von Bayern-Landshut und der polnischen Königstochter Hedwig im November des Jahres 1475 zählt zu den Großereignissen des Spätmittelalters. Seine Bekanntheit in der Gegenwart geht dabei nicht zuletzt auf das alle vier Jahre aufgeführte Historienspektakel in der Stadt Landshut zurück. Für die Veranstalter wie auch für die Forschung ist dabei die Kenntnis über die histo-

rischen Sachverhalte zentral für eine nähere Beschäftigung. Gerade ein guter Zugang zu Editionen der Originalquellen ist unabdingbar. Dennoch ist die Herausgabe von Editionen abseits eigener Forschungsarbeiten selten geworden. Umso erfreulicher ist es, wenn mit dem hier zu besprechenden Band nicht nur eine neue Edition bisher unbekannter Quellen, sondern gerade auch eine Aktualisierung veralteter und verstreuter Texte vorliegt. Die Publikation präsentiert erstmals alle erzählenden Quellen der „Landshuter Hochzeit“ in einem Band. Neben den bekannten Texten wurden auch drei erst kürzlich entdeckte Beschreibungen aufgenommen. Es handelt sich um die Berichte des Katzenelnbogener Kanzleischreibers Johann Gensbein, des Elsässer Ritters Hans von Hungerstein und des aus Rostock stammenden Universitätslehrers Johannes Weise. Diese Texte erlauben neue Perspektiven auf die Hochzeit von 1475.

Daneben wurden bisher auch die bekannten Berichte nur in vereinzelt, nicht immer zuverlässigen Ausgaben publiziert. Beispielsweise war gerade der zentrale und umfangreiche Bericht Hans Seibolts nur in einer unkommentierten Edition von 1789 vorhanden. Hinzukommen in der vorliegenden Arbeit die Berichte von Veit Arnpeck, Johannes Aventinus, Jan Długosz, Matthias von Kemnath, Hans Oringen sowie der entsprechende Auszug aus den Nürnberger Jahrbüchern.

Das Ziel der Herausgeber war es, möglichst zuverlässige Texte gemäß moderner Editions-kriterien vorzulegen und zu erschließen. Die Edition folgt dabei vorwiegend den Regeln der Bayerischen Archivschule. Hierdurch entsteht eine weitgehend graphietreue Wiedergabe mit geringfügigen Anpassungen an eine bessere Lesbarkeit.

Das Buch stellt den Quelleneditionen ein knappes Kapitel mit einleitenden Überlegungen voran. Hier werden die Sachverhalte zur Landshuter Hochzeit überblicksartig zusammengefasst. Diese Einleitung ermöglicht eine Verortung des Großereignisses in der spätmittelalterlichen Gesellschaft sowie Einblicke in bisherige Forschungstendenzen. Ergänzend wird auf die bisher weniger beachteten Dimensionen der Fürstehochzeit verwiesen. Hierbei handelt es sich um Fragen nach dem akustischen Erlebnis, der symbolischen Kommunikation, der Luxuskritik in den Quellen, dem Umgang mit Fremdartigem im Sinne von Kulturdiffusion und nicht zuletzt der bisher vernachlässigten religiösen Bedeutung der Feier. Das Buch vermag diese Aspekte jedoch nur kurz begrifflich anzureißen, gibt jedoch dankenswerterweise zahlreiche Literaturhinweise für weitere Informationen.

Den einzelnen Quellentexten wurden editorische Hinweise, eine würdige Einordnung sowie Überlieferungshinweise der Handschriften vorangestellt. Diese Einführungen beantworten Fragen nach der Entstehung und dem Autor, geben knapp den Inhalt wieder und bewerten die Quelle. Außerdem werden frühere Editionen aufgelistet und die Schrift und Lesbarkeit des Originals angesprochen. Vor der eigentlichen Quelle findet sich eine knappe Zusammenstellung der Überlieferung, der bisherigen Editionen sowie vorhandener Litera-

tur zur jeweiligen Quelle. In den Fußnoten der Edition erfolgt zunächst nur der Wort- und Sachkommentar. Abweichende Lesarten und der textkritische Apparat wurden dagegen als Endnoten hinter jedem Beitrag angegeben. Dieses Vorgehen ermöglicht eine bessere Lesbarkeit der Wort- und Sachkommentare. Sehr erfreulich ist auch die neue Übersetzung der lateinischen Quellen im Zweispaltendruck, die eine schnelle Orientierung zwischen Original und Übersetzung ermöglicht.

Den Anhang bilden das umfangreiche Orts- und Personenregister, je ein Foto einer Originalseite jeder Quelle sowie eine äußerst hilfreiche tabellarische Übersicht zum Inhalt der Texte. Hier werden die Quellen sortiert nach Vorbereitungen (Organisation, Brautfahrt, Eintreffen in Landshut), den zwei Tagen der Feier (untergliedert nach Einzelereignissen) sowie übergreifenden Aspekten (Kleidung, Turniere, Geschenke, Logistik/Verpflegung und Teilnehmerlisten). Die Tabelle gibt an, welcher Autor sich zu welchem der vorgenannten Einzelaspekte äußert, so dass eine schnelle Orientierung in den teilweise sehr langen Texten möglich ist.

Besonders erwähnenswert ist das umfangreiche Register, in dem gerade die Identifizierung der fast 2000 namentlich in den Quellen genannten Teilnehmer der Hochzeit eine besondere Leistung darstellt. Wenn diese laut der Herausgeber auch nur eine erste Annäherung darstellt, so ist sie doch eine äußerst aufwändige und sinnvolle Ergänzung, die es ermöglicht, das vorliegende Buch auch als Nachschlagewerk zu benutzen.

Insgesamt ist das besprochene Werk eine sehr erfreuliche Edition und Quellenkompilation, die die wichtigen und bisher nur schwer zusammenstellbaren Texte erstmals leicht verfügbar macht. Die Erneuerung der Transkription und Übersetzung stellt hierbei eine ebenfalls äußerst positiv hervorzuhebende Leistung dar, die einen einheitlichen Standard für bestehende und neu edierte Texte setzt. Die vorangestellte Einführung hätte noch ausführlicher auf die Geschichte und die Aspekte eingehen können. Da jedoch zahlreiche Sekundärliteratur zum Thema genannt wird, ist eine gute Möglichkeit zur weitergehenden Beschäftigung angelegt worden. Es bleibt zu hoffen, dass die Idee einer thematischen Quellenzusammenstellung und Neuedition alter Texte zahlreiche Nachahmung für weitere Themenbereiche findet.

Melanie Burgemeister, Regensburg

Harald Lemke: Über das Essen. Philosophische Erkundungen. München: Wilhelm Fink, 2014. 203 S.

Der Autor nimmt den Leser in seinem bemerkenswerten Essay mit auf eine spannende Reise durch die Geschichte der Philosophie des Essens, der „Gastrosophie“. Unter der Überschrift „In aller Munde“ geht er von Ludwig Feuerbachs These „Der Mensch ist, was er isst“ aus: „Weil der Mensch ein rein sinnliches, sich ernährendes und sich entleerendes, von täglicher Nachfüllung und lustvoller Sättigung abhängiges Wesen ist, strebt er nach einem erfüllten Leben im wahrsten Sinne des Wortes.“ (17) *Harald Lemke* geht auf weitere Vor-

denker der Gastrosophie wie zum Beispiel Friedrich Nietzsche ein, der ein leidenschaftlicher Fleisch- und Wurstesser war und deswegen regelmäßig durch seine Familie mit Proviantpaketen versorgt wurde. Er machte sich zahlreiche Gedanken über das Essen: Da ihm seine Wurstbegeisterung nicht gut bekam und er außerdem ein leidenschaftlicher Tierfreund war, entschloss er sich zu einer fleischlosen Ernährung, die ihm von seinem späteren Freund Richard Wagner wieder ausgeredet wurde, denn Letzterer vertrat die Ansicht (die sich leider bis heute hält): „geistig-produktive Naturen müssen Fleisch haben“ (52).

In dem mit „Einkaufen“ überschriebenen Kapitel begegnet der Leser den antiken Philosophen, denn bereits diese hatten Überlegungen und Ansichten zu Essen und Genuss: Sokrates betonte die Lust und den Genuss am Essen. Denn er war „nicht nur der erste Mensch, der sich als ethischer Philosoph verstand, [sondern auch] der erste gastrosophische Mensch“ (27). Deswegen interessierte er sich für den Einkauf von qualitativollen Lebensmitteln und diskutierte gerne darüber. Eine ganz andere Auffassung vertrat dagegen Platon: Er und seine Schüler lehnten die Beschäftigung mit dem Essen als unwichtig und eines Denkers nicht würdig ab. Besonders deutlich wird das in Bezug auf Platons Meinung zur Essenzubereitung, die Lemke so charakterisiert: „Essen zu machen sei eine [...] ebenso kunstlose wie geistlose Tätigkeit, die [...] nichts mit wahren Wissen und Philosophie zu tun habe.“ (62)

Im Kapitel „Kochen“ geht der Autor auf die gastrosophische Kochpraxis am Beispiel des deutschen Sternekochs Michael Hoffmann ein, der sich seit Jahren einem neuen, ganzheitlichen Kochen widmet: Er entwickelt und erforscht ständig neue Zubereitungsmöglichkeiten für die unterschiedlichsten Gemüsesorten, die er auch noch eigenhändig anbaut und sich konsequenterweise deswegen als Koch und Gärtner bezeichnet. „Das entscheidende Kriterium für eine gastrosophische Küche ist mithin die geglückte Vermählung von Ästhetik und Ethik, das sinnlich-sittliche Zusammenspiel von gutem Geschmack und gutem Gewissen.“ (67) Auch die fernöstliche Weisheitslehre ist ein Wegbereiter, denn bereits im 13. Jahrhundert beschäftigte sich der japanische Zen-Meister und Klostergründer Dōgen Kigen mit der Gastrosophie. Er reiste nach China, um sich dort mit Zen-Buddhismus zu beschäftigen; nach Japan zurückgekehrt, schrieb er das Kochbuch „Anweisung für den Küchenmeister“ (82) für die japanischen Zenklöster. Das enthielt keine Rezepte, dafür aber umso mehr Weisheiten. Die Praxis, die Dōgens Gastrosophie lehrt, ist nicht mehr und nicht weniger als das Gute, das wir tun, beispielsweise indem wir kochen. „[Denn] überall, wo sich Esser selbst in die Küche stellen, statt untätig und selbstentsagend das eigene Wohl irgendeiner Form von Fremdverköstigung zu überlassen, und überall, wo Menschen ihrem täglichen Essen einen größeren Wert beimessen als in den internationalen Fastfood-Tischgesellschaften üblich, aktivieren sie die beste Küche aller Küchen.“ (93)

Unter dem Kapitel „Genießen“ wird auf den langsamen Genuss der Slow-Food-Bewegung, die in den 1980er

Jahren in Italien entstanden ist, und ihre historischen Vorgänger eingegangen. Bereits Epikur scharte zahlreiche Freunde um sich, um Essen langsam bei guten Gesprächen zu genießen, ein Trend, der immerhin 500 Jahre anhielt, bis er wegen angeblich zu großer Ausschweifungen verboten wurde. Der deutsche Philosoph Immanuel Kant beschäftigte sich ebenfalls mit einer genussvollen Ernährung. Ganz praktisch umgesetzt fanden bei ihm gesellige Tischrunden statt, bei denen das Essen gewürdigt wurde. Seine theoretischen Überlegungen zur Gastrosophie sind jedoch weniger bekannt.

Was das Buch so lesenswert macht, sind die imaginären Dialoge und der leicht ironische Unterton, angereichert durch zahlreiche Anekdoten. Doch das Ganze ist verbunden mit einem Aufklärungsauftrag, ohne dabei moralisierend zu wirken. Es bietet eine sehr kurzweilige Lektüre, da der Autor es versteht, dem Leser sehr unterhaltsam recht komplexe philosophische Gedanken nahezubringen. Die Botschaft dieses sehr empfehlenswerten Buches lautet: Wer beim Einkauf auf qualitative Produkte achtet oder die Lebensmittel am besten noch selbst anbaut, der Zubereitung des möglichst vegetarisch-veganen Essens die nötige Zeit widmet und anschließend das Essen in guter Gesellschaft langsam genießt, wird sich selbst besser fühlen und seiner körperlich-geistigen Gesundheit viel Gutes tun.

Andreas Kühne, Landshut

Marco Iwanzeck: Dresden à la carte. Entstehung und kulinarische Einordnung der Restaurantkultur 1800 bis 1850. Ostfildern: Thorbecke, 2016. 279 S. m. 11 Abb., 8 Tab. (Land kulinarischer Tradition. Ernährungsgeschichte in Sachsen. Reihe C – historische Forschungen zur exquisiten Küche, Bd. 3).

Auch wenn der Autor auf Seite 49 einräumt, dass der untertitelgebende modische französische Fachbegriff Restaurant für Dresden erstmals 1851 belegt ist, stellt sein Werk eine vorzügliche Analyse des französischen Einflusses der Restaurant-Mode auf die Gastronomieszene der sächsischen Residenzstadt dar. Das gelingt auch dadurch, dass die Recherche auf konstitutive Aspekte des Restaurants fokussiert wird: die individuelle Freiheit, den Zeitpunkt des Essens zu bestimmen, und vor allem die Wahl der Gerichte und damit auch die Hoheit über das Budget, kurzum das Speisen à la carte. Dabei gelangt *Marco Iwanzeck*, um ein wichtiges Ergebnis vorwegzunehmen, zu dem doch leicht überraschenden Schluss, dass das Aufkommen von À la carte-Lokalen in Dresden keineswegs als bloße verspätete Nachahmung Pariser Speisesitten zu werten ist. Während in der Seine-Metropole das Restaurant in den 1760er Jahren als Elite-Institution startete und diesen Charakter auch während der Französischen Revolution wahrte, so dass volkstümlichere erschwinglichere oder gar ärmlichere Restaurants erst in den 1820ern häufiger wurden, scheint die Entwicklung in Dresden geradezu diametral entgegengesetzt verlaufen zu sein. Sicher, es gab wie in England Gesellschaften und Clubs, die ausschließ-

lich ihren Mitgliedern eine Speisewahl ermöglichten, aber im Bereich der feineren öffentlichen Tafel scheint sich die stilvollere table d'hôte bis über die 1840er Jahre zu halten, wobei zu bedenken ist, dass in luxuriösen Herbergen wie dem Hôtel de Pologne à la française eingedeckt wurde und die Gäste somit eine Fülle unterschiedlichster Gerichte genießen konnten. À la carte scheint sich zunächst ab 1820 eher im Bereich einfacherer Gasthöfe durchgesetzt zu haben: Der Verfasser nennt als triftige Gründe den geringeren Aufwand für den Wirt, die Möglichkeit für den Gast, knapp zu kalkulieren und vor allem den aufkommenden Kunst- und Landschaftstourismus nach Elbflorenz, bei dem weniger begüterte Reisende verlockt werden sollten, durch günstige Angebote in der Herberge zu speisen und nicht auf eine der Traiteurs- oder Schankwirtschaften auszuweichen. Angesichts des archivalischen Mangels beziehungsweise des völligen Fehlens von erhaltenen Dresdner Speisekarten im untersuchten Zeitraum stellt sich die Frage, ob à la carte eventuell bloß ein modischer französischer Begriff war, um Auswahl zu signalisieren, die aber auch über mündlichen Vortrag (oder Schiefertafel) unterbreitet werden konnte. Denn Tarifzettel (die generell das theoretisch vorhandene Angebot des ganzen Jahres mit Preisen versahen) oder aktuelle Menükarten zu schreiben oder gar setzen und drucken zu lassen, war aufwendig und teuer und passte selbst in Paris eher zum Luxussektor.

Dem Autor gelingt es, seine lokalhistorischen Recherchen durch eine fundierte Einleitung, die den internationalen Forschungsstand zum Thema Restaurant aufarbeitet, in einen gesamteuropäischen Kontext einzubetten, der die Dresdner Gastronomie auch mit den zeitgenössischen Essmoden Londons und Wiens vergleicht. Gerade die Ausflugs- und Gartenlokale Dresdens mit ihren „Restaurationen“ lassen ja auch an das muntere und volkstümliche kulinarische Treiben denken, das sich ab Ende des 18. Jahrhundert im Wiener Prater entwickelt.

Erfreulicherweise wird die Frage thematisiert, inwieweit die aktuelle Frankreichmode sich wirklich kulinarisch niederschlägt oder bloße sprachliche Tünche bleibt. So verfügt die Elbresidenz im Jahre 1834 über ein halbes Dutzend von Herbergen, die den altfränkischen Ausdruck Gasthof zugunsten des französischen Begriffs Hôtel abgelegt haben: Neben dem schon 1767 gegründeten Hôtel de Pologne finden sich etwa das Hôtel de France, das Hôtel de Russie oder das Hôtel de Saxe. Auch der deutsch-französische Terminus Traiteurswirtschaft für Lebensmittelgeschäfte mit Verköstigungslizenz ist populär. Andererseits scheint die reale Präsenz von emigrierten französischen Köchen oder Hoteliers minimal zu sein, während die Dresdner Italiener mit ihren Cafés auf der Brühlschen Terrasse ihre starke Stellung auch im 19. Jahrhundert behaupten.

Ein echtes Desiderat befriedigt der Autor, indem er es erfolgreich unternimmt, das Aufkommen des Restaurants nicht bloß soziologisch oder literaturgeschichtlich als Distinktionsformel zu analysieren, sondern auch – was leider auffällig selten geschieht – die kulinarische Recherche des Geschmacks und der feinen Kü-

che, kurzum die Realia des Speisens, der Kochstile und Rezepte in seine Forschungen einzubringen und durch diese duale Methode eine Schieflage der Forschung zu beseitigen. Zugleich weist der Verfasser darauf hin, dass zu strikte Schemata von Klassenküche im 19. Jahrhundert nur bedingt greifen. Mancher Adlige isst gerade in Deutschland bescheidener als ein begüterter Bürger und außerdem wird Speisen im 19. Jahrhundert situativer – gerade die neuen Ausgelmöglichkeiten à la carte ermöglichen es, sich einmal etwas zu gönnen und punktuell oder zu besonderen Anlässen in sonst nicht vertraute Preissegmente vorzudringen.

Iwanzecks Analysen der Dresden-affinen Rezeptsammlungen der Epoche wie das „Nützliche Buch für die Küche“ des Kochlehrers August Erdmann Lehmann (Dresden 1818), „Der praktische Koch“ (Dresden/Leipzig 1819) vom Hofkoch Franz Walcha oder Johann Friedrich Baumanns „Dresdner Koch“ (Dresden/Leipzig 1831) sowie des „Obersächsischen Koch- und Speisenbuchs“ (Leipzig 1794) ergeben jedenfalls ein differenziertes Bild: Einerseits werden die aktuellen Moden Frankreichs aufgegriffen, etwa in der privilegierten Position, die der Bouillon eingeräumt wird. Und dem Carêmeschen Diskurs der durchsystematisierten Grundsaucen wollen sich die sächsischen Köche nicht entziehen, auch wenn der „Dresdner Koch“ selbstbewusst noch eine „Braune Grundsauce“ hinzukomponiert. Doch im Allgemeinen wird in den Texten eher ein Parallelismus angestrebt von französischer, sächsischer, „teutscher“ und der damals noch hochangesehenen englischen Küche. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass in Sachsen und seiner Residenz Dresden vielleicht noch ältere spätbarocke Vorbilder nachwirkten und der seit dem Wiener Kongress ganz Europa in den Bann ziehenden Frankreichmode in gewisser Weise Paroli boten. Da wäre der habsburgische Einfluss des benachbarten Königreichs Böhmen und Schlesiens ebenso zu nennen wie die prestigereiche polnische Tafel: So waren auf polnische Art mit Bier gemästete Kapaune die Leibspeise von August dem Starken, der ab 1697 auch Rex Poloniae war. Dazu kommt die starke Präsenz italienischer und Graubündner Wein- und Caféstuben in Dresden und ein ausgeprägter Stolz auf die heimische Küche, der vielleicht typisch für Sachsen ist, den „Hort der Schleckerey“ (Carl Friedrich von Rumohr). So scheint das deutsch-französische Kochduell, das sich 1754 Baron Wetzels am Hof der sächsischen Kurprinzessin auf Augenhöhe mit zwei hugenottischen Generälen lieferte, unentschieden ausgegangen zu sein: „Katzengeschrey von Kalbfleisch“ und „Kräutersalat mit Gelbeiern“ konnten mithalten mit „Blanquette von der Pute“ und „Fasanen au Millerot“. Allerdings sei vor voreiligen Schlüssen gewarnt. Auch die französische Küche des Klassizismus huldigt bei ihren Rezeptbezeichnungen einem (Adels-)Internationalismus im Stile Carêmes.

Wie wenig fundiert das werbeträchtige Jonglieren mit französischen Bezeichnungen war, kann man an eigenwilligen Verschreibungen feststellen, etwa der „sauce mogonaise“ für Mayonnaise. Zugleich schmunzeln wir heute über Eindeutschungen wie „Weiße Oehl-Sauce“

oder „in Reichensauce“ für „à la financière“. En passant liefert der Autor eine Fülle von geistreichen Detailbeobachtungen, sei es zur historischen Stellung der Suppe oder des Desserts oder zum Gewürzwandel. Oder Trouvaillen zur Schnitzelkultur: In Brösel und Ei panierte Schnitzel und Koteletts tauchen in diesen sächsischen Kochbüchern offensichtlich früher auf als in Wiener Kochbüchern, wenn auch später als das „Gebachene auf Flamändisch“, das „Urschnitzel“ des Münchener Kochs Jean Neubauer (1774).

Was so gut wie nicht angesprochen wird, ist die angesichts nationalistischer Tendenzen und heraufziehender Erbfeindschaft naheliegende Frage, inwieweit es in Dresden Skepsis oder Vorbehalte gegenüber französischer Küche gegeben hat, wie sie etwa der sächsische Freiherr und Gastosoph Carl Friedrich von Rumohr mit seiner Kritik an den dekadenten „Nachäffungen“ und Übermischungen“ der französischen Kochkunst äußert.

Mag sein, dass das Forschungsthema, das Studium von Verwaltungsakten und frühen Anzeigen dazu kaum Quellen liefert und das Gastgewerbe die modischen Tendenzen williger aufgriff als kritisierende deutschtümelnende Intellektuelle – es könnte aber auch sein, dass dieser frankophobe Antagonismus eben eher preußisch eingefärbt war und im kulinarisch aufgeschlossenen Sachsen ähnlich wie in Wien und Österreich kaum eine Rolle gespielt hat.

Insgesamt gelingt es dem Verfasser, ein gründlich durchrecherchiertes und von wissenschaftlicher Präzision statt bloßer heimatkundlicher Nostalgie geprägtes Stück Dresden-Literatur zu präsentieren, das zugleich ein wertvolles Mosaiksteinchen bildet, wenn es darum geht, den Aufstieg des Restaurants von der Pariser Institution zum gesamteuropäischen Phänomen der bürgerlichen Gesellschaft zu dokumentieren. Immerhin erklärten um 1850 noch zwei Drittel der französischen Departements, über keine Restaurants zu verfügen (sondern eben nur über traditionelle „auberges“)! Gerade die Tatsache, dass Speisen à la carte bereits in den 1820ern in Dresden eingeführt wird, belegt somit den übernationalen Rang der urbanen Kultur der Wettiner Elb-Residenz des Königreichs Sachsen. So können auch Leser, die nicht vordergründig mit Dresdner Heimatgeschichte vertraut sind, das Werk als aufschlussreiche Fallstudie der anbrechenden kulinarischen Moderne konsultieren.

Peter Peter, München

Laura Schmidt: Weihnachtliches Theater. Zur Entstehung und Geschichte einer bürgerlichen Fest- und Theaterkultur. Bielefeld: transcript, 2017. 398 S. m. zahlr. Abb.

Die Dramaturgin *Laura Schmidt* hat dem „Weihnachtlichen Theater“ im Vorjahr ihre Dissertation gewidmet, die dem fakten- und umfangreichen Buch zugrunde liegt. Die Arbeit zeigt auf, welche weihnachtlichen dramatischen Texte zwischen dem ausgehenden 18. Jahr-

hundert und dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind und wie sie sich zur veränderten weihnachtlichen Festkultur verhalten.

Erst um die Wende zum 19. Jahrhundert etablierte sich Weihnachten als Familienfest. Der Heilige Abend wurde zum säkularen Bescherfest für die Kinder. Für das Christfest entstanden Kinderschauspiele, Musiktheater und Weihnachtsmärchen. „Im Rahmen eines radikalen Paradigmenwechsels wandert das ursprünglich vorrangig kirchliche Fest in die bürgerlichen Wohnzimmer. Das moderne Verständnis der weihnachtlichen Festpraxis ist zugleich Ausdruck einer zur Leitkultur werdenden Bürgerkultur. Zeitgleich beginnt sich auch das Theater zu einem Leitmedium bürgerlicher Kultur zu entwickeln“, schreibt Laura Schmidt.

Die „Beziehungsgeschichte von Weihnachtsfest und Weihnachtstheater“ beginnt mit der Vorstellung von „Heiligabend als cultural performance“. Bei den familiären Festpraktiken, die sich im 19. Jahrhundert herausbildeten, fand die Autorin „ein beträchtliches Maß an Theatralität“. Die Familie inszenierte sich meist im Wohnzimmer. Die handelnden Personen waren Eltern, Kinder – sie spielten die Hauptrolle – und weitere Verwandte. Manchmal trat der Weihnachtsmann als Bescherfigur auf. Die Eltern wirkten als Spielleiter, Organisatoren und Darsteller, Kinder und Gäste fungierten zugleich als Mitspieler und Publikum. Unabdingbar waren Requisiten und Ausstattungsgegenstände wie Geschenke, Christbaum, Dekorationen, Duft, Licht, Musik und so weiter. Die Dramaturgie wirkte ritualisiert: Glöckchenläuten, Bescherung, Vortragen von Liedern, Gedichten, Weihnachtsevangelium. Festessen und Kirchenbesuch durften nicht fehlen. „Weihnachten als zutiefst bürgerliches Fest sucht keinen Exzess. [...] Es möchte Humanität, Liebe, Freiheit und Erziehung erfahrbar machen.“ Weihnachtslieder trugen wesentlich zur besinnlichen Stimmung bei. (Dabei überrascht, dass gerade „das“ Weihnachtslied, das 200-jährige „Stille Nacht“, in der Aufzählung fehlt.) Die damals neue familiäre Festgestaltung spiegelt sich in Theaterstücken, die in der Weihnachtszeit gespielt wurden.

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre interessierten sich Forscher für Volksschauspiele, die sie aufzeichneten, bearbeiteten und veröffentlichten. Dahinter standen verschiedene Interessen, wie Dokumentation, nationale und religiöse Intentionen. Künstler, Laienspielgruppen, aber auch die Anthroposophen um Rudolf Steiner fanden Gefallen an den überlieferten Texten und führten sie auf. Zu den Stoffen zählten Hirten- und Krippenspiele, das Salzburger Paradeispiel, Krippenspiele aus Tirol und Oberösterreich. Besonders bekannt ist das Oberuferer Weihnachtsspiel aus einer deutschen Sprachinsel bei Bratislava. Die mittelalterliche Legende von der Himmelspfortnerin diente als Stoff einer Pantomime, zu der Engelbert Humperdinck die Musik schrieb. Max Reinhardt inszenierte weltweit und mit immensem Erfolg. Es geht um eine Nonne, die aus dem Kloster flieht und reumütig mit ihrem uneheleichen Kind zurückkehrt. Während ihrer Abwesenheit vertritt sie, unbemerkt, die Muttergottes. „Das Wunder“, so der Titel des Stückes, transformiert den toten

Säugling in das Christuskind. (In ihrem Kommentar teilt die Theaterwissenschaftlerin den weit verbreiteten Irrtum der Verwechslung von unbefleckter Empfängnis und Jungfrauengeburt).

Weiters widmet sich die Autorin der Entwicklung des Weihnachtstheaters im Deutschen Kaiserreich, im Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und im Kontext der Arbeiterbewegung. Ein „Sonnwendspiel“ für Jugendliche macht die Umgestaltung Weihnachtens in ein sozialistisches Fest zum Thema: „Wir wollen neue Festformen schaffen“, heißt es darin und: „Weg mit den Symbolen“. Was bleibt, ist die Lichtmetaphorik. In ihrem Resümee verfolgt die Autorin das Weihnachtstheater bis in die Gegenwart. So ließ der deutsche Theologe und Kunstexperte Friedhelm Mennekes die Engel seines Krippenspiels in Köln auf einer Seilrutsche durch eine gotische Basilika fliegen. Im Musical „Anton“ endet der Schluss-Song: „Das hier ist ein Weihnachtsmärchen, da will man Poesie. [...] Da wünscht man sich ein Happy End in froher Harmonie.“

Helga Maria Wolf, Wien

Martina Winkler: Kindheitsgeschichte. Eine Einführung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017. 240 S. m. Abb.

Bei dem Buch handelt es sich ganz überwiegend um einen Überblick über die Geschichte der Wahrnehmung von und der Diskurse über Kindheit anhand der Forschungsliteratur, also um den sich verändernden Blick auf das Kinderleben und dies vor allem in Westeuropa und Nordamerika, nicht, wie man auch vermuten könnte, um eine Geschichte des Lebens von Kindern.

Das Buch ist großenteils chronologisch aufgebaut. Es beginnt mit Kindheiten im Mittelalter und endet mit dem 20. Jahrhundert. Entsprechend der differentiellen Quellen- und Forschungslage handelt es sich um unterschiedlich umfangreiche Kapitel, in denen die wichtigsten Erkenntnisse und theoretischen Debatten nachgezeichnet werden. Daneben gibt es fünf Kapitel zu ausgewählten Einzelthemen, beispielsweise „Dualistische Kindheitskonzepte“, „Kinderliteratur“, „Globalgeschichte der Kindheit“. In einer längeren Einleitung erläutert *Martina Winkler* die Begrifflichkeiten und Intention ihrer „Einführung“. Grundlegend für die Darstellung ist die Auffassung von Kindheit als einer sozialen und kulturellen Konstruktion (10), die dem historischen Wandel unterliegt und in allgemeine historische Prozesse eingebettet ist (48). Dieser Gedanke wird in den einzelnen Kapiteln immer wieder aufgenommen. Vorgeschaltet vor die chronologische Darstellung ist ein Kapitel über den „Gründervater“ der Kindheitsgeschichte: Philippe Ariès. Winkler referiert seine zentralen Thesen und die Positionen seiner Kritiker. Mit ihnen geht sie davon aus, dass Ariès' These, die Menschen des Mittelalters hätten „kein Verhältnis zur Kindheit“ gehabt (19), nicht zutrifft. Dennoch wird auch in Winklers eigener Darstellung die tiefgreifende Veränderung sichtbar, die seit dem 17., mehr noch dem 18. Jahr-

hundert im Denken über Kinder und der Beschäftigung mit Kindern stattgefunden hat. Dazu beigetragen haben wichtige Entwicklungen. Winkler nennt hier vor allem den Buchdruck, durch den Diskussionen über Erziehung angeregt und verbreitet wurden, die Reformation mit ihrem Bildungsimpetus, aber auch das Interesse des in diesem Zeitraum entstehenden modernen Staates an seiner Bevölkerung. Im 18. Jahrhundert bildeten sich für Kinder zuständige Experten heraus: nicht nur Lehrer und Erzieher, sondern auch Mediziner, die dann im 19. Jahrhundert großen Einfluss erlangten. Das Kapitel über „Das lange 19. Jahrhundert“ startet mit einer, angesichts der Bedeutung für die weitere Entwicklung, sehr knappen Skizze der bürgerlichen Familie und der bürgerlichen Kindheit. Viel Raum nimmt die Kinderarbeit ein, zu der Winkler eine differenzierte Position entwickelt. Das Kapitel über das 20. Jahrhundert ist am längsten, aber auch heterogen. Eine Darstellung von Ellen Keys Buch „Das Jahrhundert des Kindes“ öffnet den Blick für Fragen nach dem „Wert des Kindes“ sowie nach dem Verhältnis von Staat beziehungsweise Nation zu Kindern. In diesem Zusammenhang werden der Nationalsozialismus, Kriege und Vertreibungen sowie die Nachkriegszeit behandelt. Ein längerer Abschnitt befasst sich mit Kindheit in der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten. Da es sich bei dem Buch vor allem um eine Einführung für Studierende handelt, gibt es immer wieder grafisch hervorgehobene Blöcke im Text, die kurze Informationen zu wichtigen Autoren, theoretischen Konzepten und Begriffen enthalten, beispielsweise „Schwarze Pädagogik“, „gute Policy“, „Kameralismus“, „Romantik“, „Reformpädagogik“. Erfreulich sind weiterhin die Hinweise auf die für die Kindheitsforschung wichtigen sozialwissenschaftlichen Theorien von Michel Foucault und Norbert Elias; auch andere Autoren werden vorgestellt. Insgesamt gibt der Band einen nützlichen Überblick für alle diejenigen, die sich der Geschichte der Kindheitskonzepte nähern wollen.

Winkler arbeitet sehr stark mit englischsprachiger Literatur. Das ist kein Fehler. Leider kommt aber meines Erachtens die umfängliche deutschsprachige Literatur zu kurz. Für eine mögliche Neuauflage sollte die Zitaton überarbeitet werden. Sofern es sich nicht um wörtliche Zitate handelt, gibt Winkler oft nur einen generellen Hinweis auf die entsprechende Veröffentlichung. Das ist wenig hilfreich, wenn man gezielt weiterlesen will. Leider fehlt gelegentlich auch bei wörtlichen Zitaten die Seitenangabe. Diese Ungenauigkeiten, die man Studierenden nicht durchgehen lassen würde, muss sich auch das Lektorat anrechnen lassen.

Heidi Rosenbaum, Göttingen

Jan Carstensen (Hg.): Ene, mene, muh ... Dinge der Kindheit. Münster: Ardey, 2017. 143 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold – Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, Bd. 39).

Es ist nicht mehr so einfach, neue Titel für die zahlreichen Spielzeug-Ausstellungen zu finden, die in den letzten Jahren in Museen gezeigt wurden und weiterhin werden. Im Freilichtmuseum Detmold wurde als Untertitel der etwas irreführende Begriff „Dinge der Kindheit“ gewählt, was wohl der ursprünglichen Intention der Ausstellungsmacher entsprach, die durch öffentliche Aufrufe eben solche „Dinge der Kindheit“ in ihr Haus bekommen wollten. Die eingereichten Objekte stellten sich dann samt und sonders als Spielsachen heraus. Und das führt direkt zu dem im Grußwort der LWL-Kulturdezernentin, im Editorial des Museumsdirektors und im einleitenden Beitrag einer wissenschaftlichen Volontärin des Freilichtmuseums arg strapazierten Begriff des partizipativen Ausstellungsprojekts. Rund einhundert Objekte wurden eingereicht, sie sollten mit ganz besonderen, einmaligen, berührenden Erzählungen verknüpft sein. Diese sehr persönlichen Geschichten sollten Auskunft geben über Familienverhältnisse und Bildungshintergründe, Konsumverhalten und soziale Situationen, über Zukunftsvisionen und Alltagsträume, über Vorlieben und Ressentiments. Dass die Objekte allesamt aus dem 20. Jahrhundert stammen, versteht sich bei diesen Vorgaben von selbst; sie reichen bis in die digitalen Spielwelten hinein. Da empfindet man es als sehr schade, dass die ausdrücklich als den Objekten sozusagen gleichwertig erachteten Geschichten nicht auf dem vielen freien Platz des geradezu verschwenderisch großformatigen Kataloges, sozusagen in einer bewussten Einheit mit dem jeweiligen Spielzeug, abgedruckt sind, sondern sich, zusammen mit den Materialangaben, in einem hinten angehängten Katalogteil verstecken und mühsam gesucht werden müssen. Als Bildunterschriften findet man dagegen eine knappe Mischung aus eher kindgerechten Überschriften und rudimentären Objektangaben.

Ein zweiter Aufsatz, auch er von einem Volontär geschrieben, befasst sich mit der Entwicklung des als Innovation der Nachkriegszeit geschilderten Kinderzimmers, die gleichzeitig mit dem Verschwinden einer ausgeprägten Klassengesellschaft zu beobachten ist und ihren Niederschlag im sozialen Wohnungsbau der 1960er Jahre fand. Mit seinem Fokus auf Radio und Fernsehen und schließlich auf Computer und Playstations im Kinderzimmer führt dieser Beitrag in die unmittelbare Gegenwart.

Der folgende Beitrag, ebenso knapp wie die drei anderen und vom selben Autor stammend, befasst sich mit selbstgemachtem Spielzeug der Kriegs- und Nachkriegsjahre und stellt einerseits fest, dass die meist aus schlechten Materialien und mit oft unzulänglichem Geschick, aber viel Zuneigung angefertigten Notspielsachen nach 1948 rasch durch die ersten industriell gefertigten Nachfolger ersetzt wurden, dass aber andererseits in vielen Familien gerade diese mit starken Emotionen behafteten Spielsachen besonders sorgfältig aufbewahrt

wurden. Meist haben sie auch die interessantesten Geschichten zu erzählen.

Eine dritte Volontärin befasst sich schließlich mit den neuen Medien im Leben von Kindern und Jugendlichen und kommt zu dem Schluss, dass für Kinder heute alles Digitale selbstverständlich und alltäglich ist und sie darin ihren Eltern überlegen sind.

Der Katalog „Ene, mene, muh“ blendet auf den ersten Blick mit seinem äußerst großzügigen Layout, seinem Überformat, den guten farbigen Abbildungen. Doch weder rechtfertigt die Auswahl der gezeigten und bearbeiteten Objekte diesen Aufwand noch werden die knappen Texte dem durch den äußeren Anschein hervorgerufenen Anspruch gerecht.

Nina Gockerell, München

Jürgen Schlumbohm: Verbotene Liebe, verborgene Kinder. Das Geheime Buch des Göttinger Geburtshospitals 1794–1857. Göttingen: Wallstein, 2018. 192 S. m. 20 Abb., z.T. farbig. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 296).

Seiner großartigen Monographie über das Göttinger Entbindungshospital,¹ die aus langjährigen Forschungen zur Alltags-, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte der Geburt und Geburtshilfe erwachsen ist, hat der international renommierte Historiker *Jürgen Schlumbohm* nun noch eine Analyse der in dieser universitären Institution praktizierten „heimlichen“ Geburten hinzugefügt. Hauptquelle ist ein erst kürzlich aus Privatbesitz aufgetauchtes „Geheimes Buch“, in das Friedrich Benjamin Osiander, Leiter des Göttinger Geburtshospitals, wie auch seine beiden Nachfolger 27 Fallberichte eintrugen. Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren zwischen 1794 und 1856/57. Zusammen mit einem zugehörigen Konvolut von Briefen und Belegen erhellen sie, vor welchem Hintergrund – neben der kostenlosen Versorgung unverheirateter und armer Gebärender zur Ausbildung von Medizinstudenten und Hebammen – auch Schwangere aufgenommen wurden, die für ihre Unterkunft (Einzelzimmer) und Betreuung erhebliche Gebühren zahlten und sich so das Privileg einer Entbindung unter Pseudonym erkaufen. Verbunden mit dem Angebot der Geheimhaltung war nicht zuletzt die Freistellung von der Verpflichtung, als Übungsobjekt für die Studenten zu fungieren (Entbindung allein durch den Professor und die Hospitalhebamme), sowie die Möglichkeit, auch und insbesondere in der Personenstandsurkunde, dem Kirchenbuch, falsche Angaben zu machen und auf diese Weise die Abstammung des Kinds zu verschleiern.

Solche Diskretion stellt den Historiker, der nach den Motiven der geheim Gebärenden wie auch nach den Folgen einer heimlichen Geburt für Mütter, Väter und ihre verschwiegenen Kinder fragt, vor beträchtliche Herausforderungen, zumal Osiander bei seinen Einträgen die Personalien im Nachhinein durch Streichungen teilweise unleserlich gemacht hat. Jürgen Schlumbohm hat

mit allen erdenklichen Techniken versucht, die – im offiziellen Dokument verschleierte, dem Hospitaldirektor jedoch häufig anvertrauten – persönlichen Daten zu entziffern: Als dies weder mit Quarzlampen noch mit Bildbearbeitung, Multispektralaufnahmen und den Tatortlampen der Kriminalpolizei gelang, blieb am Ende nur „das uralte Handwerkszeug des Historikers: Buchstabe für Buchstabe zu betrachten und zu vergleichen“ (13). Die Mühe hat sich, das sei hier vorweggenommen, unbedingt gelohnt: Das außergewöhnliche Quellenkorpus ermöglicht einen Einstieg in die Erforschung verborgener Lebenswelten, über welche die gewöhnlich verfügbaren Quellen keine Auskunft geben. Darüber hinaus ist der Einblick in einst bestehende, zunehmend eingeschränkte Freiräume für heimliche Geburten angesichts der heute stattfindenden Kontroversen um die „vertrauliche“ sowie die „anonyme“ Geburt auch von aktuellem Interesse.

„Geduldige Analyse und mutiges Raten“ (24), ergänzt durch ebenso umfassende wie scharfsinnige (archivalische) Recherchen, bescherten in nicht wenigen Fällen (Be-)Funde, die beeindrucken – auch wenn, nein, gerade weil einige Geheimnisse gewahrt bleiben. Wie Perlen an einer Schnur reihen sich weit über die Informationen der Quellentexte hinaus rekonstruierte und in ihren jeweiligen Kontexten erläuterte Fallgeschichten aus ganz unterschiedlichen Milieus aneinander. Aufgrund des fest umrissenen Quellenkorpus war es möglich, bei der historischen Aufarbeitung des Einzelfalls in die Tiefe zu gehen und ihn dann aufgrund der „seriellen“ Anordnung mit ähnlichen Fällen vergleichen zu können. Einfühlsam und mit Respekt vor vergangenen Lebensentwürfen werden sehr unterschiedliche Beziehungen der heimlich Gebärenden zu den Kindsvätern beleuchtet sowie die ausdifferenzierten, von der Handlungsmacht der historischen AkteurInnen zeugenden Geheimhaltungsstrategien. Sie reichen vom Aushandeln der diskreten Aufnahme ins Göttinger Hospital über zumeist männliche Mittler (Kindsvater, Verwandte, Ärzte) und dem Hinterlegen von Sicherheitsleistungen für den Fall eines Versterbens der Mutter bis zur Suche nach Pflegeeltern und der – ebenfalls über intermediäre Personen erfolgenden – Auszahlung des Pflegegelds. Lediglich hinsichtlich der gewöhnlich in Raten erfolgenden Bezahlung dieses Kostgelds insistierte man auf den richtigen Personalangaben einer Vertrauensperson. Das geschah freilich keineswegs im Sinne des gegenwärtig diskutierten Rechts des Kindes auf Informationen über seine Abstammung, sondern ausschließlich im Hinblick auf die Sicherung seines Unterhalts bis etwa zum 14. Lebensjahr.

Wie zu erwarten war, handelte es sich bei den heimlichen Entbindungen bis auf eine Ausnahme, bei der die voreheliche Zeugung verdunkelt werden musste, stets um außereheliche Geburten, die zur Rettung des eigenen Rufs und der Familienehre verborgen wurden. Die Schwangeren, keineswegs nur Opfer, sondern auch aktiv Handelnde, nutzten das Hospital für ihre Zwecke. Oft reisten sie von weit entfernten Orten an, nicht selten geraume Zeit vor dem Geburtstermin, um so die Schwangerschaft am eigenen Wohnort zu verheimlichen. Das

Hospital hatte die Funktion, „Regelverstöße gewissermaßen einzuhegen. Die Norm war zwar durchbrochen, durch Verheimlichung aber zugleich bestätigt.“ (179) Vieles deutet darauf hin, dass die Väter zum Teil verheiratet waren und ihnen daher Geheimhaltung noch wichtiger war als den Müttern, denen die Trennung von ihrem Kind mitunter durchaus schwerfiel. Die in Pflege gegebenen Kinder – ihr Lebensweg konnte in einem Viertel der Fälle zumindest umrisshaft erhellt werden – wurden auch nicht immer komplett verleugnet, in Einzelfällen sogar zu einem späteren Zeitpunkt in eine inzwischen gegründete Familie aufgenommen.

Motive und Hoffnungen, deretwegen zahlungskräftige Männer und Frauen aus den mittleren Schichten der Gesellschaft das Angebot des Göttinger Hospitals annahmen, erweisen sich in Schlumbohms subtiler Analyse als durchaus vielfältig. Die mikrohistorische Perspektive gibt – Rekonstruktion ist immer auch Konstruktion – Mehrdeutigem Raum und verdeckt weder die Heterogenität der Fälle noch Leerstellen und offene Fragen. Sachlich und präzise wird abgewogen, inwieweit sich die auf der Mikroebene gewonnenen Erkenntnisse verallgemeinern lassen – das epistemische Potential von Fallstudien wird hier deutlich. Im Spannungsfeld zwischen Allgemeinem und Besonderem wie auch zwischen empirischem Bezug und – überaus gelungener – narrativer Darstellung zeichnet sich die Untersuchung von Jürgen Schlumbohm durch eine von außerordentlicher Transparenz und Selbstreflexion gekennzeichnete Forschungspraxis aus. Sie ist ein wissenschaftliches Vorbild.

Anmerkung

¹ Jürgen Schlumbohm: *Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830*. Göttingen 2012.

Waltraud Pulz, München

Marita Metz-Becker: *Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert (1770–1870)*. Sulzbach am Taunus: Ulrike Helmer, 2016. 254 S. m. 12 Abb.

Das Buch behandelt fast hundert Fälle von Kindstötung in Hessen, die in die Zeit von 1770 bis 1870 fallen; hinzu kommen einzelne Abtreibungen und Kindesaussetzungen ohne Tötungsabsicht. Die Arbeit beruht auf den Prozessakten im Staatsarchiv Marburg, von denen die Autorin in früheren Veröffentlichungen nur einen kleinen Teil benutzt hatte.¹ Ergänzend werden einige Titel aus der Forschungsliteratur berücksichtigt.

Einleitend (7–37) nähert sich die Verfasserin ihrem Thema, indem sie ausgewählte Aspekte aus dem bekannten Umfeld referiert: die intensive Auseinandersetzung mit der Kindsmord-Problematik in der Publizistik der deutschen Aufklärung sowie bei den Dichtern des Sturm und Drang und insbesondere bei Goethe. Außerdem werden die Sanktionen der weltlichen und geistlichen

Obrigkeiten gegen verschiedene Formen außerehelicher Sexualität angesprochen. Dabei kann der Leser den Eindruck gewinnen, dass das reformierte Hessen-Kassel besonders rigide verfuhr, indem es noch im späten 18. Jahrhundert „antizipierten Beischlaf“ trotz inzwischen erfolgter Eheschließung mit Gefängnis bestrafte (23). Diesen Teil beschließen Ausführungen zu den Geburtshospitälern, die in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden; ausführlich hervorgehoben wird die in diesen Anstalten oft extensiv geübte Praxis operativer Geburtshilfe.

Kern des Buches (38–158) sind kurze Fallgeschichten aller Kindstötungen, die sich in den Gerichtsakten des Staatsarchivs Marburg finden. Angeordnet sind sie nicht chronologisch, sondern alphabetisch nach dem Nachnamen der Angeklagten. Während die Akten nicht selten einige hundert Seiten stark sind, umfassen die Regesten im Buch durchschnittlich eine gute Seite, manchmal wenige Zeilen, bisweilen vier oder fünf Seiten. Oft werden aussagestarke wörtliche Zitate aus den Prozessakten wiedergegeben. Der Leser, der diese düstere Galerie vollständig durchmustert, wird belohnt durch eine Fülle interessanter Hinweise zu vielen Aspekten des Problems, zum Beispiel zu den mehr oder weniger erfolgreichen Strategien der Gebärenden, Schwangerschaft, Geburt, Kindstötung und -leiche zu verheimlichen. Offen bleibt bisweilen, ob die Frauen – es handelt sich ganz überwiegend um Mägde und Tagelöhnerinnen – nur ihrer Umgebung und dem Gericht weismachen wollten oder auch sich selbst einredeten, dass sie kein Kind erwarteten, sondern nur ihr „Monatliches stockte“, dass sie kein Menschlein in die Welt setzten, sondern ein „Klumpen Geblüt“, eine „unbekannte Masse“ aus ihnen fuhr (115, 119). Auch die Paarbeziehung wird in ihrer Vielgestaltigkeit beleuchtet. Hier reicht die Bandbreite von der Vergewaltigung durch einen Unbekannten und der Nötigung durch den verheirateten Dienstherrn über mehr oder weniger dauerhafte Beziehungen zu Knechten, Gesellen oder Soldaten bis zu dem Paar, das fünf gemeinsame Kinder hatte, aber durch die Gemeinde mittels des restriktiven hessischen Ehe- und Heimatrechts an der Heirat gehindert wurde (58). Hier könnte die Literatur zum kurhessischen Armenwesen weitere Erhellung bringen.² Immer wieder kommt das Verhalten des Mitgesindes zur Sprache; es pendelt zwischen Denunziation, wie sie von der Obrigkeit gefordert war, und stillschweigender Solidarität, die eine im selben Zimmer schlafende Mitmagd leistete, indem sie nichts von der Geburt bemerkte (96). Ziel der Gebärenden war immer, die Niederkunft und das Neugeborene zu verheimlichen. Die Frauen, denen man in den Strafprozessakten begegnet, griffen zu diesem Zweck zum letzten Mittel und töteten ihr Kind. Wo Geburtshospitälern ihren Patientinnen Anonymität zusicherten und ein benachbartes Findelhaus die Kleinen aufnahm, wie etwa in Wien, Paris und zeitweilig Kassel, konnten Frauen mit Hilfe dieser Institutionen denselben Zweck erreichen – wobei die exorbitante Säuglingssterblichkeit der Findelanstalten für einen Großteil der Kinder zu einem ebenso fatalen Ergebnis führte. Wo kein solches Heim die Neugeborenen aufnahm, ge-

währte bisweilen eine Entbindungsklinik dem kleinen Kreis der bemittelten und zahlenden Gebärenden sowie den Vätern ihrer Kinder die ersehnte Heimlichkeit und half beim Verbergen der Kinder in Pflegefamilien.³ Gegen Ende werden noch einige Aspekte zum Hintergrund der Kindstötungen skizziert, etwa die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, Bevölkerungsentwicklung, Unehelichenquote und Schulwesen in Deutschland und Hessen (164 ff.). Auch ein Exkurs zu dem viel diskutierten Problem der Historizität von Mutterliebe findet sich hier (208–215), freilich ohne vertiefte Interpretation der Anzeichen von Gefühlsregungen in den hessischen Fallgeschichten. War es Mutterliebe, wenn eine Frau ihrem Kind noch einmal die Brust gab, es „noch eine Viertelstunde“ herzte, bevor sie es ins Wasser warf, oder wenn sie das tote Kind eine volle Stunde auf dem Schoß hielt und „wohl 20mal“ küsste (45, 146, 222)?

Schließlich stellt die Autorin einige Exzerpte aus den Fallgeschichten zusammen zu Fragen nach dem Ort des Geschehens (201–207) sowie zum Verlauf der Ermittlungen und Prozesse (216–230).

Hier und da mag der Leser bedauern, dass die Verfasserin keine ergänzenden Quellen zu den Prozessakten benutzt hat (Ausnahme: 125). So hätte man gern gewusst, ob die Frau nach verbüßter Strafe in die Ehe zurückkehren konnte, die unmittelbar vor der Hochzeit entgegen umlaufenden Gerüchten von einem Mediziner für nicht schwanger befunden wurde, aber drei Monate danach das uneheliche Kind eines anderen gebar und wegen dessen Tötung zu viereinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurde (109 f.). Trotzdem breitet das Buch ein reiches Material aus. Obwohl in einzelnen Fallgeschichten die eine oder andere Standardinformation fehlt (Datum, Alter u. a.), ist das Corpus der fast hundert Regesten durchaus auch für weiterführende Analysen geeignet. So ließen sich manche Aussagen durch Zahlen präzisieren, etwa die, dass „viele“ von den Kindsmörderinnen selbst unehelich geboren waren (169), dass „oft“ nicht das erste illegitime Kind getötet wurde, sondern erst ein späteres (170), dass „viele“ Kindsmörderinnen nicht einmal ihren Namen schreiben konnten (172), dass sie „oft“ nicht den vollen Namen des Kindsvaters kannten (184), dass „viele“ aussagten, Mittel zur Wiederherstellung der Menstruation gebraucht zu haben (187), und dass „viele“ von den Täterinnen in einem Geburtshospital entbunden worden waren (164). Über den Ausgang der Prozesse, die verhängten Strafen, Erfolg oder Misserfolg in der Berufungsinstanz und bei späteren Gnadengesuchen wäre ein quantifizierter Überblick ebenso zu begrüßen wie zu der Frage nach Veränderungen im Laufe des hundertjährigen Untersuchungszeitraums. Insgesamt liefert die Arbeit eine willkommene Ergänzung der bisherigen Literatur zur Geschichte des Kindsmords.

Anmerkungen

¹ *Marita Metz-Becker*: Der verwaltete Körper. Die Medikalisation schwangerer Frauen in den Gebäuhäusern des

frühen 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1997, bes. S. 287–303, 325–327.

² *Susanne Grindel*: Armenpolitik und Staatlichkeit. Das öffentliche Armenwesen im Kurfürstentum Hessen (1803–1866). Darmstadt 2000.

³ *Verena Pawłowsky*: Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebärd- und Findelhaus in Wien 1784–1910. Innsbruck 2001; *Scarlett Beauvalet-Boutouyrie*: Naître à l'hôpital au XIX^e siècle. Paris 1999; *Christina Vanja*: Das Kasseler Accouchier- und Findelhaus 1763 bis 1787: Ziele und Grenzen „vernünftigen Mitleidens“ mit Gebärenden und Kindern. In: Jürgen Schlumbohm u. Claudia Wiesemann (Hgg.): Die Entstehung der Geburtsklinik in Deutschland 1751–1850: Göttingen, Kassel, Braunschweig. Göttingen 2004, S. 96–126; *Jürgen Schlumbohm*: Verbotene Liebe, verborgene Kinder. Das Geheime Buch des Göttinger Geburtshospitals 1794–1857. Göttingen 2018.

Jürgen Schlumbohm, Göttingen

Silja Kai Foshag: „Es seye eine Forcht, was sie gestohlen ...“. Leben und Persönlichkeit der 1788 zu Oberdischingen hingerichteten „Erzdiebin“ und „Landvagantin“ Elisabetha Gassnerin, genannt Schwarze Lies. Kehl am Rhein: Morstadt, 2017. 596 S. m. Abb., z. T. farbig, 4 Tab. (Historische Zeitbilder, Bd. 9).

Oberdischingen liegt 15 Kilometer südwestlich von Ulm im Alb-Donau-Kreis in Baden-Württemberg. Wer sich über die kleine, rund 2000 Einwohner zählende Gemeinde näher informieren möchte, findet entsprechende Angaben schnell und einfach in Wikipedia. Das Online-Lexikon enthält dabei auch eine Liste der „Söhne und Töchter der Gemeinde“, die drei Personen nennt: den „Bandenjäger“ Franz Ludwig Schenk von Castell (1736–1821), den Mediziner und Königlichen Badesarzt Wilhelm Theodor von Renz (1834–1896) und den Etymologen Josef Karlmann Brechenmacher (1877–1960). Elisabetha Gassner (1747–1788) ist nicht dabei, obwohl sie, im Volksmund besser als die Schwarze Lies bekannt, einst „so manche Rolle auf dem großen Welttheater gespielt“ hat. Am 16. Juli 1788 endete ihr Leben im reichshochgräflichen Herrschaftssitz Oberdischingen durch die Hand des Scharfrichters. An ihrem Todesurteil änderte auch die Tatsache, dass sie siebenfache Mutter und ihr jüngstes Kind gerade mal eineinhalb Jahre alt war, nichts.

Die Justiz, die nach ihr mit großem Beamten- und Kostenaufwand hatte fahnden lassen, verbuchte die „Unschädlichmachung“ der Elisabetha Gassnerin als großen Erfolg, ging doch seinerzeit eine schaurige Faszination von ihr aus, dieser „Meisterin im Stehlen vor allen anderen“, die ihr diebisches Handwerk mit einer solchen Fertigkeit beherrschte, „dass man meine, sie könne das Hexenwerk“. Mit einem Strafregister, das die vergleichsweise hohe Anzahl von rund 300 Taten, zumeist Taschendiebstähle, aber auch acht Einbrüche, umfasst, ist Elisabetha Gassnerin nicht nur die aktivste der heute bekannten historischen Gaunerinnen, sondern auch eine der aktivsten historischen Gaunergestalten überhaupt. Da ihr Name schon in der älteren Literatur in einem Atemzug mit dem eines „Schinderhannes“ (Jo-

hannes Bückler), eines „Schwarzen Veri“ (Franz Xaver Hohenleiter) oder eines „Hannikel“ (Jakob Reinhardt) genannt wird, ist es nicht verwunderlich, dass auch bei ihr die düstere Legendenbildung um ein Leben „in wilder Diebsfreiheit“ nicht lange ausblieb.

Doch was für ein Mensch und Schicksal verbergen sich hinter dem Fall Elisabetha Gassnerin? Nachdem sich bereits 2000 Eva Wiebel in ihrem Beitrag „Die Schleiferbärbel und die Schwarze Lies. Leben und Lebensbeschreibungen zweier berüchtigter Gauerinnen des 18. Jahrhunderts“ (in: Andreas Blauert u. Gerd Schwerhoff [Hgg.]: Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne. Konstanz 2000, S. 759–800) mit Elisabetha Gassnerin auseinandersetzte, hat sich jüngst *Silja Kai Foshag* im Rahmen ihrer der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam 2016 vorgelegten Dissertation eingehend mit „Leben und Persönlichkeit der 1788 zu Oberdischingen hingerichteten ‚Erzdiebin‘ und ‚Landvagantin‘ Elisabetha Gassnerin, genannt Schwarze Lies“ beschäftigt. Gestützt auf zumeist handschriftliche Quellen, unter anderem aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem Staatsarchiv Augsburg, dem Archiv des Bistums Augsburg, dem Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg, dem Stadtarchiv Ulm sowie einer Reihe von Pfarrarchiven, ist die Autorin hierbei mit dem Ziel, die biographischen Spuren dieser Frau zusammenzutragen und ihren Lebensweg, ihre Lebensweise und ihre Persönlichkeit möglichst authentisch zu rekonstruieren, jedem noch so kleinen Hinweis in den Archiven nachgegangen. So ist es ihr gelungen, die Biographie von Elisabetha Gassner nahezu lückenlos nachzuzeichnen.

Ausgangspunkt der umfangreichen Recherchen von Foshag, die bereits 1998 im Rahmen ihrer Magisterarbeit an der Universität Freiburg „Die Lebens- und Erfahrungswelt von Marktdiebinen und Sackgreiferinnen im 18. Jahrhundert“ anhand von Verhörprotokollen dreier Prozesse aus Schwaben und dem Bodenseeraum untersuchte, war das 1138 Fragen und ebenso viele Antworten umfassende Verhörprotokoll aus dem Oberdischinger Prozess. Dazu kamen weitere, zum Teil neu entdeckte, zum Teil erstmals in eine solche Untersuchung einbezogene gerichtliche, grundherrschaftliche, pfarreiliche, kartografische und bildliche Quellen bis hin zu den im Ulmer Museum aufbewahrten Porträts der Eheleute Gassner, die sie mittels der historischen Bildkunde zum Sprechen brachte.

Auf diese Weise konnte die Autorin eine äußerst umfassende, außergewöhnlich detailreiche, tiefe Einblicke gewährende und zugleich spannend zu lesende Darstellung vorlegen, die die familiären Hintergründe, das soziale Umfeld, das Familien- und Beziehungsleben, die Selbstsicht und die persönlichen Motive, die äußeren Lebenswänge, die einzelnen Lebensstationen, die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie schließlich den kriminellen Werdegang und das kriminelle Profil sowie die zeitgenössische Wahrnehmung im Umfeld und in der Öffentlichkeit sowohl der Elisabetha Gassnerin als auch ihres Ehemannes Johannes und ihres späteren Lebensgefährten Matheis Ruttman, genannt Rieser Matheis, beleuchtet. Ergänzt wird ihre Arbeit durch einen umfang-

reichen Anhang, der eine Deliktchronologie (285–341), ein Verzeichnis der Biberberger Anwesen und ihrer Bewohner (342–382), eine Auflistung der Verhörprotokolle (383), eine vollständige und mit zahlreichen Anmerkungen versehene Transkription der Verhörprotokolle (384–550), eine genealogische Übersicht der Familien Langenwalder, Gassner und Ebner (551), einige Abbildungen (552–560), Abkürzungen, Glossar, Münzen, Längenmaße und Daten der Ostersonntage 1769–1788 (561–564), ein Quellenverzeichnis (565–572), ein Literaturverzeichnis (573–584) sowie ein kombiniertes Orts-, Personen- und Sachverzeichnis (585–596) enthält.

Wie Silja Kai Foshag zeigt, begann Elisabethas Lebensweg als Kind eines abgedankten Soldaten, der mit seiner Partnerin ein Leben als Teil der nichtsesshaften Bevölkerung führte, „am untersten Rand bzw. außerhalb der frühneuzeitlichen, ständisch strukturierten Gesellschaft und ohne ernstzunehmende Aussicht bzw. berechtigte Hoffnung auf soziale Eingliederung oder wirtschaftlichen Aufstieg“ (275). Nach dem frühen Tod ihres Vaters und dem Weggang ihres älteren Bruders übernahm Elisabetha früh schon die Verantwortung für sich und ihre Mutter. Durch Fleiß und eigene Arbeitskraft, das heißt durch die Fertigung baumwollener Strickstrümpfe und als Erntehelferin in der Landwirtschaft, sorgte sie für die tägliche Nahrung. Zugleich verfolgte sie Zukunftspläne, die eine Verbesserung ihrer Situation, sprich ein festes Haus, vorsah, weshalb sie ihre Partnersuche nicht in ihrem vagierenden Umfeld betrieb, sondern auf eine andere ihr vertraute Personengruppe richtete, nämlich den Soldatenstand, der mit einem Heimkehr- und Niederlassungsrecht ausgestattet war.

Nachdem ihr Mann, der Musketier Johannes Gassner, aus dem Militärdienst ausgeschieden war, blieben finanzielle Probleme nicht aus, woraufhin das Ehepaar das noch Fehlende zur Deckung ihres Bedarfs an Hausrat, Kleidung und Nahrung durch Diebstahl zu beschaffen begann. Dank ihrer großen Geschicklichkeit und stetig steigender Routine gelang es vor allem Elisabetha so nicht nur, die Familie mit allem Nötigen zu versorgen, sondern schließlich auch ein eigenes Haus zu kaufen, eine Sölde, die anfangs nur über einen kleinen Garten und einen Krautacker verfügte, dann aber durch Zukauf um zwei Felder zum Getreideanbau erweitert wurde. Das erhoffte gesellschaftliche Ansehen innerhalb des Dorfes blieb der Familie allerdings trotz nunmehriger Zugehörigkeit zur Söldnerschaft verwehrt. Zu sehr war ihr Ruf zwischenzeitlich durch Gerüchte, Gerede, einen bekannt gewordenen Viehdiebstahl und eine Anfang 1778 zuhause erfolgte Verhaftung Elisabethas belastet. Nach ihrer erneuten Festnahme 1781 brach Elisabetha aus dem Arrest aus und setzte sich, ihre nunmehr fünf Kinder im Alter von eineinhalb bis zirka dreizehn Jahren in der Obhut ihrer Mutter zurücklassend, an den Bodensee ab. Ihre weitere kriminelle Karriere endete letztlich in ihrer – erst durch den Verrat ihres bittere Rache nehmenden Ehemannes ermöglichte – Verhaftung und Verurteilung zum Tode.

Die mikrohistorische Studie von Silja Kai Foshag, die ein Einzelschicksal aus der Frühen Neuzeit darstellt und ergründet, und zwar nicht unter strafrechtlichen

Aspekten, sondern aus dem Blickwinkel der Alltags- und Sozialgeschichte heraus, kann sich in jeder Beziehung sehen lassen, zumal sie manch gängige Auffassung nicht nur zur Person Elisabetha Gassnerin, sondern auch zur professionellen Eigentumskriminalität des 18. Jahrhunderts neu bewertet und revidiert. So hatte Elisabetha scheinbar „ein tiefes Bedürfnis nach Aufnahme und Anerkennung durch die Normenkonformität fordernde sesshafte Gesellschaft“, zu der sie sich „prinzipiell zugehörig fühlte“ (283). Wie die Autorin zeigt, ließ Elisabetha in der Verfolgung ihres ursprünglichen Lebensplans klare Zielstrebigkeit erkennen. Demnach besaß sie auch die Fähigkeit zur raschen und erfolgreichen Anpassung an Veränderungen in ihrer Lebenssituation. Dazu sei ein starkes Selbstbewusstsein und ein großes Durchsetzungsvermögen gekommen, was sie befähigt habe, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, gegenüber ihrem Umfeld Initiative zu ergreifen, dieses mehr oder weniger zu dominieren und sich in ihrer an Gefahren reichen Lebenswelt zu behaupten. Bei ihren Begegnungen mit Obrigkeit und Justiz habe Elisabetha „einen unbeugsamen Kampfeswillen, ein hohes Maß an körperlicher und seelischer Leidensfähigkeit“ gezeigt, „großen Mut sowie eine mehr als nur durchschnittliche Intelligenz“ bewiesen. Ihr Hinrichtungstod sei „letztlich kein Ergebnis effektiver Behördenarbeit, sondern das tragische Ende einer an unrealen Erwartungen, einseitiger Lastenverteilung und deren beider Folgen gescheiterten Ehe“ (284).

Mit ihrer Studie hat Silja Kai Foshag einen wichtigen Beitrag zur Historischen Kriminalitätsforschung geleistet. Ihre mit einem soliden Anmerkungsapparat ausgestattete Untersuchung, die auch zahlreiche Fragen der Alltags-, Sozial-, Geschlechter-, Rechts-, Mentalitäts-, Erfahrungs-, Wirtschafts-, Landes- und Militärgeschichte berührt, ist dabei umso bedeutender, als mit Elisabetha Gassnerin erstmals eine Gaunerin im Licht des Forschungsinteresses stand, die offenbar kein Leben außerhalb bzw. in nur sporadischem Kontakt mit der sesshaften, ständisch strukturierten, sozialkontrollierten Bevölkerung führte, sondern selbst ein Teil davon war.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Maria Anna Zumholz: „Das Weib soll nicht gelehrt seyn“. Konfessionell geprägte Frauenbilder, Frauenbildung und weibliche Lebensentwürfe von der Reformation bis zum frühen 20. Jahrhundert. Eine Fallanalyse am regionalen Beispiel der Grafschaft Oldenburg und des Niederstifts Münster, seit 1774/1803 Herzogtum Oldenburg. Münster: Aschendorff, 2016. 512 S. m. Abb., Tab., 4 farbigen Karten auf dem ausklappbaren Umschlag.

Das „katholische Mädchen vom Lande“ galt in der Bildungsforschung über Jahrzehnte hinweg als der Topos für das Bildungsungleichgewicht zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen und als Sinnbild einer nicht abgeschlossenen Emanzipation. In ihrer

breit angelegten, über 400 Jahre überspannenden konfessionellen Bildungsgeschichte beschreibt *Maria Anna Zumholz* die Entwicklung der Mädchen- und Frauenbildung im ländlichen Raum des Oldenburger Münsterlands, das sich in einem schmalen Streifen von der Wesermarsch über Oldenburg bis in den Kreis Vechta zieht und einen überwiegend protestantischen Nordteil und einen überwiegend katholischen Südteil umfasst. Ausgehend von der bereits in den 1970er Jahren festgestellten Beobachtung, dass im katholischen Teil des Oldenburger Münsterlandes ein höherer Prozentsatz von Mädchen weiterführende Schulen besuchte, geht *Maria Anna Zumholz* den Ursachen für diese Besonderheit auf den Grund – dies in einem strengen konfessionellen Vergleich und mit hoher Detailkenntnis. Es zeigt sich dabei einmal mehr, dass regionale Tiefenbohrungen geeignet sind, den Blick auf Varianzen zu lenken, die in den großen Konzepten – hier der Bildungsforschung – schnell in den Hintergrund gelangen können.

Maria Anna Zumholz nimmt in ihrer Studie einerseits die Geschichte der konfessionellen Bildungskonzeptionen und Bildungsideen des Oldenburger Münsterlandes seit der Reformation in den Fokus und beschreibt andererseits die Entwicklung der praktischen Schulpolitik vor Ort. Anhand einer Vielzahl von Quellen unterschiedlichster Provenienz gelingt es ihr, die Bildungsanstrengungen etwa des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen oder der „Schulmeisterin des Münsterlandes“, Amalie von Gallitzin, beziehungsweise in Exkursen weniger bekannter Persönlichkeiten wie Wilhelmine Janssen und Elisabeth Denis nachzuzeichnen. Die dichte Beschreibung dieser und zahlreicher weiterer Protagonist/innen der Mädchen- und Frauenbildung in der Region gehört dabei unzweifelhaft zu den Stärken der Studie. Für Leser/innen, die mit der besonderen politischen und konfessionellen Struktur des Oldenburger Münsterlandes indes kaum vertraut sind, mögen die Wege der Mädchen- und Frauenbildung angesichts des strammen Schritts, mit dem *Maria Anna Zumholz* die 500 Jahre Bildungsgeschichte der Region abschreitet, zuweilen etwas labyrinthisch anmuten.

Die Frage, welche Möglichkeiten Mädchen und Frauen vorfanden, ihre erworbenen Kenntnisse auch umzusetzen, bilden einen weiteren Schwerpunkt der Studie. So stellt *Maria Anna Zumholz* konfessionelle Initiativen zur Ausbildung von Lehrerinnen im 19. Jahrhundert vor, beschreibt das Ringen um die Einführung der Frauenordination im 20. Jahrhundert sowie die Professionalisierung der Krankenpflege in katholischen Kongregationen sowie der evangelischen Diakonie. An dieser Stelle zeigt sich deutlich, dass auch innerhalb der Konfessionen keinesfalls Einigkeit darüber bestand, welcher Bildungsgrad für Mädchen und Frauen erreichbar sein und welche Gestalt weibliche Berufstätigkeit annehmen konnte und sollte. Weitgehende Einigkeit bestand jedoch in beiden Konfessionen in der Auffassung, dass Frauenerwerbstätigkeit mit dem Ideal der Ehelosigkeit oder des Zölibats verkoppelt sein sollte. Mit Folgen gerade auch für bürgerliche Frauen, da durch diese Verbindung ihre Möglichkeiten zur Entwicklung unab-

hängiger Lebensentwürfe begrenzt blieben und sie regelmäßig vor die Wahl gestellt wurden, entweder berufstätig oder verheiratet zu sein.

Die enge Kopplung von Berufstätigkeit und Ehelosigkeit/Zölibat wurde in den christlichen Konfessionen schließlich erst im Verlaufe des 20. Jahrhunderts aufgehoben. Mittelbar scheint sie aber ihre Wirkmächtigkeit noch nicht verloren zu haben, wie Maria Anna Zumholz im Resümee der Studie in Bezug auf aktuelle Debatten rund um geschlechtsspezifische Barrieren für Frauen im Berufsleben nahelegt. So erleben traditionale Vorstellungen von der schwierigen Vereinbarkeit weiblicher Berufstätigkeit und Mutterschaft derzeit in den Medien fröhliche Urständ. Umso wichtiger erscheint es, sich mit Unterstützung Maria Anna Zumholz' der emanzipatorischen Ansätze für Mädchen- und Frauenbildung sowie der Frauenerwerbstätigkeit auch in den vermeintlich konservativen christlichen Konfessionen zu versichern und zu erkennen, dass die selbstbestimmte und individuelle Lebensgestaltung von Mädchen und Frauen immer wieder zur Disposition gestellt werden kann.

Beate von Miquel, Bochum

Jennifer Hoyer: Die Tracht der Fürstin. Marie Anna zu Schaumburg-Lippe und die adelige Trachtenbegeisterung um 1900. Münster/New York: Waxmann, 2016. 147 S. m. 22 Abb., z.T. farbig. (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Bd. 20).

Wenn eine Masterarbeit einen Preis bekommt und in einem renommierten Verlag im Druck erscheinen kann, muss sie schon etwas Besonderes sein. In der Tat ist dies eine beispielhafte Untersuchung, die sich würdig und mit innovativen Ideen einreicht in die seit Martha Brिंगemeier besonders gepflegte Münsteraner Kleider- und Trachtenforschung. Beispielhaft, weil sie ihren Ausgang nimmt vom Kleinen und Einzelnen, einem Objekt und einer Fotografie, und daran größere historische, soziale und kulturelle Zusammenhänge aufzuzeigen vermag, und beispielhaft auch deshalb, weil hier endlich wieder einmal gezeigt wird, wie fruchtbar das Zusammenspiel von universitärer Wissenschaft und musealer Praxis (in diesem Fall der Restauratorin) für beide Seiten sein kann.

Das Museum der kleinen ehemaligen Residenzstadt Bückeberg bewahrt als Geschenk der damaligen Fürstin Marie Anna eine Bückeburger Tracht vom Ende des 19. Jahrhunderts auf und dazu eine 1895 aufgenommene Fotografie, die die Fürstin in ebendieser komplizierten Tracht zeigt, korrekt („richtig“) angezogen und mit dem für die Abendmahlstracht obligatorischen Gesangbuch in der Hand. Die Untersuchung der Einzelteile ergab, dass die Kleidung tatsächlich mehrfach getragen worden war und dass sie mit derjenigen der Bauers- und Bürgerfrauen der Zeit übereinstimmt – bis auf ein Detail: In das als Besatz verwendete Band sind das fürstlich-schaumburg-lippische und das herzoglich-sachsen-altenburgische Wappen (der Herkunftsfamilie von

Marie Anna) eingewoben. Hier setzt die Autorin mit ihrer Interpretation an. Auf der Grundlage eines Pluralisierungsmodells weist sie einerseits die Aneignung der bürgerlichen Trachtenbegeisterung durch den Adel und – konkret – die durch die Kleidung unterstützte Bemühung der Fürstin um Nähe zu ihrem „Volk“ nach, andererseits die gleichzeitige Distinktion, die Verdeutlichung der hierarchischen Ordnung in einer Zeit, da diese sich auch im konservativen Fürstentum aufzulösen begann. Objekt und Bild stehen im Kontext einer repräsentativen adligen Festkultur, bei der zunächst Bürgerliche im ländlichen Kostüm auftreten, dann immer öfter die Teilnahme echter Bauern erwünscht wird. Und es sind – in dieser Region, im Unterschied zu anderen Teilen Europas – die Frauen, die die Regie im Trachtenfolklorismus führen. Die Autorin deutet dies auch als Strategie der Selbstinszenierung der Fürstin (der sonst wenig andere Optionen offenstanden). Das Wissen um Tracht entsteht und vertieft sich so in einem Zusammenspiel von Adel und Bürgern, Trägerinnen, Fürstinnen und Laien und über festliche Veranstaltungen und Ausstellungen und lässt ein Milieu entstehen, von dem die Münsteraner Kleidungsforchung offensichtlich bis heute zu profitieren weiß.

Jennifer Hoyers Darstellung ist komplex, dabei klar strukturiert, theoretisch und methodisch fundiert, und sie erfreut auch sprachlich. Sie ist klug in ihrer Beschränkung, die zu durchbrechen und in einem weiteren Rahmen zu erproben man sich aber sehr wünschen möchte. Vivat sequentia!

Christine Burckhardt-Seebass, Basel

Evelyn Gillmeister-Geisenhof: *Kleidungskultur in Mittelfranken am Beispiel der weiblichen Kopfbedeckungen im 19. Jahrhundert.* [Ansbach]: Trachtenforschungs- und -beratungsstelle Bezirk Mittelfranken, 2016. 147 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Schriftenreihe der Trachtenforschungs- und -beratungsstelle Bezirk Mittelfranken, Bd. 10).

Klassische volkskundliche Studien zur Realienkunde, insbesondere zu Trachten, sind rar geworden im Themenkanon des Vielnamenfachs Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie, wenngleich doch seit einigen Jahren ein Trend zur objektbasierten Forschung sehr deutlich erkennbar ist.¹ Die vorliegende Publikation von *Evelyn Gillmeister-Geisenhof* fasst in hervorragender Art und Weise die über 30-jährige Forschungsarbeit zur Kleidungskultur in Mittelfranken zusammen. Als ein Kompendium zum Erkunden der mittelfränkischen Haubenkultur im kulturhistorischen Kontext will die Autorin ihr Werk verstanden wissen, was auch in beispielloser Art detailreich umgesetzt wird. Dabei baut Evelyn Gillmeister-Geisenhof als gelernte Damenkleidermacherin, diplomierte Textildesignerin und an Geschichte, Politologie und Volkskunde Interessierte auf ihren Forschungen aus den 1980er Jahren auf, die wesentlicher Bestandteil der täglichen Arbeit als Leiterin der damals neu gegründeten Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken seit 1986 waren.² Eben diese Ergebnisse der Feldforschungs- und Zeitzeugengespräche bereichern die Studie um Hinweise, die heute nicht mehr nachzuholen wären, da die meisten Gewährsleute inzwischen längst verstorben

sind. Daneben bedient sich Evelyn Gillmeister-Geisenhof der historischen Originalstücke der Trachtenberatungsstelle beziehungsweise von Museen und Privatpersonen, Bildquellen aller Art und Archivalien.

Die Beschäftigung mit Kopfbedeckungen, insbesondere mit regionalspezifischen Kopfbedeckungen, führt naheliegend zur Erkenntnis, dass auf die kommunikative Funktion dieser Traditionsgüter eingegangen wird, stellen doch Hauben immer etwas Besonderes im kollektiven Kleidungsverhalten des jeweiligen Lebensumfeldes dar. „Kleidung allgemein und Kopfbedeckungen im Besonderen sprechen über ihre Formen, Gestaltung und Farben eine nonverbale Sprache, die wie jedes Kommunikationssystem funktioniert. Die Zeichensprache, die von einer Kopfbedeckung gesendet wird, muss von dem Empfänger dechiffriert und verstanden werden, denn nur so erhält der Hut, die Haube, das Kopftuch oder der Schleier seine Bedeutung.“ (17)

Obgleich in dieser Publikation ausschließlich Kopfbedeckungen des 19. Jahrhunderts vorgestellt werden, beginnt doch die Studie mit einem ausführlichen Kapitel über die Bedeutung der Haare und Kopfbedeckungen unter ausführlicher Zitation der Bibelstellen und einer Darstellung der sich daraus entwickelnden gesellschaftlichen Praktiken und Bräuche rund um Haar und Hauben. War in früheren Jahrhunderten noch das vollkommene Bedecken des weiblichen Haares allgemeiner von der Kirche geforderter gesellschaftlicher Usus, so wird doch im Betrachtungszeitraum des 19. Jahrhunderts das modebedingte Abgehen von dieser „Regel“ bemerkbar, wenn man die dargestellten Hauben betrachtet, die einen deutlichen Blick auf die Frisur und damit auf das Haar erlauben.

Die Darstellung der zu den Hauben notwendigen Gewerke in ihrer Geschichtlichkeit, samt der Lebensbilder der Haubennäherinnen und Haubenstickerinnen der Region, erweitern die Publikation wesentlich auch um sozialwirtschaftliche Aspekte. Sehr interessant auch der Ausblick in das 20. Jahrhundert und das offensichtlich durch die nationalsozialistische Ideologie gesteigerte Interesse am „Volksgut“ und die damit einhergehende Renaissance auch der fränkischen Trachten.

Es folgt ein sehr ausführliches Kapitel zur „Bänder-Bodenhaube“, das um zahlreiche technische Einzelheiten erweitert wurde und dem Leser neben der detailreichen Beschreibung der verschiedenen Varianten der mittelfränkischen Bänder-Bodenhaube auch die Möglichkeit bietet, die hier gewonnenen Erkenntnisse für Neuentwicklungen und Restaurierungen anzuwenden. Damit ergänzt Evelyn Gillmeister-Geisenhof durch ihre Publikation beispielsweise die Arbeiten von Franziska Rettenbacher³ und Ursula Zirsch,⁴ die genau diesen Aspekt der Weitergabe des Wissens um die Herstellung der Haube gewählt haben. Für den mittelfränkischen Beobachtungsraum erkennt Evelyn Gillmeister-Geisenhof sechs verschiedene Haubenvariationen, wobei an evangelischen Beispielen die Bänderhaube in die südliche Region, die Zopfhaube in das westliche, die Zylinderhaube in das nördliche und die He(n)ninform der Bänderhaube in das östliche Mittelfranken zu situieren sind. Die katholische Spitzhaube und auch die Riegelhaube,

die eine Sonderstellung einnimmt, ordnet die Autorin dem katholischen Bistum Eichstätt zu. Die Bezeichnung „Henin“, die wohl auf die Spitzhaube „Hennin“ des 14./15. Jahrhunderts verweisen soll, verwundert ein wenig, liegen hier doch einige Jahrhunderte dazwischen. Auch die Bezeichnung Radhaube, die Kostümhistoriker eher für die Gold- und Spitzenhauben der Bodenseeregion verwenden würden, erscheint seltsam als Bezeichnung für manch abgebildete Spitzenschirmhaube aus Franken. Hier wäre hilfreich, wenn auf die Geschichte dieser Terminologie eingegangen werden könnte. Ist doch insgesamt die Typologie der Bezeichnungen für Kopfbedeckungen ein wichtiges Hilfsmittel für Museen und Sammlungen.⁵ Der Entscheidung, zwei defekte evangelische Bänder-Bodenhauben aus dem Raum Weißenburg aus den 1870er und 1880er Jahren zu zerlegen, verdankt der Leser/die Leserin eine detaillierte Foto-Dokumentation auch zum Inneren und zum Aufbau der Hauben, wobei hier wunderschöne Stoffe, vorwiegend Baumwolldruckstoffe, zum Vorschein kommen, die noch mehr Beachtung finden könnten. Auch wenn sich Stoffe über den Handel oft weiträumig verteilt haben, würde hier interessieren, ob nicht doch ein Produzent oder eine Quelle nachweisbar wäre, sind doch die Stoffproduktionen durch die Musterbücher der einzelnen Produzenten bestens dokumentiert. Auch die namengebenden Bänder der Bänderhauben, ihre Qualitätsunterschiede und ihre Verbreitung würden eine Darstellung in einer weiterführenden Publikation verdienen.

In einem ausführlichen Kapitel geht Evelyn Gillmeister-Geisenhof auf das Haubenbodensticken und auf die Geschichte der „Leonischen Industrie“ in Nürnberg, Weißenburg und Treuchtlingen, auf die Materialien, das Werkzeug, auf die Bezugsquellen und die Technik ein. Der Hinweis, dass die Metallstickerei auf den regionalen Hauben erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auftaucht, könnte um die doch kostümgeschichtlich wichtige gesetzliche Beschränkung der sogenannten Kleiderordnungen ergänzt werden. Galt doch bis Ende des 17./Mitte des 18. Jahrhunderts das Gesetz, „dass keine Frau, noch jung noch alt, noch burgerin noch Handwerk irgendein Perlin, kein genähtes Gold, noch Borten noch Seide an irgendeinem Gewand fürbaz nicht tragen soll“.⁶ Dies erklärt die zarte, fast versteckte Stickerei am Haubenboden der fränkischen Kopfbedeckungen als Nachwirkung dieser Luxusgesetze. Im Kapitel „Historische Muster, Ornamente und Motive“ wird auf die Geschichte der Stick-Muster auf den Kleidungsstücken, Textilien und Haubenböden eingegangen. Der Hinweis auf die „Modellbücher“, insbesondere auf das Nürnberger Musterbuch des Johann Sibmacher von 1604, erklärt sehr schön die Wiederholung und Verbreitung mancher Motive. Auch hier ist der Band mit Fotodokumentationen und Graphiken so gestaltet, dass nicht nur die Historizität dargestellt wird, sondern auch Nacharbeitungen ermöglicht werden. „Die Symbolik in den Stickmustern“ lässt sicherlich noch Raum für weitere Interpretationen.

Das Kapitel der „Beschreibung der einzelnen Haubentypen in ihrem Verbreitungsgebiet“ bietet nun eine aus-

führliche Darlegung der über 30-jährigen Forschungsergebnisse von Evelyn Gillmeister-Geisenhof unter Zuhilfenahme der eingangs erwähnten Quellen, insbesondere der Physikatsberichte der Landgerichte aus den 1850er Jahren. Nehmen wir an und hoffen wir, dass die Bezirksärzte tatsächlich ortsansässig waren und auch die tatsächlichen Zustände vor Ort und nicht die ihrer eigentlichen Herkunftsregion beschrieben haben, wie dies bei anderen statistischen Erhebungen durchaus der Fall gewesen sein mag. Auch sie werfen den städtischen Blick des Bildungsbürgers auf das Land und seine Bewohner, wie dies ja auch die einzelnen Reiseschriftsteller und frühen volkskundlichen Forscher getan haben. Die Erfahrung im Umgang mit Bild- und Schriftquellen zeigt doch, dass hier – wie Evelyn Gillmeister-Geisenhof auch richtig bemerkt – ein kritischer Blick vonnöten ist, sind doch viele „beschönigende“ und „harmonisierende“ Beispiele inzwischen längst bekannt geworden.⁷ Auch die Bildbelege des Georg Eberlein (1819–1884) scheinen doch eher „die schöne heile fränkische Welt“ abzubilden.

Der Einschub zu den „Hauben im Leben“ mit Hinweisen auf die Bräuche rund um Trauer und Hochzeit und die damit vermittelte nonverbale Kommunikationsstruktur ist sicherlich für die weitere Kenntnis rund um die Haubenkultur in Mittelfranken sehr hilfreich. Ebenso wie die jeweils mit Verbreitungskarte und genauen Bildbelegen dokumentierte Haubenlandschaft in Mittelfranken von evangelischen Bänder- oder Bödelehauben, gestellt und gelegt, über Radhauben, Zopfhauben oder Patschhäubchen, Zylinder- oder „Gauhauben“, die Bänderhaube in „Hen(n)inform bis zu katholischen „Spitzhauben“, Riegelhauben und „Winterhauben“. Diese Darstellung bietet eine willkommene Handreichung zur Bestimmung der einzelnen Hauben der Region. Der Überblick ist dabei mit zahlreichen Abbildungen ergänzt, auf denen auch die dazugehörigen Kleidungsstücke zu sehen sind – und so ein optischer Eindruck von der mittelfränkischen Kleidungskultur insgesamt entstehen kann. Das Beispiel der Riegelhaube verweist auf eine überregionale modische Komponente in der Haubenregion Mittelfranken, war doch der Siegeszug der Münchner Riegelhaube unaufhaltbar.⁸ Der Hinweis auf die Nutzung der Riegelhaube von der privilegierten bürgerlich mittelständischen Schicht ist daher wichtig. Der nun vorliegende Band 10 der von Evelyn Gillmeister-Geisenhof begründeten Publikationsreihe der Schriften der Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken liefert einen weiteren Baustein zur zeitgemäßen Sachkulturforschung. Einziger Kritikpunkt und sicherlich begründet durch die begrenzten Mittel der Trachtenberatungsstelle ist die Graphik der Publikation, die an manchen Stellen verbesserungswürdig wäre.

Evelyn Gillmeister-Geisenhof hat in jedem Fall das von ihr postulierte Kompendium zu den weiblichen Kopfbedeckungen der mittelfränkischen Kleidungskultur des 19. Jahrhunderts abgeliefert und bietet damit einen umfassenden Überblick und eine Handreichung für Trachtenbegeisterte und Trachtenforscher. Hoffen wir auf einen zweiten Teil, der die Aspekte der Erneuerung

der Haubenkultur in Mittelfranken, der Trachtenerneuerung insgesamt und der ideologischen Vereinnahmung, besonders aber den Umgang mit den Traditionsgütern in den 1930er/1950er und 1970er Jahren sowie auch während der Arbeit der Autorin selbst zusammenfasst. Dies sollte als Auftrag für einen möglichen Band 2 der Kleidungskultur in Mittelfranken im 20. Jahrhundert gesehen werden.⁹

Anmerkungen

- ¹ Das Junge Forum für Sammlungs- und Objektforschung der Georg-August-Universität Göttingen (2017) bzw. die Publikation von *Annette Caroline Cremer* u. *Martin Mulsow* (Hgg.): *Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften*. Köln/Weimar/Wien 2017, seien hier beispielhaft genannt.
- ² Ausführlich zum Lebenslauf s. *Richard Bartsch*: *Evelyn Gillmeister-Geisenhof. Verabschiedung in den Ruhestand und 30 Jahre Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken*. In: SH 105 (2016), S. 320 f. *Katrin Weber* sei für diesen Hinweis herzlich gedankt.
- ³ *Franziska, Karl* u. *Georg Rettenbacher*: *Goldstickerei*. Ein Bilder- und Werkbuch. Bd. I: Goldhauben und verwandte Trachtenhauben. Simbach am Inn/München 2002; Bd. II: Riegelhauben, Kranl, Schmuck und Taschen. München/Simbach am Inn 2005; Bd. III: Bestickte und verzierte Mieder. Simbach am Inn 2013.
- ⁴ *Ursula Zirsch*: *Das Gold- und Perlhauben-Stickkurs-Buch*. Eigenverlag 2014.
- ⁵ Vgl. *Gitta Böth, Manfred Hartmann, Viktor Pröstler* u. *Wolfgang Stäbler* (Red.): *Kopfbedeckungen. Eine Typologie für Museen und Sammlungen* (MuseumsBausteine 15; Materialien aus dem Westfälischen Museumsamt 6). Berlin/München 2013. Leider ist diese Typologie alphabetisch geordnet und sehr unbefriedigend, was regionalspezifische Kopfbedeckungen anbelangt, da diese in dem Kapitel „Trachtenhauben“ zusammengefasst werden, was nicht auf alle Kopfbedeckungen, die auch unter dem Namen Hauben kursieren, zutrifft. Auch hier versteht sich unter dem Begriff Radhaube eine Trachtenhaube mit einer am Hinterkopf aufragenden Scheibe. Nicht alle von Evelyn Gillmeister-Geisenhof abgebildeten und bezeichneten Radhauben würden in diese Definition passen.
- ⁶ Zitiert aus einer Kleiderordnung aus Ulm 1411 (fol. 138b, Nr. 428). Ähnlich die Nürnberger „Kleiderordnung für Frowen und Junckfrowen. Sie sollen nyt tragen guldine, silberine, samatein, adtlassin unnd annder Seyden Gewannndt oder Gestycke“. Abgedruckt bei *Joseph Baader*: *Nürnberger Polizeiornungen aus dem XIII.–XV. Jahrhundert*. Stuttgart 1861, S. 95. S. hierzu auch *Veronika Baur*: *Kleiderordnungen in Bayern vom 14. bis zum 19. Jahrhundert* (Miscellanea Bavarica Monacensia 62). München 1975.
- ⁷ *Lioba Keller-Drescher*: *Bilder lesen. Trachtenbilder im Kontext*. In: Helge Gerndt u. Michaela Haibl (Hgg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft* (Münchner Beiträge zur Volkskunde 33). München 2005, S. 299–310.
- ⁸ *Rita Seibert-Sülzenfuhs*: *Die Münchnerinnen und ihre Tracht. Geschichte einer traditionellen Stadttracht als Spiegel der weiblichen Bürgerschicht*. Dachau 1997; *Katrin Weber*: „... von Gold, mit ächten Perlen gestickt“. Die Regensburg Riegelhaubenstickereien. In: Tobias Appl u. Johann Wax (Hgg.): *Tracht im Blick. Die Oberpfalz packt aus* (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Oberpfalz 1). Regensburg 2016, S. 252–275.
- ⁹ In Ansätzen wurde das bereits dargelegt: *Evelyn Gillmeis-*

ter-Geisenhof: *Wie viel Tracht braucht der Mensch? Eine ganz persönliche Standortbestimmung einer Trachtenbeauftragten*. In: SH 92 (2003), Sonderausgabe: *Heimspflege heute: Grundsätzliches und Aktuelles*. Hans Roth zum 65. Geburtstag, S. 84–90, bzw. die Publikationen zur Tracht in Mittelfranken. Eine Publikationsliste findet sich auf der Homepage der Trachtenberatungsstelle Mittelfranken <https://www.trachtenforschung.de>.

Thekla Weissengruber, Linz

Inga Klein u. **Sonja Windmüller** (Hgg.): *Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen*. Bielefeld: transcript, 2014. 304 S. m. Abb. (Edition Kulturwissenschaft, Bd. 25).

Als sich im September 2017 Fachvertreterinnen und Fachvertreter der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie in Marburg trafen, um sich theoretisch und anhand zahlloser Fallstudien mit dem „Wirtschaften“ kulturwissenschaftlich auseinanderzusetzen, herrschte Konsens darüber, dass die Sphären des Ökonomischen in unseren Lebens- und Alltagswelten einer vertieften empirischen und historisch grundierten Kulturanalyse bedürfen. Die hier vorgelegte Rezension zu einem bereits 2014 erschienenen Sammelband – so könnte man kritisch einwenden – erscheint also zu spät. Und in der Tat bezogen sich nur wenige Referentinnen und Referenten des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde auf den von *Inga Klein* und *Sonja Windmüller* herausgegebenen Band. Dies ist höchst bedauerlich und mag auch als fachinternes Problem gedeutet werden, wenn die eigenen Arbeiten aus dem Fach kaum zur Kenntnis genommen werden.

Der hier zu besprechende Band hat in jedem Fall ein größeres Publikum verdient, liefert er doch nicht nur eine anregende und problemorientierte (wenngleich leider etwas knapp geratene) Einleitung mit wertvollen Hinweisen dazu, welche Aspekte eine Kulturanalyse des Ökonomischen berücksichtigen sollte, sondern auch eine Vielzahl ebenso anregender Texte zu exemplarischen Feldern.

Den Auftakt des Bandes bilden „Perspektiven auf ökonomische Konzepte im interdisziplinären Diskurs“, die der Ethnologe *Hans Peter Hahn* anbietet. Hahn konstatiert zunächst, die Wirtschaftsethnologie sei ein marginaler Bereich in der Ethnologie und immer dann gefragt, wenn in ökonomischen Krisen Forschungen zu fremden oder alternativen Wirtschaftsformen als Teil möglicher Lösungen interpretiert werden. Insgesamt jedoch sei der Dialog zwischen Kulturwissenschaften und Ökonomie problematisch. Am Beispiel der in ökonomisch determinierten Feldern dominanten Begriffe Geld und Wert diskutiert Hahn mit einem Schwerpunkt auf wissenschaftsgeschichtlich relevante Arbeiten die Potenziale wirtschaftsanthropologischer Zugriffe. Ebenfalls mit einem wissenschaftsgeschichtlichen Zugriff befasst sich *Anna Echterhölter* mit den Interpretationen prämonetären Tauschs bei Karl Polanyi und Raymond Firth. Ein wissenschaftsgeschichtliches Interesse – und damit eine gewinnbringende Metaperspek-

tive – steht im Zentrum des darauffolgenden Beitrags von Sonja Windmüller, die sich mit dem Rhythmus als wichtige Denkfigur wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung befasst. Mit dem Blick auf das Rhythmische – so Windmüllers These – würden wirtschaftswissenschaftliche Arbeiten ökonomische Prozesse plausibilisieren.

Sophia Booz nimmt einen alltäglichen Ort ökonomischer Praxis in den Blick: den Bankautomaten. Die Autorin kann dabei zeigen, wie sich mit der Einführung von Bankautomaten in der BRD ab Ende der 1960er Jahre auch neue kulturelle Bilder von Kundinnen und Kunden etablierten und welche Rolle dabei Anonymität, Sicherheit oder auch Erlebnis spielten. Ebenfalls mit dem Thema Geld setzt sich der folgende Beitrag von *Il-Tschung Lim* auseinander. Lim fragt danach, wie mit der Störung Falschgeld noch vor ihrer systematischen Behebung durch ausgeklügelte Prüfungssysteme und Präventivmaßnahmen umgegangen wurde.

Das Motiv der Störung ist auch im Beitrag von Inga Klein präsent, der sich mit Hochstaplern aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive befasst. Anhand eines konkreten Fallbeispiels zeigt Klein eindrücklich, wie in Repräsentationsmedien über die Hochstapelei im Kontext der Wirtschaft Narrative über ökonomisches Handeln und ökonomische Logiken zur Disposition gestellt werden.

Von Schulden und Schuldenverhältnissen handelt der Beitrag von *Silke Meyer*. In beeindruckender Weise rekonstruiert Meyer, wie in einer verschuldeten Münsteraner Familie über die Schulden gesprochen und wie narrativ mit knappen Ressourcen umgegangen wird. Meyer zeigt dabei, wie insbesondere in der kulturell kodierten erzählerischen Figur des glücklichen Armen lange kulturgeschichtliche Motivlinien aufgegriffen werden.

Der folgende Beitrag stellt die doppeldeutige Frage, warum wir handeln (*Michael Oliva Córdoba* und *Rolf W. Puster*), und macht dabei praxeologische Ansätze einer Analyse des Wirtschaftlichen stark. Eine gänzlich andere Perspektive nimmt *Janine Schemmer* in ihrem Beitrag zur Repräsentation des Ökonomischen im Hamburger Hafensemuseum ein: Schemmer folgt zunächst den Transformationen des Hamburger Hafens, um dann die Rolle ehemaliger Hafenarbeiter im Museum zu diskutieren. Eine für die Kulturwissenschaften in hohem Maße relevante Frage leitet *Gisela Welz*' Beitrag zu geschützten Herkunftsangaben für regionale Lebensmittel: Wie wird das Ökonomische kulturell hergestellt? In Anlehnung an Michael Herzfeld geht Welz dabei davon aus, dass alle Wirtschaftssysteme grundsätzlich kulturgebunden sind. Am Beispiel der Standardisierung von Lebensmitteln und deren Herstellung kann Welz zeigen, wie Wert erzeugt wird.

In der Folge befasst sich *Hanno Pahl* aus diskursanalytischer Sicht mit neoklassischer Theoriebildung. *Kristoffer Klammer* spürt den Wirtschaftskrisen 1966/67 und 1973–1975 nach. Wie sich in der Geschichte die Grenze zwischen Wirtschaft und Politik konstituierte und verschob, steht im Zentrum des Beitrags von *Stefan Scholl*. *Nadja Marlene Antoine* und *Holger Gerhardt* beschäftigen sich mit Modi kokreativer Wertschöpfung am Bei-

spiel der Ideenplattform „jovoto“. Den Abschluss des Bandes bildet ein Beitrag von *Urs Stäheli* zur Zukunftsbezogenheit ökonomischen Handelns. Zu Unrecht spielte der Begriff Hoffnung in den Wirtschaftswissenschaften bislang kaum eine Rolle.

Der Band ist – dies zeigt der Schnelldurchlauf durch die einzelnen Beiträge, der diesen sicher kaum gerecht werden kann – äußerst heterogen, was eine Stärke und gleichzeitig eine Schwäche ist, weil die Beiträge weitestgehend unverbunden nebeneinander stehen und der gerade in interdisziplinären Unterfangen so wichtige Dialog fehlt. Nur die wenigsten Beiträge greifen die im Untertitel prominent gesetzten Perspektiven auf „Materialität“ und „Performanz“ explizit auf. Dies hätte hingegen der Kohärenz des Bandes sicher gut getan. Auch wäre es für den Leser/die Leserin der einzelnen Beiträge hilfreich gewesen, wenn diese ihr jeweiliges Konzept des „Wirtschaftlichen“ oder von „Ökonomie“ stärker expliziert hätten. Es fällt auf, dass eine vergleichsweise hohe Anzahl an Beiträgen eher Meta-Perspektiven auf ökonomische Felder und Logiken vorschlägt.

Insgesamt besticht der Band durch die Vielzahl der versammelten Einzelthemen. Was er kaum einlöst, sind die durch den programmatischen Titel geweckten Erwartungen – gerne hätte man eine längere Einleitung gelesen, die noch stärker die Potenziale kulturwissenschaftlicher Analysen profiliert hätte. Bleibt zu hoffen, dass der Band zur eingangs erwähnten Marburger dgv-Tagung dies dann einlösen kann – eine lesenswerte und von ihrem breiten interdisziplinären Horizont überzeugende Grundlage hätte er mit dem von Sonja Windmüller und Inga Klein herausgegebenen Band in jedem Falle.

Markus Tauschek, Freiburg im Breisgau

Gabriele Maria Sigg: *Ehre revisited*. Die Charakterhaltung als gesellschaftliche Grundlage. Baden-Baden: Tectum, 2017. 303 S. m. 25 Abb., meist farbig, 7 Tab. (Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag. Reihe Sozialwissenschaften, Bd. 77).

Ein wichtiges Buch zur richtigen Zeit! Die freie Wissenschaftlerin und Publizistin, Philosophin und Soziologin *Gabriele Maria Sigg* hat es vorgelegt. Mit Arbeitsschwerpunkten in der soziologischen Theorie, der Sozial- und Kulturphilosophie, der kulturellen Einbettung von Wirtschaft und Recht, aber auch der Emotionsforschung im Kontext kultureller Werte- und Normenbildung steht die Türkei respektive Istanbul im Zentrum vieler ihrer wissenschaftlichen Projekte. So freut es umso mehr, dass auch im Rahmen ihrer Dissertation die Stadt und hier ganz speziell der weltberühmte Große Basar im Zentrum ihrer Forschung stand. Dabei wählte sie sich eine nicht alltägliche Zugangsweise, wenn sie sich über den türkischen Ehrbegriff dem Handelsgebaren auf dem Basar nähert. Der Ehrbegriff trat medial in Deutschland bisher vor allem über die sogenannten „Ehrenmorde“ und damit verbunden im Bereich der traditionellen Rollenvorstellung von Frau und Mann in Erscheinung. Das Anliegen der Autorin ist es,

ihn aus diesem patriarchalen, familiären Rahmen zu befreien. Das schafft sie ganz hervorragend und setzt damit einen weiteren Mosaikstein des besseren Verstehens im so schwierigen, von Ressentiments und Missverständnissen geprägten Verhältnis zwischen der Türkei und Deutschland.

Am Beispiel der Handelsehre auf dem Großen Basar arbeitet sie die Veränderung der Charakterstruktur von einer vermoderten zu einer modernen Gesellschaft heraus und verdeutlicht gleichzeitig die Bedeutung eines „ehrbaren Kaufmannes“ für das Funktionieren einer Gesellschaft. Dabei tun der Arbeit die historische Perspektivierung sowie der kulturvergleichende Ansatz sehr gut.

Die Einleitung erweist sich für den Leser als äußerst hilfreich arrangiert. In ihrer elaborierten Dichte gibt sie den Weg und das Selbstverständnis der Arbeit vor, indem sie ein breites Spannungsfeld aufbaut bzw. die interdisziplinäre Dimensionierung des Ehrbegriffes auffächert. Über diesen Ansatz gelingt es der Autorin, den Leser mit auf die Reise zu nehmen und gleichzeitig auf knappem Raum fernab aller Orientalismen und Stereotypen alle Informationen an die Hand zu geben, die er zum besseren Verständnis sowohl der historischen Genese des Basars als auch des fremden kulturellen Umfeldes und der handelnden Personen und Situationen benötigt.

Der folgende Hauptteil, der mit „Die Divergenz vor-moderner und moderner Ökonomie als Schauplatz der Veränderung der Charakterhaltung“ überschrieben ist, ist wiederum in fünf Forschungsteile untergliedert, die sich auf sehr unterschiedliche Weise dem Thema nähern und damit jeder für sich andere kulturelle Prozesse visualisieren, die das Gesamtphänomen „Ehre“ im zwischenmenschlichen Handel im Basar ausmachen.

Nach einer historischen Annäherung an das Phänomen „Großer Basar“ beschäftigt sich die Autorin hier zunächst mit der „Genese und Beschaffenheit des traditionellen Handelshabitus: Der ehrbare Kaufmann“. Anhand unterschiedlicher Fallbeispiele schlüsselt sie den Ehrbegriff in der „älteren Basarriege“, also bei Händlern, die bereits langjährig beziehungsweise über Generationen hinweg Geschäfte im Basar betreiben, auf und erklärt die historische Entwicklung des Ehrbegriffs durch das traditionelle Ausbildungssystem „Ahilik“ und die darin tradierten Werte, die bis in die Anfangszeiten des Basars im 15. Jahrhundert zurückreichen.

Im zweiten Teil steht die Charakterhaltung im Wandel von der Vormoderne zur Moderne im Mittelpunkt. Hier fächert die Autorin die Forschung in vier Teilaspekte auf: Sie stellt zunächst die Frage, ob die Orientierung an Prestige und Geld ein Generationen- und Globalisierungsproblem ist, was sie am Beispiel verschiedener Anbieter und ihres jeweiligen Sortiments (imitierte Ledertaschen, Silberschmuck und Keramik) untersucht. Aufbauend auf den Ergebnissen hinterfragt sie anschließend die „Geiz ist geil“-Mentalität der Touristen und deren Einfluss auf das Geschäftsbaren und den damit einhergehenden Wandel des Ehrbegriffs. Ebenfalls darauf aufbauend folgt mit den Reiseführern (rehberler) und den Schleppern (hanutçular) die Dekonstruktion zweier zentraler Akteursgruppen,

die maßgeblichen Einfluss auf die Geschäftspraxis im Wandel von der Vormoderne zur Moderne genommen haben. Den Abschluss des Kapitels bildet eine Untersuchung der Rolle der Frauen im Handel. Die zweite Hälfte der Forschungsarbeit ist – in ähnlicher Dichte – dem „Recht als Ersatz der Ehre? Gleichheitsprinzip vs. Beitragsprinzip“ gewidmet sowie der „Kultur als Ausrede!“, wobei hier die „Charakterhaltung und das Ehrgefühl als transkulturelle Prinzipien“ in einer multikulturellen Gesellschaft im Mittelpunkt stehen.

Die Beschäftigung mit der Ehre und der Charakterbildung entlarvt die Autorin als Kategorienfehler moderner westlicher Gesellschaften. Dies beruhe auf abstrakten Systemen und Verfahren, die allein als vorrangige Garantien für eine gerechte Gesellschaft bestimmt werden. Es gelingt ihr ganz hervorragend, die zentrale Bedeutung der Charakterhaltung als ursächlichen Mechanismus hinter den objektiven Strukturen herauszuarbeiten, indem sie die Ergebnisse in einen größeren Kontext stellt und dadurch unter anderem konstatieren kann, dass „Ehre und Mord [...] sich widersprechende Begriffe“ sind, die „ethnologische Forschung [...] bis dato fahrlässig die Reflexion dieser Dimension vernachlässigt“ habe und damit „zur Fehlverwendung des Ehrbegriffes beigetragen“ habe.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass diese Arbeit sowohl auf theoretischer, interdisziplinärer Basis als auch auf praktischer ethnografischer Ebene es schafft, in der Istanbulforschung Grenzen neu zu ziehen. Einerseits gelenkt durch einen Blick aus der Exo-Perspektive, gelingt es ihr andererseits durch ihren Sprachzugang und ihre weitreichende Verankerung in der türkischen Kultur, den Begriff Ehre aber auch die Praxis des Handelns und das Phänomen Basar für den deutschen Leser erfahrbar und verstehbar zu machen. Danke für diese Lektüre!

Sebastian Gietl, Regensburg

Richard Winkler: Ein Bier wie Bayern. Geschichte der Münchner Löwenbrauerei 1818–2003. Neustadt an der Aisch: Ph. C. W. Schmidt, 2016. 471 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig, 196 Tab. (Veröffentlichungen des Bayerischen Wirtschaftsarchivs 4).

Der Slogan „Löwenbräu. Ein Bier wie Bayern“ ist bis heute weit bekannt. Die dazugehörige Münchner Brauerei blickt auf eine über vierhundertjährige Geschichte zurück, die 2003 ein zeittypisches Ende nahm. Im Strudel des Konzentrationsprozesses im Brauereigewerbe wurde die Löwenbrauerei Teil eines globalen Großkonzerns: „Zum 1. Oktober 1997 übernahm die Gabriel Sedlmayr Spaten Franziskaner Bräu KGaA die schwer angeschlagene Löwenbräu AG mit ihren noch 622 Beschäftigten und führte sie als Tochtergesellschaft weiter.“ (304) 2003 gingen die Marken Spaten, Franziskaner und Löwenbräu sowie die Stuttgarter Dinkelacker-Schwaben Bräu AG an die belgische Interbrew, 2004 erfolgte die Fusion der Interbrew-Gruppe mit dem größten Brauer Lateinamerikas, der brasilian-

nischen Companhia de Bebidas das Américas zur InBev. 2008 schließlich übernahm die InBev die US-amerikanische Brauerei Anheuser-Busch. Es entstand die ABInBev und so „fand sich die Traditionsmarke Löwenbräu in einem weltumspannenden Mega-Brauereiverbund wieder“ (306).

Richard Winkler, stellvertretender Leiter des Bayerischen Wirtschaftsarchivs in München, hat den dort aufbewahrten archivalischen Nachlass der Traditionsbrauerei aufgearbeitet und die letzten rund 120 Jahre Brauereigeschichte in den Mittelpunkt gestellt. Er knüpft dabei an die Arbeit von Wolfgang Behringer an, der im Auftrag von Löwenbräu insbesondere die Frühgeschichte dieser Brauerei erforscht hat.¹

Richard Winklers Text liest sich spannend und unterhaltsam wie ein Wirtschaftskrimi. Mit der flüssigen und souveränen Sprache desjenigen, der sein Material von Grund auf kennt und durchdacht hat, schafft er die Erzählung vom Aufstieg und Fall einer weltbekanntesten Brauerei. Statt wissenschaftliches Pathos zu bemühen, spricht Winkler dabei ironisch-heiter vom „lahmenden“ Löwen oder der „Löwen-Dämmerung“. Haupt- und Zwischenüberschriften gliedern das komplexe Geschehen, sorgsam ausgewähltes und hervorragend aufbereitetes Bildmaterial ermöglicht ein Durchatmen bei der Lektüre, um die Grundzüge des Geschehens Revue passieren zu lassen: Ab 1818 mauserte sich die Löwenbrauerei unter ihrem neuen Besitzer Georg Brey und danach dessen Sohn Ludwig von einem durchschnittlichen Betrieb zum Marktführer, der innovativ Dampfmaschinen und Eiskeller einsetzte und als Pionier im Bierexport auf den neu entstehenden Eisenbahnlinien agierte (4–6). Probleme rund um die Bierqualität zu bewältigen, den Export in alle Welt auszubauen, die Marke Löwenbräu zu prägen und den jeweiligen Kundenwünschen anzupassen – das waren damals und bis 2003 zentrale Herausforderungen der Betriebsleitung. 1872 gelang dies durch die Umwandlung in die Aktienbrauerei Löwenbräu AG, 1893 galt Löwenbräu als drittgrößte Brauerei in Deutschland. Ein Einbruch erfolgte durch den Ersten Weltkrieg – mit Dünnbier und Exportstopp. Durch die Fusion mit den Münchner Brauereien Union und Bürgerliches Brauhaus im Jahr 1921 erholte sich der Betrieb wieder.

Der Zeit des Nationalsozialismus widmet sich Richard Winkler ausführlich. Die Löwenbrauerei überstand das Nazi-Regime durch „Anpassung und Bestechung“ (123), es gelang der Geschäftsführung aber auch, dass der jüdische Direktor Hermann Schüle in die USA emigrieren konnte. Schüle machte Löwenbräu dort zur erfolgreichen Importmarke und baute sich selbst eine zweite Karriere auf. Im Abschnitt über den Nationalsozialismus werden mit Hermann Schüle und anderen einzelne Personen fassbar und mit dem Bericht über Zwangsarbeiter gibt es einen Einblick in die Welt der Arbeiter in der Brauerei. Dieses Thema kommt ansonsten leider nur selten zur Sprache, was sich jedoch mit dem Fokus des Buches auf wirtschaftsgeschichtliche Fakten begründen lässt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, der auch bei Löwenbräu zahlreiche Menschenleben gefordert und Betriebsge-

bäude und Gaststätten zerstört hatte, begann die Brauerei praktisch wieder bei Null. Während die Geschäfte im Inland eher schlecht gingen, mauserte sich das Bier der Löwenbrauerei rasch wieder zum Exportschlager: „In den USA wurde Löwenbräu zur meistgetrunkenen Importbiermarke.“ (307) Der Absturz erfolgte ab den 1970er Jahren. Gründe waren erfolglose Lizenzgeschäfte, ein misslungenes Marketing – erinnert sei an die „Weiße Frau mit dem Löwen“ vor türkisblauem Hintergrund – und Fehler des Managements wie die Abspaltung des Immobilienbesitzes im Jahr 1982.

Das sind nur einige zentrale Informationen aus Richard Winklers detailgesättigter Studie. Sie bildet einen wohlthuenden Kontrast zu den vielen Bier-Büchern auf dem Markt, die seit Jahren mehr oder weniger die immer gleichen Stereotypen und Anekdoten zum Bier wiedergeben. Richard Winkler zeigt, was Brauereien waren und sind und worauf die so gerne medial inszenierte Bierseligkeit beziehungsweise Gemütlichkeit basiert: auf Wirtschaftsbetrieben, die sich mit Konzentrationsprozessen und damit einhergehenden Fusionsmöglichkeiten, mit Expansionen und Lizenzfragen, mit Absatzzahlen und Marketingstrategien auseinandersetzen müssen. Ihr Erfolg steht und fällt mit den jeweiligen Entscheidungen des Managements.

Teile von Winklers Quellenmaterial – Tabellen unter anderem zu Bierabsatz und -export, zu Erlösen, Bilanz- und Betriebsergebnissen – sind in einem umfangreichen Anhang zusammengefasst, als Zugabe hübsch aufgemacht mit Vignetten der Löwenbrauerei. Hier steht auch der Anmerkungsapparat, welcher teilweise umfangreiche Co-Referate zum Text beinhaltet und so de facto eine zweite, vertiefende Leseebene bietet. Neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis findet sich im Anhang schließlich ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister.

Denkt man an die im Bayerischen Wirtschaftsarchiv gehüteten Bestände bleibt zum Schluss die Frage, wie sich die archivalische Situation der zahlreichen Craft-Brauereien darstellt, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden schießen. Sie bilden lokale Gegenbewegungen zu den eingangs beschriebenen Mega-Brauereikonzerne, in denen schließlich Löwenbräu untergegangen ist. Aus volkscundlicher Sicht wird zu beobachten sein, wie lange diese Betriebe jeweils existieren und welchen Wert sie darauf legen, ihre Geschichte – egal, wie kurz oder lang diese ausfallen wird – archivalisch zu bewahren.

Bedürfte es jedenfalls eines überzeugenden Beweises für die Notwendigkeit von Einrichtungen wie dem Bayerischen Wirtschaftsarchiv, das Firmengeschichten vor dem Vergessen rettet, Richard Winkler hätte ihn mit seinem Buch geleistet.

Anmerkung

¹ *Wolfgang Behringer*: Löwenbräu. Von den Anfängen des Münchner Brauwesens bis zur Gegenwart. München 1991.

Birgit Speckle, Würzburg

Franziska Sperling: *Biogas – Macht – Land*. Ein politisch induzierter Transformationsprozess und seine Effekte. Göttingen: V&R unipress, 2017. 352 S.

Die von *Franziska Sperling* vorgelegte Monographie beschäftigt sich am Beispiel der Energieerzeugung mit Biogas in der Region zwischen Fränkischer und Schwäbischer Alb mit den lokalen Auswirkungen der Förderprogramme und -instrumente, die unter dem Schlagwort der „Energiewende“ auf die Umstellung von kohlenstoffbasierter auf regenerative Energieversorgung zielen. Die Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur Anthropologie politischer Felder, da sie Konstruktionsbemühungen über mehrere politische Maßstabsebenen sichtbar und die bislang überraschend selten zur Anwendung gekommene Methode des *studying through* produktiv macht. Die hierbei transparent werdenden Zusammenspiele aus Energie, Institutionen, Infrastrukturen und Akteuren definiert Sperling unter Anlehnung an die gegenwärtig erstarkende *Anthropology of Energy* als „Energio-Formationen“ (13). Mit dieser Fokussierung greift sie den in jüngerer Zeit an die Anthropologie ergangenen Appell auf, das Thema der Energie stärker zum Forschungsfeld zu machen.

In der theoretischen Annäherung an den Forschungsgegenstand setzt sich Sperling insbesondere mit der *Anthropology of Energy* auseinander, „die kulturelle Vorstellungen von Energie erforscht, also wie sie gedacht, entwickelt und im Alltag genutzt wird“ (53). Der Mehrwert so informierter Ethnographien für das Feld der Energieforschung liegt vor allem in der Transzendierung der ökonomisch-rationalistischen Perspektive und der Sichtbarmachung der komplexen Aushandlungsprozesse in menschlichen Bezugssystemen zu Energieproduktion und -konsum. Sperling spricht hierbei von der grundlegenden „messiness der Energiewende“ (64) und weist damit darauf hin, dass im Zuge der Neujustierungen der Energiepolitik sowohl intendierte als auch nicht intendierte soziale Prozesse in Gang gebracht wurden. Diese versteht sie weniger als störende Begleiterscheinung, denn als analytische Fenster der Anthropologie, in denen Praxismuster (post-)industrieller Gesellschaften aufscheinen. Diese werden wiederum als *Energopractices* bezeichnet. Sperling versteht sie als aus der *Energypower* – dem übergeordneten soziokulturellen Kontext der Energiewende – und den *Energopolitics* – entsprechende politische Programme und Steuerungsinstrumente – resultierende Effekte auf der Mikroebene (69). Bei der konkreten Analyse der *Energopractices* stützt sich Sperling auf einen Datenkorpus aus Beobachtungen, Mental Maps und über vierzig Interviews.

Die empirischen Befunde werden anhand von vier Schwerpunkten dargestellt. Der erste thematisiert die Energieproduktion von der zur Anwendung kommenden Technik über die ein- und freigesetzten Stoffe bis hin zu Bauauflagen und -genehmigungen entsprechender Anlagen. Mit dem zweiten Schwerpunkt rückt der Wandel des klassischen Tätigkeitsfeldes der Landwirte ins Zentrum. Durch die expandierende Branche entwickelt sich ein „Modernes Unternehmertum in konservativ geprägter Region“ (187). Sperling interpretiert

die entsprechenden Personen vor dem Hintergrund der klassischen Landwirtschaft als Akteure, welche die veränderten Opportunitätsstrukturen erkannt und innovativ für sich genutzt haben. Die Kehrseite dieser Transformation der Landwirtschaft wird im Rahmen des dritten Schwerpunktes dargestellt. So sieht sich ein Teil der Bevölkerung durch die Biogasanlagen in seiner Lebensqualität eingeschränkt und schließt sich in Teilen zu Bürgerinitiativen zusammen. Neben diesem, kulturwissenschaftlich in der Vergangenheit oft erforschten, Konflikt zwischen unterschiedlichen Vorstellungen von (Kultur-)Landschaft, wird Biogas jedoch auch vom Umwelt- und Naturschutz problematisiert, da durch den Wandel der Wirtschaftsformen auch die Artenvielfalt dezimiert wird. Im vierten Schwerpunkt wird jedoch deutlich gemacht, dass die Akzeptanz für die Biogastechnologie auf dem Land durchaus entwickelt werden kann. Vorgeführt wird dies am Beispiel einer kleinen bayrischen Gemeinde, die sich mit Hilfe der Biogastechnologie selbst mit Wärme und Strom versorgt.

Die vorliegende Arbeit von Franziska Sperling eröffnet einen differenzierten, theoretisch und methodologisch fundierten und zumeist kurzweilig zu lesenden Einblick in die Effekte der sich wandelnden Energiepolitik. Eine zentrale Stärke des Buches ist, dass die lokale Ebene der Energiewirtschaft mit der regionalen, nationalen und europäischen Dimension in Verbindung gesetzt wird. Die herausgestellten *Energopractices* werden so als Arrangements einer Vielzahl an Akteuren und Aktanten greifbar. Sperling zeigt, wie sich rund um die Biogastechnologie und die konkreten Produktionsanlagen ganz unterschiedliche Praktiken in stark differenzierten sozialen Feldern situieren. Dem Aufruf zur Fundierung einer *Anthropology of Energy* ist damit im Vielnamensch erstmals auf beeindruckende Weise Folge geleistet worden. Für in Zukunft erscheinende Analysen in diesem Forschungsfeld wird das Buch sicherlich ein prominenter Bezugspunkt sein.

Jan Lange, Tübingen

Jürgen Hasse: *Versunkene Seelen. Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert*. Freiburg im Breisgau/Basel/Wien: Herder, 2016. 293 S. m. Abb.

Forschungen zur maritimen Kultur und Gesellschaft haben sich bislang auf der einen Seite auf bestimmte Orte und Regionen konzentriert, wie jüngst und beispielhaft im Sinne einer „*histoire totale*“ Martin Rheinheimers Studie über „Die Insel und das Meer. Seefahrt und Gesellschaft auf Amrum 1700–1860“ (Stuttgart 2016). Auf der anderen Seite entstanden in der letzten Zeit Sammelbände, die sich maritimen Phänomenen unter mentalitätshistorischen beziehungsweise interdisziplinären Gesichtspunkten näherten (exemplarisch Rudolf Holbach u. Dietmar von Reeken [(Hgg.): „Das ungeheure Wellen-Reich“. Bedeutungen, Wahrnehmungen und Projektionen des Meeres in der Geschichte. Oldenburg 2014). Eher selten hingegen wurden spezielle Phäno-

mene maritimer Lebenswelten übergreifend behandelt. Hier sei aus volkskundlicher Sicht auf Timo Heimerdingers Habilitationsschrift über seefahrende Berufe (Der Seemann. Ein Berufsstand und seine kulturelle Inszenierung [1844–2003]. Köln/Weimar/Wien 2005) sowie auf Kristin Kubes Dissertation über „Hochseefischer“ (Die Lebenswelt eines maritimen Berufsstandes aus biografischer Perspektive. Münster 2013) verwiesen. Auch zum vorliegenden Thema des maritimen Todes liegen aus jüngerer Zeit nur vereinzelt Studien vor, aus volkskundlich-kunsthistorischer Perspektive unter anderem „Der Tod und das Meer: Seenot und Schiffbruch in Kunst, Geschichte und Kultur“ (hgg. von Stefanie Knöll, Michael Overdick, Norbert Fischer u. Thomas Overdick. Handewitt 2012) sowie aus geschichtswissenschaftlicher Sicht Martin Rheinheimer in seinem eingangs erwähnten Werk.

Aus diesem zuletzt genannten Themenschwerpunkt des maritimen Todes greift *Jürgen Hasse*, emeritierter Professor für Humangeografie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, ein besonderes Phänomen heraus: die Begräbnisplätze für unbekannte Strandleichen. Ihre Namen variieren: Friedhof der Heimatlosen, Friedhof der Namenlosen, Seefahrerfriedhof oder auch „Drinkeldoden-Karkhof“. Strandleichen nennt man Opfer von Schiffbrüchen, die an den Küsten angeschwemmt wurden und nicht identifiziert werden konnten. Deren Bestattung gestaltete sich zunächst höchst provisorisch, teilweise in den Dünen. Die Anlage besonderer Begräbnisplätze für unbekannte Strandleichen geschah vor allem im Verlauf des 19. Jahrhunderts, wobei hygienische Aspekte ebenso eine Rolle spielten wie das aufkommende Seebäderwesen und mithin der Einfluss städtisch-bürgerlicher Kulturen. Einige von ihnen sind heute als Touristenattraktionen in musealisierter Form unter anderem in Westerland auf Sylt und Nebel auf Amrum erhalten geblieben (dies gilt übrigens auch für den Friedhof der Namenlosen an der Donau in Wien – einer der wenigen im Binnenland gelegenen vergleichbaren Anlagen).

Zunächst legt Jürgen Hasse, der durch Studien zur phänomenologisch orientierten Raum- und Stadtforschung und zum Mensch-Natur-Verhältnis bekannt wurde, die Bedeutung phänomenologischer Forschung in Bezug auf das gewählte Thema dar. Hierbei spielt die leiblich erfahrene, situative Betroffenheit vor Ort – häufig auf Inseln – eine zentrale Rolle. Dies wird am kunsthistorischen Topos des Schiffbruchs ausgeführt. Sodann geht er auf die Geschichte der Schifffahrt und die besondere, zeichenhaft besetzte Rolle des Seemannes und ihrer Narrative ein. Die folgenden Abschnitte widmen sich unter anderem den Berichten über Strandungsfälle und Strandleichen mit Fokus auf der deutschen Nordseeküste. Im Mittelpunkt stehen der sich wandelnde Umgang mit der Bestattung der Strandleichen und die Anlage spezieller Begräbnisplätze abseits der regulären Friedhöfe. Diese Absonderung erklärt sich aus dem mentalitätshistorisch gut dokumentierten Phänomen der so genannten „Unehrlichkeit“: Bis weit in die Neuzeit hinein erlaubten die christlichen Kirchhöfe nur „ehrliche Begräbnisse“, so durften – wie bei-

spielhaft Sylvina Zander in ihren quellenmäßig dokumentierten Untersuchungen darlegte – unter anderem Nicht-Getaufte, Selbstmörder, Angehörige „unehrlicher Berufe“ dort nicht bestattet werden. Anschließend thematisiert Jürgen Hasse das „Vergessen-Machen“ des spezifisch situierten Seemannstodes und interpretiert dies als evozierte Angst vor dem Tod in Folge der Konfrontation mit der – häufig entstellten – Leiblichkeit von Strandleichen. Zum Schluss der Studie behandelt der Autor die räumliche Gestaltung von Friedhöfen im Allgemeinen und Namenlosen-Friedhöfen im Besonderen. Letztere ergab sich weniger aus (landschafts-)architektonischen, sondern vielmehr aus situativ orientierten Überlegungen.

Jürgen Hasse legt eine originelle, anregende und ausgezeichnet informierte Studie zu einem in der maritimen Kultur- und Gesellschaftsgeschichte bisher nur vereinzelt – jedenfalls nicht in Form einer Monografie – behandelten Thema vor. Jenseits der regionalspezifischen Verortung verweisen seine Ausführungen auf den heterotopologischen Charakter dieser besonderen Begräbnisplätze, die keiner einheitlich-ästhetisierenden Ausgestaltung unterlagen. Zugleich verweisen sie auch auf leibhaftige „Schrecken des Todes“ in einer Epoche, in der der Umgang mit toten Körpern in der bürgerlichen Gesellschaft ansonsten auf vielfältige Weise sublimiert und ästhetisiert wurde (beispielsweise durch die Anlage von Parkfriedhöfen). Der Band umfasst auch zahlreiche Abbildungen, deren Größe und Qualität allerdings – diese kritische Anmerkung sei erlaubt – deutlich zu wünschen übrig lässt, sowie neben dem Literaturverzeichnis dankenswerterweise auch ein differenziertes Register.

Norbert Fischer, Hamburg

Anna-Livia Pfeiffer: Das Ewige im Flüchtigen. Eine Bau- und Zivilisationsgeschichte der Feuerbestattung in der Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2015. 511 S. m. 279 Abb. u. 4 unpag. Farbtafeln.

Die zu besprechende Arbeit ist die Dissertation der Autorin an der Technischen Universität Darmstadt im Fachbereich Kunstgeschichte. Sie behandelt die Wiedereinführung der Kremation, das heißt die „verschiedenen Aufbewahrungsmodi und -orte für Aschenreste“ in der Zeit von 1849 bis 1939 und ihre mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Hintergründe. Sie fragt nach den „baulichen Funeralmethoden“ für die Ascheaufbewahrung, den typenbildenden Bauwerken und widmet sich erstmals der Kremation und ihren Grauen im Nationalsozialismus.

Die umfangreiche Studie setzt ein mit dem bekannten Diskurs über die Wiedereinführung der Feuerbestattung und der Rezeption der Argumentation berühmter Protagonisten wie Jakob Moleschott, Friedrich Küchenmeister, Johann Peter Trusen oder Johann Jakob Wegmann-Ergolani. Im Weiteren werden die Zersetzungs- oder Auflösungsverfahren der Leichname dis-

kutiert und die intensive Aufklärungs- und Propagandaarbeit der Feuerbestattungsvereine dargestellt.

Der Exkurs über die Feuerbestattung unter den Nationalsozialisten ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Ein interessanter Befund ist die Kontinuität der Affinität der Protestanten zur Feuerbestattung seit ihrer Wiedereinführung im späten 19. Jahrhundert und dann im Nationalsozialismus: „War das Ausklammern von individueller Glaubensausübung ein wichtiger Leitsatz der Feuerbestattungsbewegung gewesen, so gehörte Religiosität – und zwar die evangelische Konfession – künftig zur Programmatik des Großdeutschen Verbandes.“ (68)

Bei der Gleichschaltung der Feuerbestattungsvereine nach 1933 nahm der Königsberger Arzt Paul Mühling eine führende Stellung ein. Hierzu gehörte, dass der Begriff Kremation und Krematorium aus dem Wortschatz der Bewegung verdrängt wurde und man stattdessen von Feuerhallen und Feuerehrung sprach. Mühling, der eine Schrift über die „Zukunftswege nordischer Feuerehrung“ verfasst hatte, war unmittelbar an der Germanisierung und Resakralisierung der Feuerbestattung, die sich auch in der Baukunst niederschlagen sollte, beteiligt. Die „Feuerehrung“ erhielt nun eine quasireligiöse Bedeutung und gipfelte schließlich im „Lichtglauben“ und „Lichtgedanken“ als neuer „Ur-Religion“. Diese Wendung knüpft nahtlos an die Ideologie der Lichtverehrer der Lebensreformer des späten 19. Jahrhunderts an und so ist es letztlich nicht verwunderlich, dass Fidus als lichtbesessener Lebensreformer und Anhänger der Freikörperkultur der NSDAP beitrat und selbst etliche Feuerehrungshallen im Sinne stammesmäßiger Erhebungsstätten entwarf, die allerdings den Nationalsozialisten zu „okkultistisch“ waren und die „nordische Idee“ verkitschten. *Anna-Livia Pfeiffer* hat diese Entwürfe erstmalig im Kontext der nationalsozialistischen Feuerehrung untersucht und damit den Boden zur Lebensreformbewegung hergestellt.

Die neue Ideologie des Lichtgedankens, die die Kremierung nun als „große, heilige Wandlung“ und „Sakrament der Zukunft“ verstand, erforderte auch ein neues Zeremoniell, das nach einer Feuerbestattung vor den Augen der Hinterbliebenen verlangte. Zudem forderte Mühling ein restloses Verschwinden der menschlichen Überreste und ein restloses Übergehen in das „Lichtreich“, was demzufolge auch eine Beisetzung der Aschenreste ausschloss, die Mühling als widernatürlich empfand (87). Er propagierte eine Überwindung des „Aschenkultes“ und einen endgültigen Verzicht auf das Stoffliche und so wurde 1934 auf dem Verbandstag der Feuerbestattung die „restlose Feuerbestattung“ als „Endziel“ der Krematisten verkündet.

Mühling betrachtete den menschlichen Leichnam als „Abfallstoff im Haushalt menschlicher Gemeinschaften“, als eine wertlose Puppenhülle, die ohne jegliches Aufheben zu beseitigen sei (89). Damit war der Weg in die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie in den Krematorien geebnet.

Der zweite Teil der Studie widmet sich dem Diskurs der Architekten über die architektonische Gestalt der Krematorien, der zwischen einer eher sakralen Architektur

und einer nicht verhüllenden „Einäscherungsanstalt“ schwankte. In den verschiedenen Handbüchern wurde eine interkonfessionelle Sprache gefordert, die letztlich immer wieder in einer hoheitsvollen Sakralarchitektur mündete. Dabei spielte die Frage nach dem Beisetzungsort, das heißt in Urnenhainen im Freien oder in Kolumbarien, eine wichtige Rolle. Kolumbarien konnten sich letztlich nicht durchsetzen, da sie als zu römisch und nicht deutsch genug angesehen wurden. Zudem favorisierte auch die Friedhofsreformbewegung eine Beisetzung der Aschenreste in naturnahen Urnenhainen. So fand auch das Gothaer Beispiel mit den in der Urnenhalle präsentierten Urnen keine Nachahmung. In dieser Zeit klingt bereits das Ideal von der Beisetzung der Aschenreste in der freien Natur an. „Hochkonjunktur erfuhr der Gedanke dann in völkischen Kreisen seit 1937.“ Denn der „Wald als Naturdom“ war in den Augen der völkisch Gesinnten „ein germanengemäßer Ort der Gottesverehrung“ (161). Interessant sind diesbezüglich die Kontinuitätslinien zwischen den frühen Verfechtern der anonymen Beisetzung, den Nationalsozialisten und der in der DDR propagierten und staatlich geförderten anonymen Bestattung, worauf die Rezensentin bereits verschiedentlich aufmerksam gemacht hat.

Pfeiffer befasst sich eingehend mit utopischen oder Idealentwürfen, wie etwa den bekannten Entwürfen von Pierre Marin Giraud der französischen Revolutionsarchitektur, den deutschen Entwürfen von Adolf Marsch oder den gigantomantischen Visionen von einer Totenstadt als Parallelstadt von Albrecht Haupt, die allesamt nicht verwirklicht wurden. Im Unterschied zu diesen bombastischen Projekten für Nekropolen präsentiert Pfeiffer bekannte Entwürfe von Architekten wie Paul Wolf, dem Gartenarchitekten Josef Hempelmann oder Joseph Pertl, die sich die Beisetzung der Aschenreste als eher namenlose Kollektivgräber vorstellten.

Letztlich setzte sich in Deutschland die Beisetzung der Urnen in Urnenhainen durch, und die vielfältigen Entwürfe für Urnenhallen, Kolumbariumsarkaden oder hallenartige Umgänge in der Form eines Camposanto wurden nicht realisiert. Weniger bekannt sind in diesem Zusammenhang Einzelbeispiele von freistehenden Urnenhallen in Form antiker Rundtempel, die vorwiegend in Preußen oder Bayern, wo die Feuerbestattung noch nicht erlaubt war, gebaut wurden. Als Beispiel sei hier der antike Rundtempel auf dem Friedhof Berlin-Friedrichsfelde genannt.

Ebenfalls selten wurde die architektonische Verknüpfung eines unterirdischen Funktionsbaus mit darüberliegender Beisetzungsstätte realisiert. So entstand in Coburg als Erweiterungsbau einer bestehenden Leichenhalle eine Urnenhalle, die in der Forschungsliteratur bislang wenig beachtet wurde, und in Gera wurde das viel diskutierte Kremato-Kolumbarium mit dem legendären Monistenloch, einem eigenen Versenkungsschacht, errichtet. Denn die Nichtchristen durften ihre Trauerfeiern nicht in der evangelischen Friedhofskapelle abhalten, sondern mussten ins Freie ausweichen.

Ein weiterer Typus waren „halbarchitektonische Anlagen“ mit angrenzenden Aschengärten, wozu Pfeiffer

etwa das von Peter Behrens errichtete Krematorium in Hagen in Westfalen oder das von Fritz Schumacher in Dresden-Tolkewitz mit vorgelagertem Wasserbecken und rückwärtigem Urnenhof zählt. Weniger prominent ist das von Rudolf Kühn in Forst in der Lausitz in expressionistischem Formenvokabular errichtete Krematorium, das den „Lichtgedanken“ der Kremation gestalterisch umsetzte, der später von völkisch gesinnten Anhängern der Feuerehrung adaptiert wurde.

Abschließend werden verschiedene, zumeist nicht realisierte Projekte für Gemeinschaftsanlagen in Urnenhainen vorgestellt, denn seit der Friedhofsreformbewegung wurde die sichtbare Unterscheidung zwischen einem Körper- und einem Aschengrab aufgegeben, zumal Urnen und Särge gleichermaßen in Familiengräbern beigesetzt wurden. Schließlich werden einige der seit 2004 entstandenen Urnen- und Grabeskirchen beschrieben.

Das Fazit von Anna-Livia Pfeiffer ist, dass sich die utopischen Ideen zur massenhaften, oftmals anonymisierten Aufbewahrung von Aschen in ihrer Entstehungszeit aufgrund der Tradition der bürgerlichen Trauerkultur nicht durchsetzen konnten. Das ist zweifellos richtig. Ihrem letzten Satz, dass der Tote so „ein öffentliches Wesen“ bleibe, dem „man im öffentlichen Raum gedenken muss“ (452), kann die Rezensentin nur unter dem Vorbehalt zustimmen, dass öffentliche Wesen auch namenlose Wesen umfasst, denn angesichts von 20 Prozent Gräbern ohne Kennzeichnung der Grabstätte und der zunehmenden Waldbestattungen mit circa fünf Prozent wird heute in Deutschland jeder Vierte vielleicht dann doch nicht mehr öffentlich beigesetzt.

Die äußerst detailreiche Untersuchung von Anna-Livia Pfeiffer bietet umfangreiches Anschauungsmaterial zur Debatte über mögliche Formen der Aschenbeisetzung und angemessener Beisetzungs- und Trauerrituale. Damit legt sie das der Kremation innewohnende Potential, die Sepulkralkultur radikal zu verändern, dar. Allerdings lassen die kenntnisreichen und teils weit-schweifigen Ausführungen eine Fokussierung vermischen, aber auf was eigentlich? Der Rezensentin ist die wissenschaftliche Fragestellung dieser als monographischem Überblick angelegten Arbeit jenseits der Deskription nicht klar. Mit der breiten und sorgfältigen Darstellung der zahlreichen Entwürfe und Utopien für Krematorien und Aschenbeisetzungsarchitekturen besitzt die Arbeit einen Handbuchcharakter, der die Forschung über die Feuerbestattung bereichert.

Barbara Happe, Jena

Britta Bauer: Baumbestattungen in Deutschland. Sozialwissenschaftliche Untersuchung einer alternativen Bestattungsform. Hamburg: Verlag Dr. Kováč, 2015. 327 S. m. 59 Abb., z. T. farbig, 63 Tab. (Socialia. Studienreihe Soziologische Forschungsergebnisse, Bd. 141).

Die zu besprechende Studie ist eine Dissertation, die am Lehrstuhl für Forst- und Umweltpolitik der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau ent-

stand. Das Erkenntnisinteresse von *Britta Bauer* „gilt der Analyse von Einstellungen und Überzeugungen, aufgrund derer sich Menschen für eine Baumbestattung entscheiden“ (3). Sie betreibt also, wie sie selber schreibt, „Motivationsforschung“ (4).

Die Studie beginnt mit einem kurzen Blick auf die Tradition und Praxis von Baumbestattungen in England, den USA, Belgien und den Niederlanden, Korea und der Schweiz. Anschließend wird die Praxis der Baumbestattungen in Deutschland kurz skizziert sowie die Position der katholischen und evangelischen Kirche umrissen. Daran schließt sich ein mehr als schlaglichtartiger Überblick über den Wandel der Sepulkralkultur in Deutschland an, in dem Bekanntes referiert beziehungsweise angetippt wird. Die Autorin beklagt hier, dass die Deutschen einen natürlichen (?) Umgang mit Tod und Sterben verlernt hätten, und behauptet unter anderem, dass das dauerhafte Steingrab durch allzeit erreichbare Internet-Friedhöfe ersetzt werde. Solche gewagten Bekundungen bedürfen insbesondere in einer Dissertation einer empirischen Untermauerung, die Bauer aber dem Leser schuldig bleibt. Weiterhin geht es um das positive Verhältnis der Deutschen zum Wald, der als Refugium und Rückzugsort von der Zivilisation diene. In dieser durchweg positiven Konnotation des Waldes sieht Bauer in Anlehnung an die Arbeit von Sylvie Assig (Waldesruh statt Gottesacker. Der Friedwald als neues Bestattungskonzept. Eine kulturwissenschaftliche Spurensuche. Stuttgart 2007) die entscheidenden Einflussfaktoren für die Wahl einer Baumbestattung. Es werden die bekannten Wünsche und Hoffnungen, die sich mit einer Baumbestattung verbinden, referiert: Hierzu zählen etwa die Ablehnung des als zu reglementiert empfundenen, traditionellen Friedhofes, der Wunsch nach Vorsorge, die Symbolkraft der Bäume, der Wegfall der Grabpflege, die Möglichkeit einer ortsunabhängigen Bestattung und nicht zuletzt ökologische Überzeugungen, die aber eher nachrangig sind.

Aus dieser Literaturdurchsicht werden dann fünf Arbeitsthemen entwickelt, die für die Einstellungsforschung als Grundlage dienen. Für die sich anschließende, qualitative Studie wurden zwei Gruppen mit unterschiedlichen Leitfäden interviewt und zwar eine Expertengruppe von Verantwortungsträgern und eine Expertengruppe von Kunden. Die Analyse der Einstellungsforschungen und des geplanten Verhaltens erfolgt auf der Basis der Theorie des geplanten Handelns (TPB) nach Icek Ajzen.

Die zehn befragten Verantwortungsträger waren Pfarrer, der Geschäftsführer des Museums für Sepulkralkultur in Kassel, Betreuungsförster von Friedwäldern, Theologen und Bestatter oder Betreiber eines Bestattungswaldes. In der Expertengruppe „Kunden“ wurden fünf Frauen und sieben Männer befragt, die sich für eine Baumbestattung interessieren oder bereits entschieden haben oder aber deren Angehörige. Die meisten Teilnehmer dieser Interviews gehörten der Mittel-/Oberschicht an und waren um die 60 Jahre alt. Für diese Experteninterviews wurde die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse gewählt. Die 22 geführten Interviews brachten folgende Ergebnisse: Die Naturverbundenheit

und damit korrelierend eine Abneigung gegenüber den als zu „steril“ und „künstlich“ empfundenen Friedhöfen (103) sind eine der Hauptgründe für die Wahl eines Friedwaldes als Begräbnisstätte. Des Weiteren wurde die Baumbestattung als eine Alternative zum anonymen Grab auf einem Friedhof angesehen. Zudem erachten die „Respondenten“ (ein im deutschen Sprachgebrauch nicht üblicher Begriff) den Baum als einen Ersatz für einen Grabstein, der die Symbolik von Werden und Vergehen auf eine besondere Art widerspiegelt (102). Ein Bestattungswald gewähre den Menschen mehr Freiheit und Selbstbestimmung als ein traditioneller Friedhof und er ströme Ruhe und Geborgenheit aus. Ein weiterer Aspekt ist der Vorsorgegedanke und die damit einhergehende Entpflichtung der Hinterbliebenen von der Grabpflege. Und schließlich bieten Baumbestattungen mehr „spirituelle Offenheit“ als die christlichen Religionen. Mit diesem Ergebnis werden die Studien von Sylvie Assig, Stefanie Rüter oder der Rezensentin zur Problematik von Baumbestattungen bestätigt.

In der quantitativen Studie sollten die Parameter, welche die Wahl einer Baumbestattung beeinflussen, ermittelt werden (144). Die aus der qualitativen Studie gewonnenen Hypothesen sollten durch die quantitative Studie geprüft werden. Befragt wurden 1 000 Personen in Edingen im Kaiserstuhl mittels eines Fragebogens. Die Rücklaufquote belief sich auf 337 Fragebögen (= 34 %). Auch hier werden als stärkste Argumente für eine Baumbestattung die Naturverbundenheit sowie die Entlastung der Angehörigen bezüglich der Grabpflege genannt (176). Kritisch werden von den Befragten die schlechte Erreichbarkeit der Bestattungswälder sowie ein potentieller Traditionsverlust beurteilt. Damit werden erneut bisherige Forschungsergebnisse bestätigt.

Bauer ist es immer wieder wichtig zu betonen, dass die bisherige Forschung zu Baumbestattungen keine qualitativen und quantitativen Erhebungen vorgenommen hat. In ihrer abschließenden Diskussion der Ergebnisse werden erneut die verschiedenen Einflussfaktoren für eine Bestattung im Wald erörtert und mit dem Literaturstudium abgeglichen. Auch hier bestätigt sich wiederum die positive Konnotation des Waldes im Unterschied zum „bedrückenden“, reglementierenden Friedhof, der Vorsorgeaspekt und die Entlastung der Angehörigen. Entgegen der Erwartung, dass der Lebensstil einen Einfluss auf die Wahl der Bestattung hat, kristallisierte sich heraus, dass Menschen mit einem traditionellen Lebensstil (?) sich häufiger für eine Baumbestattung entscheiden als Menschen, denen ein moderner Lebensstil nachgesagt wird. Überraschend ist auch nicht, dass sich mehr Menschen mit evangelischer als mit katholischer Konfession für eine Baumbestattung entscheiden.

Dem Erstaunen der Autorin, dass sich das Thema Bestattungswälder sehr schnell in unserer Gesellschaft etabliert habe, kann sich die Rezensentin nicht anschließen, da diese Thematik ja schließlich nicht vom Himmel gefallen ist, sondern sich etwa durch die Waldfriedhöfe zu Beginn des 20. Jahrhundert bereits lange in der Gesellschaft angekündigt hat. Die Studie vermag letztlich nicht den Erkenntnisgewinn durch die Analyse von Einstellungen und Überzeugungen mittels unterschied-

licher Befragungen zu beziffern und leider strapaziert sie den Leser durch eine Redundanz in der Darstellung und Diskussion der Thematik.

Barbara Happe, Jena

Thorsten Benkel (Hg.): Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes. Bielefeld: transcript, 2016. 367 S. m. Abb., meist farbig. (Kulturen der Gesellschaft, Bd. 15).

Die vorliegende Publikation beschäftigt sich mit zwei ambitionierten Themen. Zum einem mit der Analyse aktueller Tendenzen der Entwicklungen der Bestattungs- und Trauerkultur und ihrem prognostischen Potenzial. Zum anderen mit dem Versuch, die Theorie von Michel Foucault auf bereits bekanntes, aber auch neu erhobenes Forschungsmaterial anzuwenden und es auf seine heterotopische Komponente hin zu befragen. Der Herausgeber begründet dieses Anliegen so: „Andererseits trägt die heterotopische Komponente dazu bei, Thanatophänomene aus einer verräumlichenden Perspektive zu betrachten, denn Sterben, Tod und Trauer haben ihre Orte, die ihnen entweder temporär oder immerzu gewidmet sind bzw. für sie beansprucht werden.“ (8)

Siebzehn Autoren und Autorinnen haben sich dieser Aufgabe gestellt, mit unterschiedlichem Erfolg. Dies verwundert nicht, stellt die Theorie von Foucault nicht nur diese Autoren vor große Herausforderungen. So meldet bezeichnenderweise gerade Doris Lindner, die sich am intensivsten und konsequentesten um ihre Anwendung bemüht hat, Zweifel an, ob dieser theoretische Zugang überhaupt für die Materialanalyse geeignet ist. Im Folgenden sollen einige wenige Überlegungen der Autoren benannt werden, um einen Eindruck ihres Zugangs zum jeweiligen Themenkomplex zu vermitteln.

Die fünfzehn vorliegenden Beiträge wurden den drei Themenbereichen „Sterbediskurse“, „Tod im Wandel“ und „Verräumlichungen“ zugeordnet. Ihnen steht der einleitende Aufsatz zur „Symbolischen Präsenz. Der Status der Identität nach dem Ende der Identität“ von *Thorsten Benkel* voran. In ihm spricht der Autor von der Aufsplitterung und individualisierten Aneignung bei der Form und Gestaltung der persönlichen Beschäftigung mit dem eigenen Sterben und Abschiednehmen als Ergebnis gesellschaftlicher Wandlungsprozesse. Die Zukunft des Todes sieht er in der Pluralität des Todes und plädiert dafür, von verschiedenen Zukunften des Todes auszugehen. Es fallen Basis-Schlagworte der Sepulkralforschung wie Tabuisierung, Abschied von den religiösen Traditionen, Neubesinnung auf das Individuum und Zunahme individueller Gestaltungspotenziale. Die „Sterbediskurse“ leitet *Peter Fuchs* mit seinem philosophierenden Beitrag „Wie nicht von Tod reden“ ein. Darin kommt er unter anderem zu dem Schluss, dass man „nicht nicht“ vom Tod reden kann und formuliert die These, dass der Tod „zu einer Letztontologie der Moderne“ wird (56).

Stephanie Stadelbacher und *Werner Schneider* analysieren in „Zuhause Sterben in der reflexiven Moderne. Pri-

vate Sterbewelten als Heterotopien“ die Vorstellungen des Sterbens im gewohnten privaten Umfeld als gutes Sterben, verstanden als Gegenpol zur Hospitalisierung. Sie decken deren utopischen Charakter auf, denn auch der private Raum wird nach Foucault zu einer „Krisenheterotopie“, da die Krise als grundlegender Bestandteil des sozialen Todes existent bleibt und das Zuhause im Sterben seinen ursprünglichen Charakter als Ort der Erhaltung des Privaten und Selbstbestimmten verliert. Einem anderen spezifischen Ort des Sterbens wendet sich *Doris Lindner* zu – dem Hospiz. Unter dem programmatischen Titel „Einschluss der Ausgeschlossenen. Konturen des Sterbens im Hospiz“ befragt sie diesen besonderen Ort, der im foucaultschen Sinn durchaus als ein hybrider Unort verstanden werden kann. Beim Hospiz geht es um die Schaffung neuer Räume, auf der Grundlage neuer Sinnhorizonte. Dabei wird das Hospiz zum Ort von Verheißung und zum Hoffnungssträger, das Sterben bis zum Schluss leben zu können. Der Sterbeort bei *Birgit Richard* und *Birte Svea Philipp* ist weniger real. In ihrem Beitrag „Jugendliche Todesbilder bei flickr.com“ geht es um die bildliche Selbstinszenierung Jugendlicher im digitalen Raum im Kontext von Sterben, Tod und Totenbildern. Dafür analysieren beide Autorinnen die seit 2004 existierende Internetplattform flickr.com und entwerfen eine Typologie der jugendlichen Todesdarstellung. Etwas problematisch stellen sich die unter dem Obertitel „Tod im Wandel“ zusammengeführten Beiträge dar, misst man sie an den im Vorwort angekündigten neuen Fragestellungen. Hier findet sich häufig wenig Neues. Das gilt insbesondere für den Aufsatz „Tod und Masken“ von *Susanne Regener*, aber auch für *Matthias Meitzlers* „Postexistenzielle Existenzbasterei“, in dem er sich zum Wandel zeitgenössischer Friedhöfe zwischen Individualisierung und Entindividualisierung äußert. Das Zukunftspotenzial von *Norbert Wichard* und *Dirk Preuß* beschränkt sich auf einen moralischen Appell an verantwortliche Institutionen, sich den neuen sozialen Forderungen bei den Sozial- und Ordnungsamtsbestattungen sowie bei Tierbestattungen zu stellen. *Kathleen Warnhoffs* analytischer Versuch, in „Tanzt der Tod jetzt aus der Reihe?“ die Theorie von Jean Baudrillard auf ihr utopisches und dystopisches Potenzial für einen Zukunftsdialog zum Tod zu befragen, endet mit einer Absage, da die hiesige Gesellschaft die dafür notwendige Beschäftigung mit dem realen Tod verweigere. Der dritte Themenkomplex „Verräumlichungen“ führt schließlich wieder auf Sterbe- und Trauerräume zurück und stellt erneut die Fragen nach Zukünftigkeit und Andersortigkeit. *Norbert Fischer* tut dies in seinem, dem dritten Komplex mit Recht vorangestellten Aufsatz „Der entfesselte Friedhof. Über die Zukunft von Bestattungs- und Erinnerungsorten“ mit einer Vielzahl visionärer Blicke. Der neue Friedhof des 21. Jahrhunderts ist für ihn geprägt durch die wachsende Diversität von Grabanlagen, quasi die Entstehung von Miniaturlandschaften der Trauer, die Abbild einer zunehmenden Individualisierung und erlaubten Visualisierung von Identitäten sind. Darüber hinaus entwickelt sich der Friedhof zukünftig zur ökologischen Nische für

Mensch und Tier. Eine wesentliche Innovation sieht *Norbert Fischer* in der Entgrenzung dieses traditionell umgrenzten Ortes der Trauer, hinein in die freie Landschaft und den digitalen Raum, die er als Erweiterung, nicht als Ablösung des historischen Kanons sieht.

Die nachfolgenden Autoren führen beispielhaft aus, was *Norbert Fischer* als individualisierte, aufgefächerte und entgrenzte Miniaturlandschaften der Bestattung und Trauerorte benennt. Zum Beispiel *Julia Böcker*, wenn sie in „Frühe Tode. Verräumlichungen der Trauer um Ungeborene“ die neue Verortung der Trauer um Frühgeburten unter 500 g in speziellen Grabanlagen als Ort der Zusammenführung von gleichermaßen Betroffenen, als umgesetzte Utopie einer gelingenden Abschiednahme beschreibt. Auch den Aufsatz von *Dirk Preuß* „Zeus(?) Platz! Die Zukunft des toten Heimtieres“ kann man als ein eingefordertes, öffentlich manifestiertes Recht auf Trauer lesen. *Anke Offerhaus'* Gedanken betreten in „Begraben im Cyberspace“ den virtuellen Friedhof und damit einen neuen, entgrenzten Ort der Trauer mit besonders hohem Zukunftspotenzial.

Resümierend kann man mit den Worten der Mitautorin *Doris Lindner* sagen: „Ein Versuch bleibt dieses Unterfangen allemal, denn jeder Rückgriff auf die Heterotopologie ist ein kühnes Unterfangen, hat Foucault doch lediglich eine bruchstückhafte Theorie vorgelegt, deren Offenheit wohl gleichzeitig ihre größte Kritik ist.“ (87) Ein mutiger Versuch, der es wert ist, unternommen worden zu sein.

Jane Redlin, Berlin